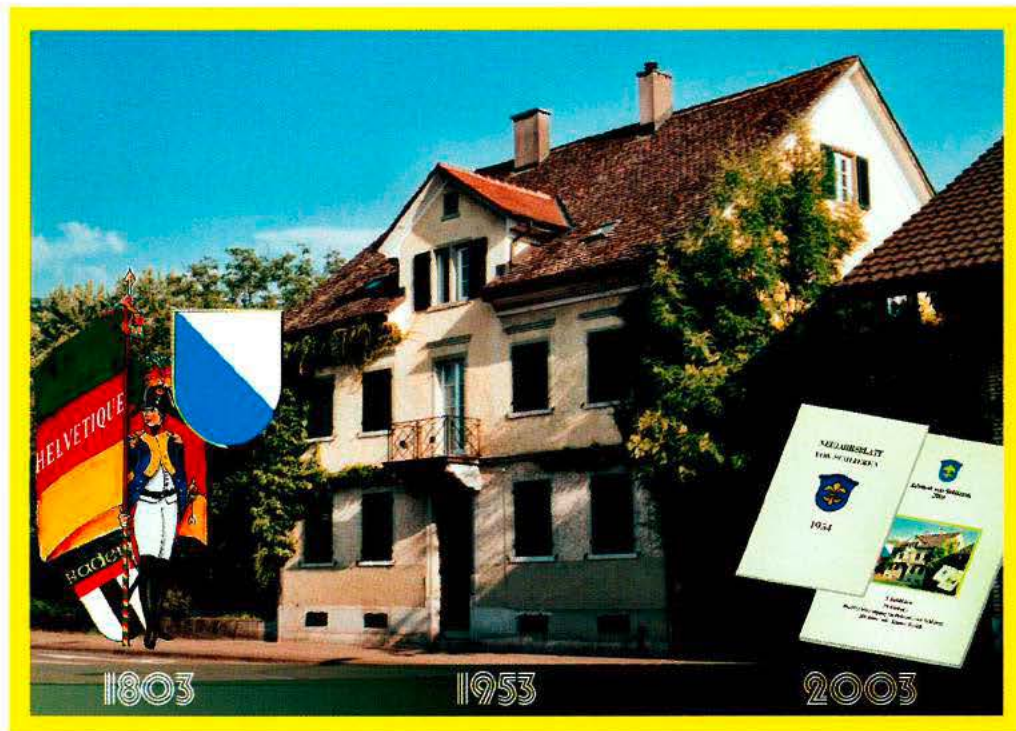




Jahrheft von Schlieren 2003



3 Jubiläen

25 Schlieremer Jahrhefte

50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde Schlieren

Schlieren 200 Jahre beim Kanton Zürich

25. Jahrheft von Schlieren 2003
Jubiläumsheft

50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde Schlieren

von Paul Furrer und Heiri Meier-Buchli

Die 25 Jahrhefte der Vereinigung für Heimatkunde

von Heiri Meier-Buchli und Kurt Frey

Schlieren 200 Jahre beim Kanton Zürich

von Peter Suter

Auch das 20. Jahrhundert ist schon Geschichte

«Schliermer Dorfgschichte»

verzellt vom «Gmeindschriiberheiri» (Heiri Bräm)

Die Geschichte von Schlierens 300-m-Schiessanlagen

von Robert Binz

Redaktion, Bildbearbeitung und Layout: Peter Suter

Herausgegeben von der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren
und der Arbeitsgruppe für Ortsgeschichte

Druckerei Haderer, 8103 Unterengstringen

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde Schlieren	5–28
1. Teil: Wie es zur Gründung kam	5–14
2. Teil: Der Verein wächst und gedeiht	15–28
Liste der Amtsinhaber seit Bestehen der Vereinigung	28
Die Geschichte der 25 Jahrhefte	29–52
Karte des Wettinger Zehnten von 1693	30
Historische Einlage – über Adel, Zehnten und Lehenswesen	33–38
Die Mitglieder der Arbeitsgruppe für Ortsgeschichte	52
Schlieren 200 Jahre beim Kanton Zürich	53–66
Karten des Schlieremer Dorfkerns in den vergangenen 300 Jahren	54
Auch das 20. Jahrhundert ist schon Geschichte	67–85
«Schliermer Dorfgschichte»	68–77
Häuserplan des alten Dorfkerns	77
Die Geschichte von Schlierens 300-m-Schiessanlagen	78–85
bisherige Ausstellungen	86
Liste der bisherigen Jahrhefte	87
Quellenangaben	88



Vorwort

Im Rückblick auf unsere 50-jährige Geschichte der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren erklären uns Gründungsmitglied Paul Furrer und alt Stadtpräsident Heiri Meier-Buchli in einer beschaulichen und zutreffenden Art, was alles geschehen ist.

Der Wandel unserer Gemeinde vom Bauern- und Handwerkerdorf zum Industrieort führte einige Interessierte zusammen, um die Lokalgeschichte zu erforschen und eventuell noch vorhandene Teile davon zu bewahren. Diese Zeit der Anfänge beschreibt unser heute noch aktives Vorstandsmitglied Paul Furrer.

Ein Ausstellungskasten mit Gegenständen aus Metall, Fotografien zum Thema Schlieren gestern, Schlieren heute und mit Visionen für die Zukunft weckte die Interessen vieler Schlieremer. Sind da heute nicht ähnliche Bestrebungen im Gange?

Ein öffentlicher Vortrag im Dezember 1952 bewog die anwesenden Schlieremer, den Organisatoren dieses Anlasses den Auftrag zu erteilen, einen Verein zu gründen mit den notwendigen Statuten und dergleichen.

Die Gründungsversammlung am 13. Juni 1953 war eine reine Formsache und die Schlieremer Bevölkerung stand voll hinter der Sache; sei es beim Bann-, Wald- oder Dorfumgang mit dem ersten Präsidenten, Heinrich Meier-Rütschi.

In seinem Bericht über die letzten 40 Jahre der Vereinigung hält Heiri Meier-Buchli mit vielen kleinen Pointen nicht zurück. Und es ist für den Leser ein reines Vergnügen, die neuzeitliche Entwicklung von Schlieren in Wort und Bild nachlesen zu dürfen.

Im zweiten Abschnitt nehmen wir Einblick in unsere Jahrbücher, anfänglich ein Produkt der Vereinigung bis zu 14. Ausgabe. Anschliessend wurde die Arbeitsgruppe für Ortsgeschichte ins Leben gerufen, mit der Auflage, dass jeder Einzelne zum Autor werde und mitgestalte.

Das dritte Thema, bearbeitet von unserem langjährigen Schreiber, Redaktor und Freund der Jahrbücher, Peter Suter, behandelt die Frage: Was gibt's 2003 überhaupt zu feiern? Unsere Zugehörigkeit zum Kanton Zürich beruht auf der Zeit vor exakt 200 Jahren. Waren wir nicht besetzt von Frankreich? Schuf uns nicht Napoleon die Mediationsakte im Jahre 1803? Und die Umteilung vom «Canton Baden» zum eidgenössischen Kanton Zürich, die schlussendlich 1848 zur direkten Demokratie führte. In seinem ausführlichen und interessant ausgeleuchteten Bericht entnehmen wir uns zum Teil unbekanntes Tatsachen, die wir uns aber aufs Beste merken müssen.

Zu Dorfgeschichten sind wir bei Heiri Bräm und Ruedi Weidmann eingeladen und lesen manches mehr über unsere Vorfahren in Schlieren in witziger und gekonnter Ausführung.

Das letzte Kapitel beinhaltet die Geschichte der 300-m-Schiessanlagen, recherchiert und beschrieben von Robert Binz, unserem Chronisten in den Jahren 1993–1998. Er erwähnt die alten und neuen Standorte mit allen notwendigen Abstimmungen, Unstimmigkeiten und Protokollen.

Unser Jubiläumsheft 2003 gibt mir die Bestätigung, dass unsere Vereinigung lebt und aktuell ist. Sie beinhaltet für mich die Resonanz der Bevölkerung, der jungen wie der alten, mit dem Interesse an kleinen Einzelheiten und der Fürsorge für das Gewesene.

Herzlichen Dank der Arbeitsgruppe Ortsgeschichte, den Autoren, dem Redaktor und der Bürgergemeinde der Stadt Schlieren für die Finanzierung dieser Ausgabe.

Unser heutiges Jubiläumsheft, das Sie geneigter Leser und Mitglied der Vereinigung in Ihren Händen halten, zeigt uns wieder, wie interessant und vielschichtig diese Werke von unseren Autoren und Redaktoren behandelt werden.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Durchlesen all dieser Themen und Erzählungen und hoffe, Sie weiterhin in unserem Kreise begrüßen zu dürfen. Sei es in unserem Ortsmuseum, auf der Strasse oder an der nächsten Generalversammlung.

Mit dem nochmaligen Dank an alle,

Hansruedi Elmer
Präsident der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren

50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde Schlieren

von Paul Furrer und Heiri Meier-Buchli



Das erste «Ortsmuseum» von Schlieren: Paul Furrers Ausstellungsvitrine an der Bushaltestelle neben der «Alten Post» in den 1950er-Jahren

Erster Teil: Wie es zur Vereinsgründung kam



Paul Furrer, 1953

Geschichtsschreibung ist schwer zu trennen vom persönlichen Standpunkt, das heisst von den persönlichen Erfahrungen des Verfassers. Jeder Geschichtsschreiber trägt eine grosse Verantwortung für eine korrekte Darstellung des Ablaufes, der Ursachen und der Hintergründe. Er ist aber nicht gefeit vor Erinnerungslücken, welche ohne seine Absicht das Geschichtsbild verändern können. Zudem kann der Autor trotz allen Bemühungen nicht verhindern, dass Teile seines Berichts von einigen Lesern anders empfunden werden als er beabsichtigt. Besonders dann, wenn die Dorfpolitik bei den Ereignissen mitgespielt hat, können materielle Interessen und persönliche Beziehungen zu andersartigen Beurteilungen Anlass geben. In diesem Sinne hoffe ich auf ein hohes Mass an Verständnis und Toleranz der Leserschaft.

Paul Furrer

Unsere Vereinigung für Heimatkunde entstand 1953 nicht aus der zufälligen Zusammenarbeit verschiedener Personen, sondern hatte ihre Vorgeschichte in den gesellschaftspolitischen Veränderungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

In dieser Zeit entwickelte sich Schlieren vom Bauern- und Handwerkerdorf mehr und mehr zu einem Industriestandort und Arbeiterwohnort. Das führte dazu, dass die alteingesessenen Bauern und Handwerker auf politischer Ebene durch die aufkommenden Kräfte der organisierten Arbeiterschaft, aber auch durch die zugewanderten höheren Angestellten der Industrie sowie Intellektuelle bedrängt wurden. Ein Wandel in Technik und Gesellschaft war in Gang gekommen und bedrohte die einheimischen, eher konservativen Kräfte und ihre Mehrheitsstellung in den politischen Behörden. Die Schweizerische Landesausstellung 1939 fasste alle diese an und für sich gegensätzlichen Strömungen zusammen. Mit grossem Respekt repräsentierte sie sowohl die traditionell gewachsenen bäuerlichen Strukturen als auch die technischen und industriellen Leistungen. Diese ganzheitliche Darstellung förderte bei vielen Menschen, ob Landwirt, Gewerbler oder Arbeiter, eine tiefe, ganzheitliche Liebe zur schweizerischen und lokalen Heimat.

Nach dem zweiten Weltkrieg verstärkte sich der Wandel vom bäuerlichen Handwerkerdorf zum städtischen Vorort von Zürich noch mehr. In diesem Umfeld kamen dann einige Personen zusammen – getragen von einer starken Heimatverbundenheit, aber auch von einem Verantwortungsgefühl für die Zukunft –, um die Lokalgeschichte zu erforschen, zu bewahren und weiterzugeben. Sie kamen damit einem Bedürfnis interessierter Mitmenschen in einer sich schnell ändernden Zeit entgegen, ohne sich dessen richtig bewusst zu werden.

Politik von heute ist Geschichte von morgen

Mein starkes Interesse an Politik und Geschichte hatte sich schon in der Schulzeit bemerkbar gemacht. Es fand Nahrung in den Gesprächen in der Familie über die Probleme der damaligen Wirtschaftskrise und der Kriegsgefahr in den Dreissigerjahren wie auch über die Gemeindepolitik. So hatte ich früh gelernt, dass die Menschen in unserem Land dank unserer demokratischen Gesellschaftsordnung an der Gestaltung ihrer Lebensqualität mitarbeiten können. Meine Berufslehre als Schlosser und Schmied förderte zusätzlich von der handwerklichen Seite her meinen Wissensdurst über die Kulturgeschichte und besonders über das uralte Handwerk, welches ich ausübte. Eine erste Folge war, dass ich begann, altes Handwerkszeug zu sammeln. Parallel dazu legte ich eine Sammlung von alten Bildern und Postkarten meines Heimatdorfes Schlieren an. Meine Neugier auf alte Handwerkstechniken führte mich schon während meiner Lehrzeit in viele Museen und Ausstellungen. So war ich auch häufiger Besucher des Landesmuseums und richtete mir langsam eine Werkstatt ein, in der ich versuchte, alte Metallbearbeitungstechniken nachzuvollziehen. In diesem Zusammenhang vernahm ich auch, dass im Ortsmuseum Dietikon eine grosse schmiedeeiserne Geldkiste zu sehen sei, die in früheren Jahrhunderten als Tresor gebraucht worden war. Deren Konstruktion interessierte mich sehr. Bei meinem Besuch in Dietikon lernte ich dann Karl Heid kennen. Er war seinerseits sehr erfreut über mein geschichtliches Interesse und zeigte sich mir, dem jungen Handwerker gegenüber, als ausserordentlich liebenswürdiger Lehrmeister in historischen und technischen Fragen. Zu meiner Freude konnte ich ihm bald bei Reparaturarbeiten an metallenen Museumsgegenständen behilflich sein.

Vordenker Karl Heid



Die herausragende Person war da Karl Heid, Postverwalter in Dietikon, der sich schon viele Jahre intensiv mit der Lokalgeschichte des Limmattals befasst hatte. Auf seine Initiative und unter seiner Führung erfolgten die Ausgrabungen und die Restauration der Burgruine Schönenwerd sowie die Ausgrabungen der Burg Glanzenberg, der Hasenburg und der Burg Kindhausen. Mit der riesigen Anzahl Funde legte er in Dietikon ein Museum an und wurde ob seiner Forschungsarbeiten und seiner Kenntnisse als Spezialist für Keramikfunde weit herum bekannt, lange bevor es im Kanton eine Fachstelle für Archäologie gab.

Der Dritte im Bunde



Zu dieser Zeit lernte ich Werner Künzler kennen, der in Schlieren aufgewachsen war und gerade auf der Gemeindeganzlei eine Lehre als Verwaltungsangestellter absolvierte. Er war zehn Jahre jünger als ich, äusserst lernbegierig und mit ausserordentlicher Auffassungsgabe und kritischem Geist ausgestattet. In ihm hatte ich einen überaus angenehmen Gesprächspartner gefunden. Werner Künzler interessierte sich ebenfalls stark für die Geschichte unserer engeren Heimat, so dass sich daraus eine erspriessliche Zusammenarbeit ergab. Gemeinsam suchten wir in langen Diskussionen uns ein Weltbild zu schaffen. Werner suchte auch eine klare Vorstellung über seine persönlichen Möglichkeiten und Grenzen, um seinen Lebenslauf zielbewusst planen zu können. Dieser Lebensweg führte ihn später bis ins Amt eines Statthalters des Bezirks Horgen.

Anstoss durch Jubiläumsfeiern

Als dann 1951 von Jubiläumsfeiern die Rede war, welche an den Beitritt des Kantons Zürich zur Eidgenossenschaft 600 Jahre zuvor erinnern sollten, beschloss ich, meinen Möglichkeiten entsprechend einen Beitrag zu leisten. Ich hatte mich in der Zwischenzeit selbständig gemacht und vom Gemeinderat die Bewilligung erhalten, bei der Autobushaltestelle neben dem Restaurant «Alten Post» einen mehrere Quadratmeter grossen, beleuchteten Schaukasten aufzustellen, um für die Gebrauchsgegenstände aus Schmiedeeisen, Kupfer und Messing, die ich hergestellt hatte, etwas Reklame zu machen.

Vergangenheit und Zukunft von Schlieren

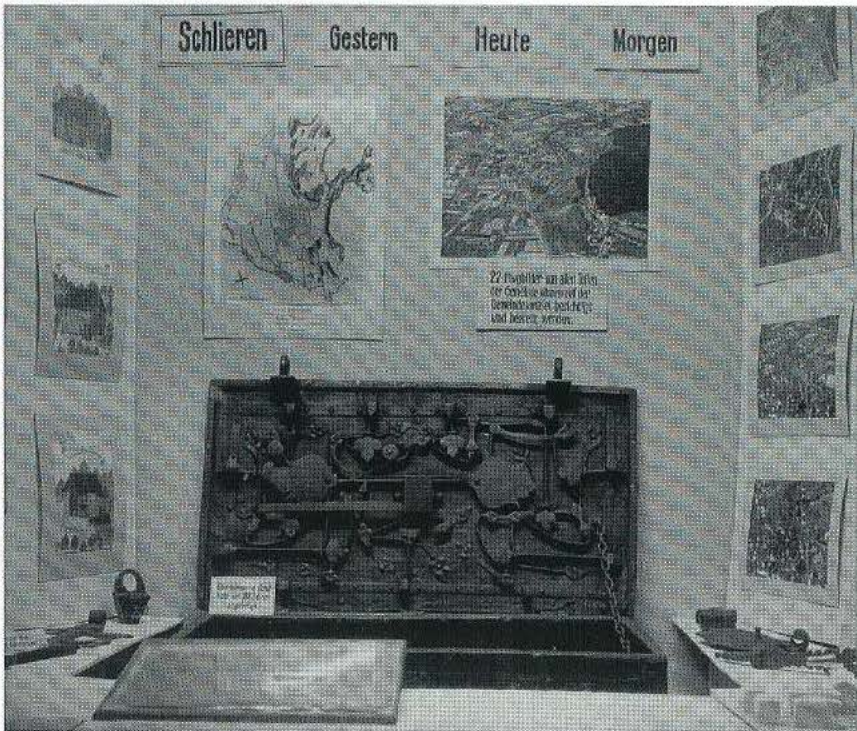
In diesem Schaufenster wollte ich einen Rückblick und Ausblick auf die Geschichte von Schlieren bieten, mit dem Titel «Schlieren gestern, heute und morgen». Zu dem Begriff «gestern» gehörten alte Bilder von Schlieren sowie die Geldkiste; weiter schmiedeeiserne Geräte und auch Grabfunde aus dem Ortsmuseum Dietikon. Zum Begriff «heute» stellte ich grosse Flugbilder von Schlieren aus, welche 1948 durch die Gemeinde im Hinblick die auf neue Bauordnung in Auftrag gegeben worden waren, und die man in der Gemeinderatskanzlei kaufen konnte. Als Zukunftsvorstellung diente ein kleines Modell der Zentrumsplanung, welche zu diesem Zeitpunkt auf der politischen Ebene gerade zur Diskussion stand.



Zentrum Schlieren ca. 1950

Mein Freund Werner Künzler hatte die zuständigen Leute auf der Kanzlei davon überzeugen können, dass Modell und Fotos ihren Zweck in diesem Schaufenster besser erfüllen konnten, wenn sie auch nach Feierabend zu besichtigen waren. Karl Heid war begeistert von meiner Ausstellungsidee und sprach immer von der Notwendigkeit, bei den Behörden und im Volke Freunde für die Schaffung eines Ortsmuseums zu gewinnen. In meinem Ausstellungsprojekt sah er bereits eine erste wichtige Aktion für dieses Ziel. Herr Heid gab mir auch den Rat, in der Zentralbibliothek Zürich nach alten Bildern und Dokumenten nachzufragen, was sich als äusserst nützlich erwies. So erhielt ich erstmals Einblick in das sog. «Spital-Urbar» von 1695 (Abb. S. 43). Das ist ein dickes Buch mit farbigen Zeichnungen und Beschreibungen von Höfen in Schlieren, welche zu jener Zeit dem Spital Zürich zehntenpflichtig waren. (Siehe dazu Seiten 56f.)

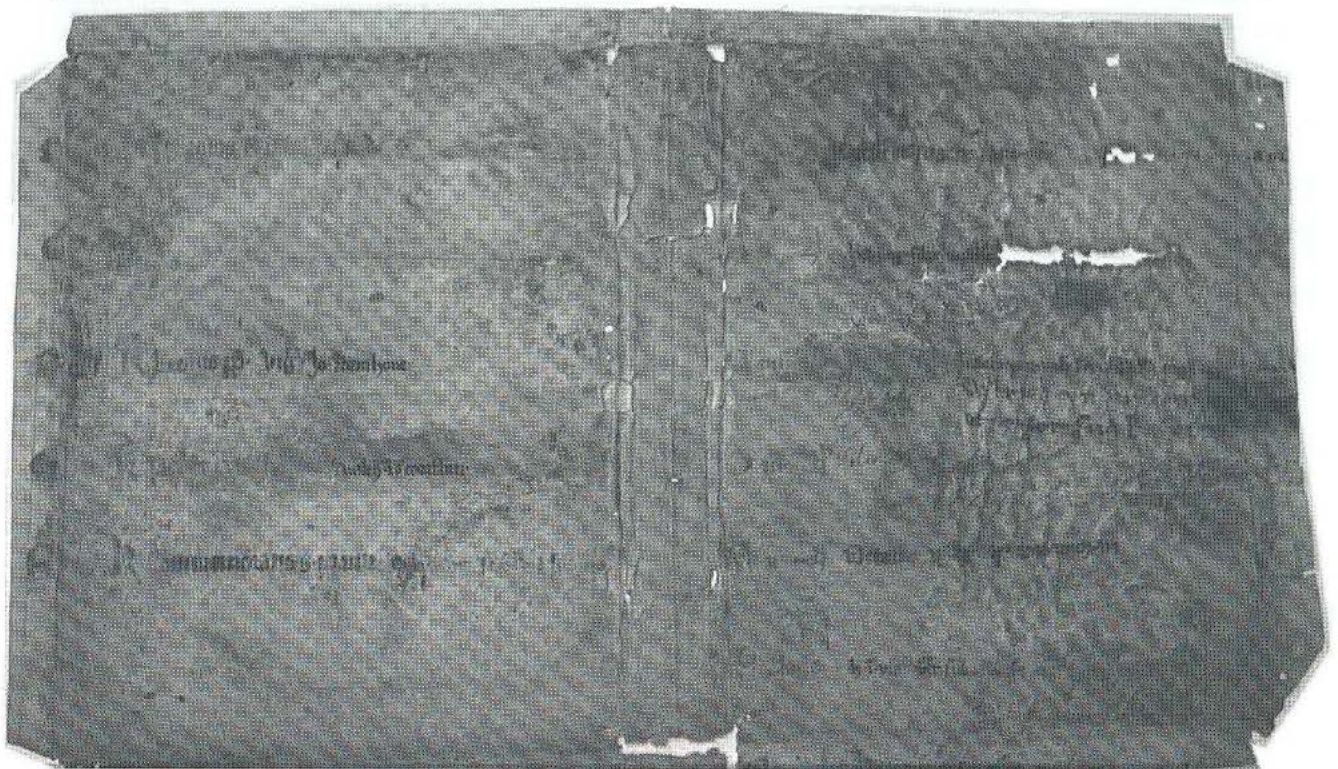
Im Wissen um die Bedeutung dieser Dokumente für Schlieren besorgte ich für meine Ausstellung sofort Kopien der Bilder. Durch den Schriftsachverständigen der Zentralbibliothek Dr. Steiger vernahm ich, dass in ganz Europa kein vergleichbares Dokument existiere



Paul Furrers Schaukasten an der Bushaltstelle. In der Mitte die eiserne Geldkiste, vorne rechts das Zentrumsmodell. An der linken Seitenwand Bilder aus dem «Spital-Urbar»; rechts Luftbilder aus verschiedenen Jahren.

Durch Dr. Steiger erhielt ich auch Kenntnis von einem weiteren Dokument, nämlich einer pergamentenen Seite eines Totenbuches der Kirche Schlieren aus der Zeit um 1400. Dieses Dokument gibt einen interessanten Einblick in die damals in Schlieren ansässigen Geschlechter. Das Dokument diente zuletzt als Bucheinband und wurde seinerzeit in einem Antiquariat in Solothurn von einem aufmerksamen Sammler,

Herrn Guldemann aus Lostorf, gefunden. Dieser hatte die Bedeutung des Dokumentes sofort erkannt und sandte es an Dr. Steiger, der die Texte entzifferte. Herr Guldemann übergab das Pergament Pater Henggeler vom Kloster Einsiedeln und dieser schenkte es im Januar 1954 unserer Vereinigung zuhänden eines zukünftigen Ortsmuseums.



Die pergamentene Seite aus dem Totenbüchlein

Pergament (nach der Stadt Pergamon im antiken Kleinasien): Seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. bekanntes Schreibmaterial aus ungegerbtem, gekalktem und fein geschabtem Ziegen- oder Schafleder. Es war in der frühen Buchbinderei üblich, alte Pergamente wegen ihrer Zähigkeit als sog. Vorsatz zu verwenden; d.h. man nähte oder leimte den Block der Buchseiten in das Leder und verleimte es mit dem Deckel, wobei es um die Deckelkanten gefalzt wurde. Darum die weggeschnittenen Ecken.

Begeisterte Schlieremer

Das Interesse der Schlieremer Bevölkerung an dieser Ausstellung war überraschend gross. Hauptsächlich nach Feierabend wurde das Schaufenster richtiggehend belagert und eifrige Diskussionen wechselten ab mit stillem Staunen über die Bilder von Alt-Schlieren. Abend für Abend gesellten wir, Werner Künzler und ich, uns zu den Leuten, fragten die älteren aus und gaben das Wissen an andere, vorwiegend jüngere Leute weiter. Viele Besucher schenkten uns alte Fotos aus ihren Familienalben zuhanden einer zukünftigen ortsgeschichtlichen Sammlung. Es fiel uns auf, dass das Interesse vor allem bei den Alteingesessenen gewaltig war, während wir bei Leuten, welche nicht hier aufgewachsen waren, viel weniger Anteilnahme spürten. Es wurde uns bald klar, dass das Interesse dieser Leute an historischen Fakten viel mehr bei jenen Gemeinden lag, in denen sie ihre familiären Wurzeln hatten, oder dort, wo sie die Jugendzeit verbracht hatten. Das allgemein grosse Echo, welches diese Ausstellung auslöste, zeigte uns den Weg, den wir beschreiten sollten. Wir mussten die Begeisterung in der Bevölkerung weiter fördern und Dokumente, Bilder und Gegenstände aus alten Zeiten zuhanden eines künftigen Ortsmuseums sammeln.

Die Feierlichkeiten zum 600-Jahr-Jubiläum des Beitritts Zürichs zum Bund gipfelten in einem historischen Umzug ähnlich dem Sechseläuten-Umzug, an dem auch prominente Behördemitglieder und andere Personen aus Schlieren – zum Teil in alten Kostümen – teilnahmen. Mit seiner bekannten Tatkraft hatte Karl Heid für unsere weiteren Aktionen vorgesorgt und von diesem Umzug eine Reihe Fotos geknipst. Diese Lichtbilder wollte er an einem öffentlichen Vortrag über Sinn und Zweck eines Ortsmuseums der Schlieremer Bevölkerung zeigen.

Spontaner Auftrag an das Gründungskomitee

Wir wählten für diese Veranstaltung den 13. Dezember 1952 und erhielten dafür den grossen Saal im Rest. Bahnhof. Karl Heid verstand es mit den Fotos vom Umzug, vielen weiteren Bildern von Alt-Schlieren und von seinen Ausgrabungen und andern Zeugnissen seiner Geschichtsforschungsarbeiten im Limmattal fesselnd zu berichten. Ich glaube kaum, dass sich in Schlieren je wieder einmal eine derart begeisterte Zuhörerschaft zusammengefunden hat, wie an diesem Abend des 13. Dezembers. Es wird jedem Besucher unauslöschlich in Erinnerung bleiben, wie die Leute dicht gedrängt, zum Teil auf dem Boden, sassen. Auf allen möglichen Möbeln und auf den Fenstersimsen standen Jugendliche, die sich an den Vorhängen festkrallen mussten, um nicht auf die anderen Leute hinunter zu fallen. Nach nicht enden wollendem Beifall wurde auf Vorschlag von Buchdrucker Hans Vollenweider sofort ein kleines Komitee gewählt, das den Auftrag bekam, Statuten für einen Museumsverein zu entwerfen, Personen für einen Vorstand samt einem Obmann zu finden und dann eine Gründungsversammlung zu organisieren. Als Komiteemitglieder wurden Hans Vollenweider, Gustav Grimm (Lehrer), Heinrich Meier-Rütschi und Max Steiner gewählt. Werner Künzler wurde als Aktuar und ich als Komitee-Obmann bestimmt.

Suche nach Mitarbeitern

In relativ kurzer Zeit erhielten wir von einigen Persönlichkeiten die Zusage, als Vorstandsmitglieder mitzuarbeiten. Die



Von links: Gusti Grimm, Eduard Böhringer, Karl Heid, Hans Vollenweider

schwierigste Aufgabe war, für das Präsidentenamt eine Persönlichkeit zu finden, welche mit dem nötigen Wissen und grossem Ansehen in der Bevölkerung ausgestattet war. Solche Leute sind meist bereits mit politischen oder Vereinsämtern belastet. Nach einhelliger Meinung des Komitees war Heinrich Meier-Rütschi die eigentliche Integrationsfigur für die alteingesessenen Bevölkerung von Schlieren. Dazu war er auch mit dem nötigen Bekanntheitsgrad ausgestattet. Trotz Bedenken wegen seiner möglichen Überlastung mit Ämtern wagte ich es, Heinrich Meier-Rütschi zuhause aufzusuchen und ihn um die Übernahme des Präsidentenamtes zu bitten. Zu meiner grossen Erleichterung lehnte er nicht rundweg ab, sondern erbat sich eine Bedenkzeit, während welcher er abklären wollte, von welchen andern Ämtern er sich entlasten könnte. Ich war denn auch überglücklich, als seine endgültige Zusage eintraf. Wir durften ja nicht mehr viel Zeit verlieren mit dem Sammeln von alten Gebrauchsgegenständen, welche noch unbeachtet in Kellern und Estrichen der Gefahr einer Vernichtung entgegensahen. Karl Heid hatte uns immer wieder auf die verheerenden Auswirkungen aufmerksam gemacht, welche die seinerzeitige, behördlich verfügte Entrümpelungsaktion bei Kriegsbeginn verursacht hatte. Unzählige Gegenstände aus früheren Zeiten, welche eigentlich in ein Museum gehört hätten, waren damals vernichtet worden. Es galt nun jene, die noch in versteckten Winkeln ruhten, zusammenzusuchen und für ein Ortsmuseum zu sichern.

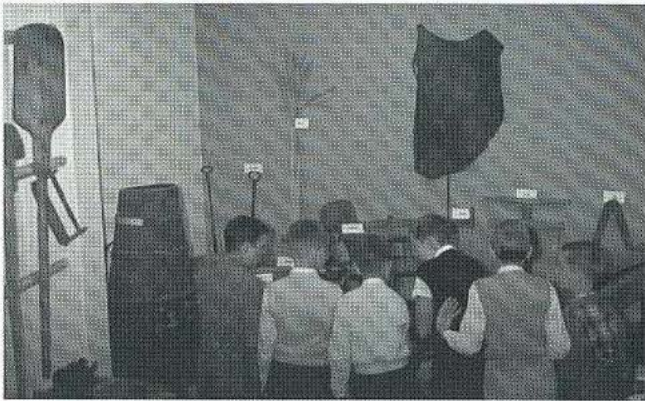
Der Gründungsakt

Auch bei der Ausarbeitung der Vereinsstatuten und überall, wo es uns Jungen an Erfahrungen fehlte, stand uns Karl Heid mit Rat und Tat bei. Am 13. Juni 1953 konnte dann die eigentliche Gründungsversammlung im Saal des Restaurants «Lilie» stattfinden. Wieder bereicherte Karl Heid die Veranstaltung mit einer Ausstellung von Bildern über seine Ausgrabungsergebnisse bei den verschiedenen Burgruinen im Limmattal, mit Gegenständen aus dem Museum Dietikon sowie mit Lichtbildern. Die vorgelegten Statuten wurden genehmigt und die nachstehend aufgezählten, vom Komitee vorgeschlagenen Personen als Vorstandsmitglieder gewählt. Ich fühlte mich als Vertreter der jungen Generation und schlug deshalb auch eine Frau, nämlich Fr. Getrud Rünzi, Schneiderin, als Mitglied des Vorstandes vor. Mein Antrag wurde zwar nicht bekämpft, unterlag aber dann in der Abstimmung leider mit grosser Mehrheit.

Der Vorstand setzte sich schliesslich aus folgenden Personen zusammen:

Präsident	Heinrich Meier-Rütschi, Landwirt
Vizepräsident	Gustav Fausch, Heimleiter
Kassierer	Paul Furrer, Kunstschlosser
Aktuar	Werner Künzler, Verwaltungsangestellter
Chronist	Hans Durtschi, Notar
Beisitzer	Hugo Brodbeck, Sekundarlehrer
	Rolf Grimm, Kaufmann
	Max Steiner, Malermeister
	Eugen Wyssen, Notariatsangestellter

Nach Schluss der Gründungsversammlung wurde ich von einem Lehrer gefragt, ob ich bereit wäre, einigen Schulklassen die ausgestellten Gegenstände, Fotos und Pläne näher zu erläutern. Auf meine Zusage hin organisierte dieser Lehrer auf den darauffolgenden Montag den Besuch aller Klassen ab der Mittelstufe im Schichtbetrieb.



Es war dann sehr eindrücklich, mit welcher Aufmerksamkeit diese Buben und Mädchen meinen Beschreibungen der Altertümer und Dokumente lauschten. Dabei machten besonders die alten, farbigen Pläne der Limmat grossen Eindruck, welche aufzeigten, wie ganz anders dieser heute so friedliche Fluss bis vor etwa 70 Jahren ausgesehen hatte. Die Pläne zeigten, wie das Wasser durch seine Wildheit immer wieder grosse Stücke Landes abgetragen und anderswo abgelagert hatte. Das führte nicht nur zu gewaltigen Landschaften, sondern auch immer wieder zu Grenzstreitigkeiten zwischen Schlieren und Unterengstringen. Das grosse Interesse dieser jungen Menschen an der Geschichte unseres Dorfes überraschte mich sehr und liess mich hoffen, dass diese Anteilnahme an der Entwicklung unserer Heimat auch im Erwachsenenalter anhalten werde.



In Hans Durtschi hatten wir einen Chronisten, der alle unsere Gemeindefestungen archiviert.

Intensive Tätigkeit in Harmonie

Schon bald nach der Gründung zeigte es sich, dass die Begeisterung in der Bevölkerung und im Vorstand kein Strohhalm war. In seinem Rückblick auf die ersten zehn Jahre des Bestehens der Vereinigung für Heimatkunde konnte Präsident Heinrich Meier erstaunlich viele Aktivitäten auflisten. So waren ein Bannumgang, ein Waldumgang und ein Dorfumgang organisiert worden, an welchen jeweils weit über 100 Besucher teilnahmen. Dazu konnten in dieser Zeit auch bereits vier Jahrbücher mit interessanten Themen herausgegeben werden. Bereits 1959 konnten wir im Keller des neuen Schulhauses Hofacker drei Museumsräume gestalten. Zusammen mit anderen Museumsvereinigungen des Limmattals führten wir 1955 in der Turnhalle beim roten Schulhaus eine viel besuchte Ausstellung durch.



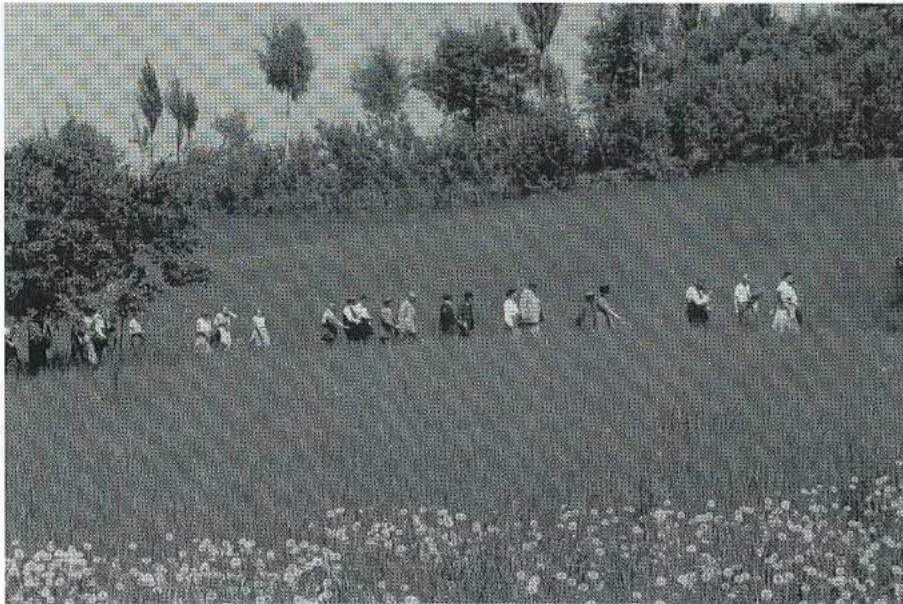
Gemeinderat Kessler (damals Exekutive) und Rolf Grimm in der regionalen Ausstellung der Heimatkundevereinigungen im Limmattal.

Werner Künzler erledigte mit grossem Fleiss alle administrativen Arbeiten. Er verarbeitete Ideen und Erfahrungen zu kurz- und langfristigen Tätigkeitsprogrammen, Themenkatalogen für Zeitungsartikel und Jahrbücher, sowie Fragebogen für Umfragen in anderen Gemeinden und Museumsvereinen, um von den Erfahrungen anderer Geschichtsfreunde zu profitieren. Ohne seine intensive Mitarbeit wäre es niemals möglich gewesen, die Vereinstätigkeit in so kurzer Zeit so umfassend zu organisieren. Leider führte ihn sein Lebensweg später von Schlieren fort. Er blieb aber immer mit uns verbunden und wurde später mit mir zusammen zum Ehrenmitglied ernannt.

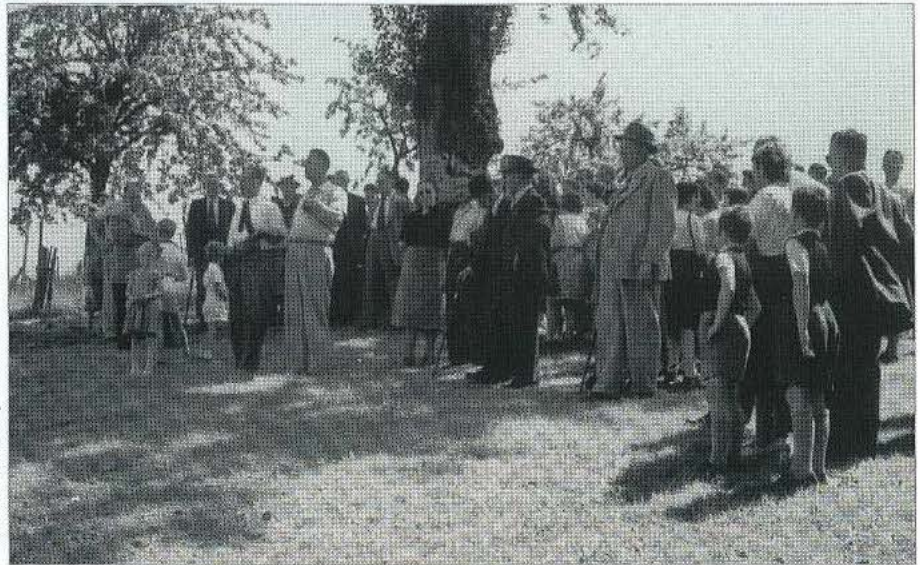
Eine ganze Anzahl Exkursionen, zum Teil mit Museumsbesuchen, wurden immer von einer grossen Zahl Mitgliedern besucht und brachten uns auch viele neue Freunde. Auch der Vorstand besuchte eine ganze Reihe von Museen und historischen Stätten, um neue Anregungen für die Vereinstätigkeit zu finden. Die vielen Aktivitäten hatten zur erfreulichen Fol-

ge, dass die Anzahl gesammelter Gegenstände wie auch die Bildersammlung durch entsprechende Gaben aus der Bevölkerung rasch anwuchs. Auch der Mitgliederbestand hatte nach diesen 10 Jahren bereits die Zahl von 20 überschritten. Ich **Dorfbann-Umgang 1954**

übergab meine Bildersammlung gegen meine Barauslagen dem Verein, wo sie als Grundstock für die heute grosse Bildersammlung dient.



Aufstieg zum «Herrenbergli». Man befindet sich hier bereits auf Altstetter Boden. Seit 1774 ist das klar. (In jenem Jahr wurde auf Verlangen der Obrigkeit der «Viergemeindenstein» gesetzt.) Denn zuvor lagen sich Schlieremer und Altstetter wegen des Grenzverlaufs bezüglich der Waldweide und des Holzschlags immer wieder in den Haaren.



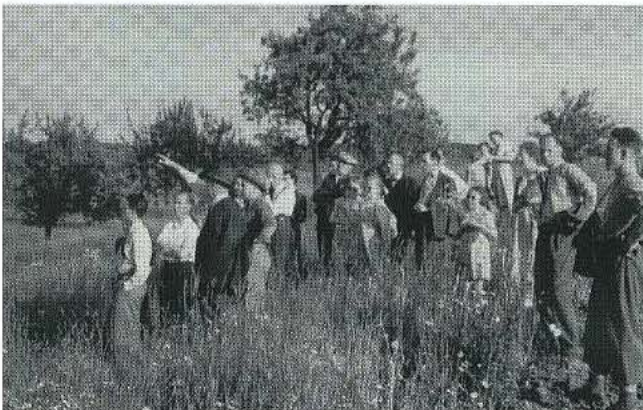
Warum man beim Dorfbann-Umgang die Grenzen überschritten hatte, wurde jedem nach Erreichen des «Gipfels» des Herrenberglis klar. Denn von diesem Aussichtspunkt auf immerhin 443,4 m über Meer aus ...



... schweift der Blick weit über den «Hinteren Schlierer Berg» hinweg zum «Steibos», zur «Wildi», zum «Rebhus» und zum «Fuchsacher». Und diesen Blick kann jeder auch heute noch geniessen. Wenn Sie's nicht glauben, spazieren Sie doch einmal hin!



Der Grenzverlauf mit unserer Nachbargemeinde im Gebiet Trisler und Spital ist ziemlich verwirrend: So gehört der Bahnhof Urdorf zu Schlieren, der dazu gehörige Veloständer aber zu Urdorf. Der Weg vom Bahnhof zum Spital – auf dem die Gruppe sich gerade befindet – liegt im oberen Teil auf Urdorfer, im unteren auf Schlieremer Gebiet. Die äussere Urdorferstrasse vor dem Wohnheim «Solvita» wiederum gehört ganz zu Urdorf. An der Schönenwerdstrasse verläuft die Grenze unmittelbar vor den Schlieremer Häusern; an der unteren Spitalstrasse hingegen gehört nur das westliche Trottoir unserer Nachbargemeinde.



Worauf zeigt da der Führer? 1954 noch nicht auf das Spital. Und ganz sicher noch nicht auf die Überbauung im «Trisler». Da war alles noch Wiesen und Äcker.



«Steilabstieg» vom «Färberhüsli-Hügel» – einer Endmoräne, die der Linthgletscher vor etwa 20 000 Jahren hat liegen lassen. In der Talebene die Badenerstrasse, noch eine wirkliche «Landstrasse». Heute stehen hier Hochhäuser.

Zwischen zwei politischen Fronten

Wenn ich mein grosses Interesse an der Politik und an der Geschichte betone, so erachte ich es als sinnvoll, Ereignisse und Zusammenhänge von öffentlicher Bedeutung offen und ehrlich aus meiner Sicht zu beschreiben. Das zeitliche Zusammenfallen meiner politischen und heimatkundlichen Tätigkeit führte zu einem dramatischen Stück Dorfgeschichte, das ich nicht unterschlagen möchte. Unsere demokratische Gesellschaftsordnung gab mir den Glauben an die Rechtmässigkeit meines engagierten Einsatzes für die Verbesserung und Erhaltung der Lebensqualität unserer Bevölkerung ebenso wie für die Heimatkunde, denn Lebensqualität und Heimatkunde sind für mich ein Teil unserer Kultur. Dieser Einsatz führte leider zu Konflikten mit geistigen Strömungen und besonders mit materiellen Interessen in verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Ich sah in meinen Aktivitäten keinen Widerspruch, sondern einen logischen Zusammenhang. Dies führte zu starken Polarisierungen in der Bevölkerung und während vieler Jahre zu hässlichen Auseinandersetzungen, die für mich nicht leicht zu ertragen waren.

Beiderseits fragwürdige Demokraten

Viel zu dieser Situation trug meine «politische Vorbelastung» bei. Ich muss deshalb an dieser Stelle auf meine sozialdemokratisch geprägte Erziehung hinweisen, sowie meinen Eintritt in die SP 1947, meine Wahl in den SP-Vorstand und meine mehrjährige Weiterbildung an der Parteschule im Volkshaus Zürich. Mein damaliger starker «Linksdrall» äusserte sich auch dadurch, dass ich konsequent einen linken Platz an den Gemeindeversammlungen einnahm, und an einem 1.-Mai-Umzug die rote Fahne trug. Nach all diesen Zeichen war es verständlich, dass meine Parteigenossen mit einer «dunkelroten» politischen Zukunft meinerseits rechneten. Als ich mich 1948 als Kunstschlosser selbständig machte und dabei die natürlichen Konfliktstellen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber berührte, da spürte ich sofort ein Misstrauen meiner SP-Genossen. Dieses wurde noch genährt durch meine Besuche von Wahlveranstaltungen der bürgerlichen Parteien und des Landesrings, sozusagen als «politischer Lehrling». Als ich dann nach der Gründung der Vereinigung für Heimatkunde freiwillig und ohne Wählerauftrag mit den aus sozialdemokratischer Sicht «stockbürgerlichen» und «erkonservativen» Kreisen von Schlieren am Wirtshaustisch in der «Lilie» und der «Linde» zusammass, um heimatkundliche Probleme zu wälzen, wurde das von meinen Genossen als politischer Hochverrat empfunden. Nochmals verstärkt wurde diese Vertrauenskrise durch ein von mir verfasstes Flugblatt, mit dem ich die Vergrösserung des Schiessplatzes im Fluhgarten bekämpfte, um das Erholungsgebiet des «Schlieremer Berges» vom Schiesslärm zu befreien. Ein weiteres gegnerisches Flugblatt wurde noch von Baumeister Fritz Jost verteilt. Die Vorlage wurde dann trotz den Ja-Parolen sämtlicher Parteien in der Volksabstimmung abgelehnt, und der damalige Gemeinderat sah sich gezwungen, eine neue Vorlage mit einer Verlegung des Schiessstandes an die Altstetter Grenze auszuarbeiten. Von diesem Zeitpunkt an wurde ich hinter den Kulissen von der SP-Führung derart attackiert, dass ich mich 1962 zum Austritt aus der Partei entschloss.

Mein intensiver Einsatz auf politischer Ebene zur Verbesserung der Lebensqualität, für Spazierwege, Ruhebänke und Grünanlagen, Kinderspielplätze und besonders für die Frei-

haltung des Schlieremer Berges als Naherholungsgebiet, sowie mein Kampf gegen viele andere Fehlplanungen hatte aber auch auf der andern politischen Seite, bei Landbesitzern, Bauinteressenten und Gewerbetreibenden, eine verbissene Gegnerschaft mobilisiert. Im Verlaufe vieler gegen mich gerichteter Aktionen von dieser Seite musste der Vorstand der Vereinigung auch ein halbes Dutzend Austritte von Mitgliedern verzeichnen, welche mit meiner politischen Tätigkeit begründet wurden. Ich wurde aber deswegen vom Vorstand nie unter Druck gesetzt, aus der Vereinsleitung zurückzutreten, so dass ich weiterhin bis heute mit unvermindertem Eifer mitarbeiten konnte.



Auf meine parlamentarischen Vorstösse für einen Spazierweg anstelle des Trampelpfades von der Tunnelwiese zur Station Urdorf war jeweils die Antwort, solches sei höheren Orts in Planung. Aber «höhere Orte» geben sich nicht mit Spazierwegen ab. Es ärgert mich noch heute, dass daraus eine asphaltierte Strasse mit breiten Randmarkierungen wurde, die man mit Tafeln als Fuss- und Radweg signalisieren muss. Dass sie nun im Volksmund «Furrer-Piste» und «Furrersche Autobahn» heisst, nehme ich nicht so tragisch, sie ist ja nicht mein Werk.

Schlussgedanken

Unsere von Anfang an überaus harmonisch gestaltete Zusammenarbeit zwischen den im Vorstand tätigen Generationen wurde leider bald überschattet durch den frühen Tod von Gustav Fausch, Hugo Brodbeck und Rolf Grimm, welche bei der Herausgabe von verschiedenen Jahrheften grosse Arbeit geleistet hatten. Auf die bisher geleisteten, meist unentgeltlichen Arbeiten dürfen wir stolz sein. Viele interessante Jahrhefte, Ausstellungen und Veranstaltungen haben unser Wissen über die Gemeindegeschichte bereichert. Die heimatkundliche Arbeit hört nie auf. Was heute geschieht, ist morgen Geschichte. In diesem Sinne hoffe ich, dass sich auch in den nächsten fünfzig Jahren immer wieder genügend Kräfte mit Begeisterung für die Weiterarbeit zur Verfügung stellen. Die Erforschung der Lokalgeschichte zwingt uns zum Respekt vor den Leistungen unserer Vorfahren. Die Auseinandersetzungen mit den geistigen Strömungen der Gegenwart sollten immer auch ein verantwortliches Handeln mit Wirkung auf die Zukunft zur Folge haben. Man kann die politischen Verhältnisse ändern wie man will. Auch wenn vieles europaweit oder gar global organisiert oder angepasst wird, so brauchen wir immer einen Ort, den wir als Heimat empfinden; einen Ort, wo wir unsere Wurzeln haben. Der Begriff «Heimat» darf nie abgewertet werden. Jedes Volk und jeder Mensch hat ein Recht auf eine Heimat.

... schon wieder ein Meier

oder: Furrers Gang nach Canossa

Beim Schreiben dieses Rückblicks ist mir die Duplizität eines Vorkommnisses aufgefallen, das mich bei der Wiederholung sehr viel mehr belastet hat als beim ersten Mal.

Nach langjähriger Zusammenarbeit und langsamer Erneuerung des Vorstandes schien 1990 der ganze Vorstand auseinanderzufallen. Sämtliche Mitglieder ausser Hans Bachmann und mir erklärten ihren Rücktritt aus dem Vorstand. Auch die Vereinsmitgliedschaft war stark überaltert und den Todesfällen standen seit Jahren nur wenige Eintritte gegenüber. In den Diskussionen tauchte bereits das Gespenst einer durch den Stadtrat bestimmten «Museumskommission» auf, falls sich der Verein auflöste. Ich spürte, dass unser Verein eine heimatkundlich engagierte Führungspersonlichkeit brauchte, mit guter Verankerung in der Bevölkerung und in den Behörden, um dem Verein neuen Auftrieb zu geben.

Es war mir auch sofort klar, dass unser damals gerade erst zurückgetretene Stadtpräsident Heinrich Meier diese gesuchte Integrationsfigur war. Es stellte sich nur die Frage, ob sich Heiri schon wieder eine neue Arbeitslast aufbürden wollte, und ob wir zwei – Heiri und ich – uns zu einer harmonischen Zusammenarbeit zusammenraufen könnten. Wir hatten uns ja während Jahren auf der politischen Ebene harte Kämpfe geliefert.

Als «Überlebender» des alten Vorstandes übernahm ich die Aufgabe, Heiri Meier um die Übernahme des Präsidiums anzufragen. Ich erklärte ihm bei einer Aussprache meine Bereitschaft zurückzutreten, falls er eine Zusammenarbeit im Vorstand ablehne. Heiri aber war der Meinung, dass uns beide genügend heimatkundliches Gedankengut verbände, um friedlich nebeneinander im Vorstand zu wirken. Das hiess auch, dass unsere verschiedenen politischen Auffassungen einer engen Zusammenarbeit im Vorstand also nicht im Wege standen.

Ob dieser Antwort war ich natürlich sehr erleichtert, war doch so die Weiterführung der heimatkundlichen Arbeit gesichert. Dies umso mehr, als sich nach dieser Zusage bald wieder genügend Mitglieder fanden, welche bereit waren, im Vorstand mitzuwirken.

Brachte der neue Präsident und der Neuaufbau des Vorstandes also die Sicherung des Weiterbestandes unseres Vereins, so brachten uns die attraktiven Führungen durch die alten Dorfteile in den folgenden Jahren wieder ausserordentlich viele neue Mitglieder.

Die an Umgängen und bei Dia-Vorträgen gezeigten Bilder stammen aus meinem Fotoarchiv. So konnten wir endlich die Früchte ernten, die sich durch mein jahrzehntelanges Fotografieren angesammelt hatten.

Es erfüllt mich mit grosser Zufriedenheit, dass es mir als Nachkomme von Zugewanderten zweimal gelungen ist, in entscheidenden Momenten einen einflussreichen Vertreter der alteingesessenen Geschlechter von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Geschichte unserer engeren Heimat zu erforschen und der Nachwelt zu vermitteln.

Auch wenn er jetzt halt zweimal Meier hiess.

Zweiter Teil: Ein Verein wächst und gedeiht

Die ersten zehn Jahre



«Nichts ist beständiger als der Wandel».

Die letzte Geschichte im Beitrag von Paul Furrer ist unterdessen bereits auch «Geschichte». Das Ziel der Vereinigung für Heimatkunde ist zwar die Erhaltung und Bewahrung alter Kulturgüter, aber nicht auch noch die Erhaltung alter (Familien-)Traditionen im Vereinsleben selbst. Als ich 1999 vom Präsidium der VHS zurücktrat, musste ja nicht wieder ein Meier folgen und Paul Furrer zu einem dritten Gang nach Canossa antreten. Als Nachfolger stand bereits Hans-Rudolf Elmer fest, der bisherige Vizepräsident.

Man sagt mir zwar nach, ich wüsste alles über alt Schlieren. Aber für die ersten zehn Jahre der Vereinsgeschichte lasse ich doch lieber einen Zeitzeugen zu Worte kommen: Eben den andern Meier und ersten Präsidenten, meinen Vater Heinrich Meier-Rütschi. Dies umso mehr, als er einen solchen Rückblick für das sechste Jahrbuch 1963 selber in Worte gefasst hat.

Heiri Meier-Buchli

Rückblick auf die ersten 10 Jahre (Jahrbuch 1963)

von Heinrich Meier-Rütschi, Obmann

Durch die Initiative einiger zuversichtlicher junger Männer – vorab unserer nachmaligen Vorstandsmitglieder Paul Furrer und Werner Künzler –, denen die Erhaltung würdigen Kulturgutes ein inneres Anliegen war und heute noch ist, führte der bekannte Dietikonener Lokalhistoriker Karl Heid, Postverwalter, am 13. Dezember 1952 einen ansehnlichen Kreis von interessierten Einwohnern unseres Dorfes mit geschickt ausgewählten Lichtbildern in die Geheimnisse der Erforschung längst entschwundener und nicht mehr zurückkehrender Zeiten ein. Anhand von Aufnahmen bei Ausgrabungen, die Herr Heid im Limmattal durchgeführt hat, bewies er, dass auch in unserer Gegend noch vieles, das von den einstigen Bewohnern unseres Limmattales und von unseren Vorfahren herkommt, in der Erde und zum Teil auch in alten Häusern verborgen liegt. Solche Zeugen zu suchen, zu konservieren und zu erhalten, das ist das Ziel und die Aufgabe der Vereinigung für Heimatkunde.

Genau ein halbes Jahr nach dieser Veranstaltung, auf den 13. Juni 1953, luden die gleichen Kreise zur Gründungsversammlung einer solchen Körperschaft ein. Dazu stand uns in sehr verdankenswerter Weise wieder unser bewährter Routinier Karl Heid mit einer Ausstellung und einigen Lichtbildern zur Verfügung. Das Vorgehen schlug ein. Spontan konnten wir die ersten 66 Mitglieder buchen, und bis Ende des Jahres stieg ihre Zahl auf 77 Einzel- und 2 Kollektivmitglieder an.

Die Satzungen wurden genau nach Vorlage genehmigt und der Obmann sowie weitere acht Vorstandmitglieder gewählt; ausserdem wurden verschiedene administrative Geschäfte bereinigt.

Der Jahresbeitrag wurde für Einzelmitglieder auf Fr. 5.– und für Kollektivmitglieder auf Fr. 20.– festgesetzt.

In den Satzungen ist der Zweck dieser neugegründeten «Vereinigung für Heimatkunde Schlieren» folgendermassen umschrieben:

1. Die Vereinigung ist im Sinne des Schweizerischen Zivilgesetzbuches ein Verein von Freunden der heimatlichen Geschichte und Altertumskunde. Er stellt sich zur Aufgabe, die Geschichte der Gemeinde Schlieren zu erforschen, in der Bevölkerung das Verständnis für die Vergangenheit, Natur und Eigenart der engeren Heimat zu wecken.
2. Nach Massgabe der Mittel unterstützt sie lokalgeschichtliche Arbeiten und fördert die Erhaltung von Kultur- und Naturdenkmälern.
3. Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden durch Anmeldung beim Vorstand und gegen Entrichtung des von der Hauptversammlung beschlossenen Jahresbeitrages. Die Mitgliedschaft erlischt durch Austritt oder Nichtbezahlung des Jahresbeitrages. Behörden, Vereine und Firmen werden als Kollektivmitglieder aufgenommen. Die lebenslängliche Mitgliedschaft wird durch eine einmalige Zahlung, die mindestens dem 15fachen Jahresbeitrag gleichkommt, erworben. Die Jahresbeiträge für die Einzel- und Kollektivmitglieder werden von der Hauptversammlung festgesetzt. Bei Herausgabe von Neujaahrsblättern werden solche den Mitgliedern unentgeltlich zugestellt.
...
6. Fundgegenstände sollen, soweit sie nicht dem Schweizerischen Landesmuseum zustehen, gesammelt und mit anderen Schenkungen und Ankäufen für ein zu gründendes Ortsmuseum aufbewahrt werden.

Soweit ein Auszug aus den Satzungen. Am 9. Juni 1953 fand die erste Sitzung zur Konstituierung des Vorstandes und zur Regelung administrativer Fragen statt. Auch da stand uns Freund Karl Heid wieder mit seinem wertvollen Rat zur Seite. Es wurden verschiedene Kommissionen bestellt.

Nun stach das Schifflin in See.

Sofort wurde mit der Dorfchronik begonnen, und sie ist bis heute durch Herrn Hans Durtschi lückenlos geführt worden.

Die Schulpflege stellte uns bereitwillig beim alten Schulhaus an der Badenerstrasse Platz zur Verfügung zwecks Aufstellung eines steinernen Wasserkännels, durch den bis etwa 1870 das Wasser aus dem Mühleweiher geflossen ist, um das grosse Wasserrad der Mühle in Gang zu setzen, welches seinerseits wieder das ganze Werk der Mühle trieb, die – nebenbei bemerkt – aus dem Jahre 1585 stammt.

Unser leider viel zu früh verstorbener Vizeobmann Gustav Fausch machte sich sofort hinter die grosse Arbeit des Zusammentragens der Orts- und Flurnamen und deren Unterlagen. Schon auf Ende des Jahres 1953 konnte unser erstes Neujahrsblatt 1954 «Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Schlieren» erscheinen.

Am Auffahrtstag 1954, einem prächtigen Frühlingstag, veranstalteten wir einen sehr gut gelungenen Bann-Umgang, auf welchem uns rund 150 aufmerksame Teilnehmer folgten. An diesem Rundgang, an dem die Ost-, Süd- und die Westgrenze unserer Gemeinde begangen wurde und der prächtige Aussichtspunkte in sich schloss, konnte der Verlauf der gesamten Gemeindegrenze verfolgt werden.

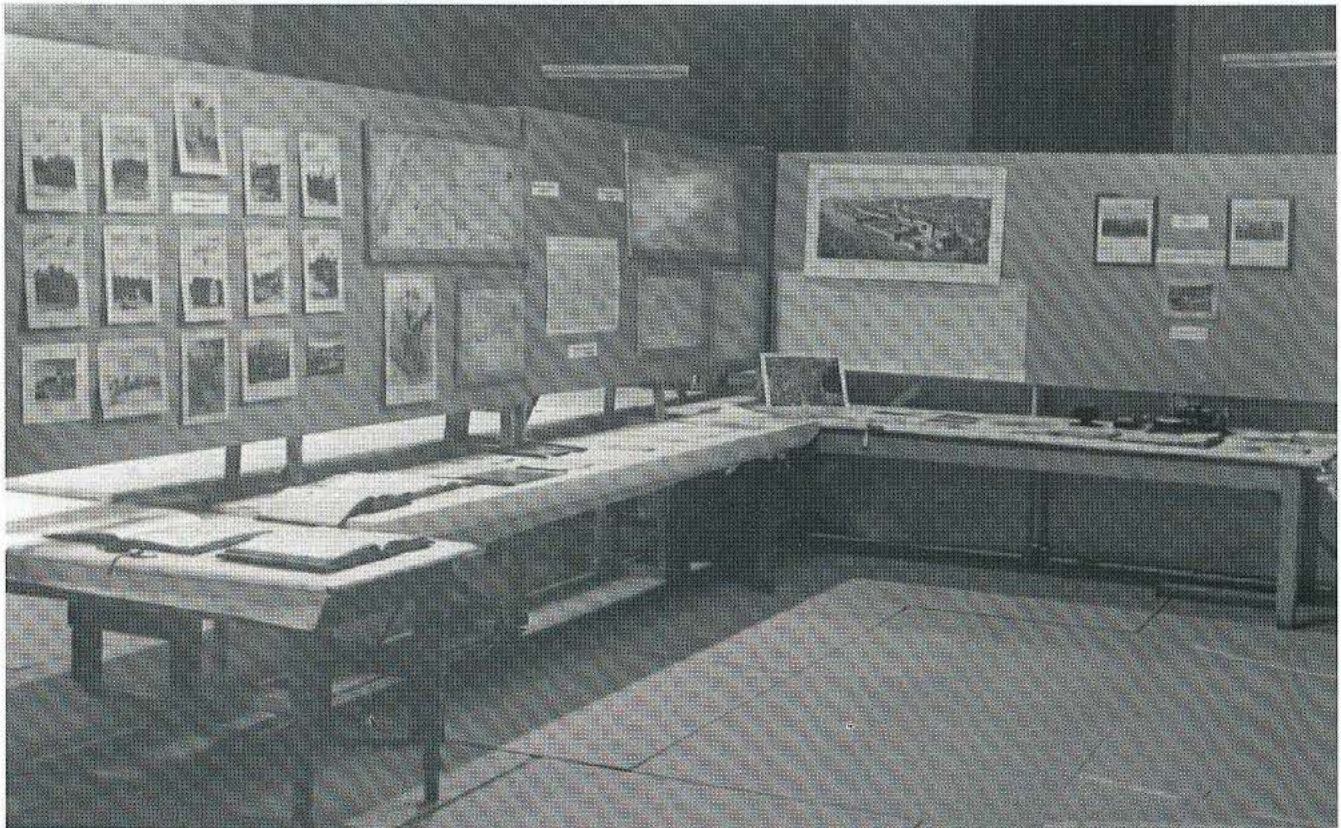
Auf Ende 1954 konnten wir das Neujahrsblatt 1955 «Vom Schlierer Wald» verfasst von Dr. Emil Surber herausgeben.

Im Februar 1955 beherbergten wir in der Turnhalle Grabenstrasse während 9 Tagen die «HAL», das heisst die «Heimatkundliche Ausstellung Limmattal», welche aus den fünf Limmattalgemeinden beschickt wurde, in denen sich heimatkundliche Organisationen befinden; sie fand grosse Beachtung. Zweck dieser Ausstellung war, weitere Bevölkerungskreise auf unsere Bestrebungen aufmerksam zu machen und neue Freunde zu gewinnen.

Unser Vorstandsmitglied Hugo Brodbeck, Sekundarlehrer, machte sich mit grossem Eifer an die Aufgabe der Erforschung der Schulverhältnisse in unserem Dorfe, aus deren Anfängen bis in die Neuzeit, zwecks Herausgabe einer weiteren Publikation. Doch auch ihn raffte der Tod allzu früh hinweg. Heinrich Wipf unter Mitwirkung von Hans Brunner, beide vom Fach, führten die grosse Arbeit fort, so dass auf Ende 1956 das Neujahrsblatt 1957 «Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten» den Weg in die Welt hinaus antreten konnte.

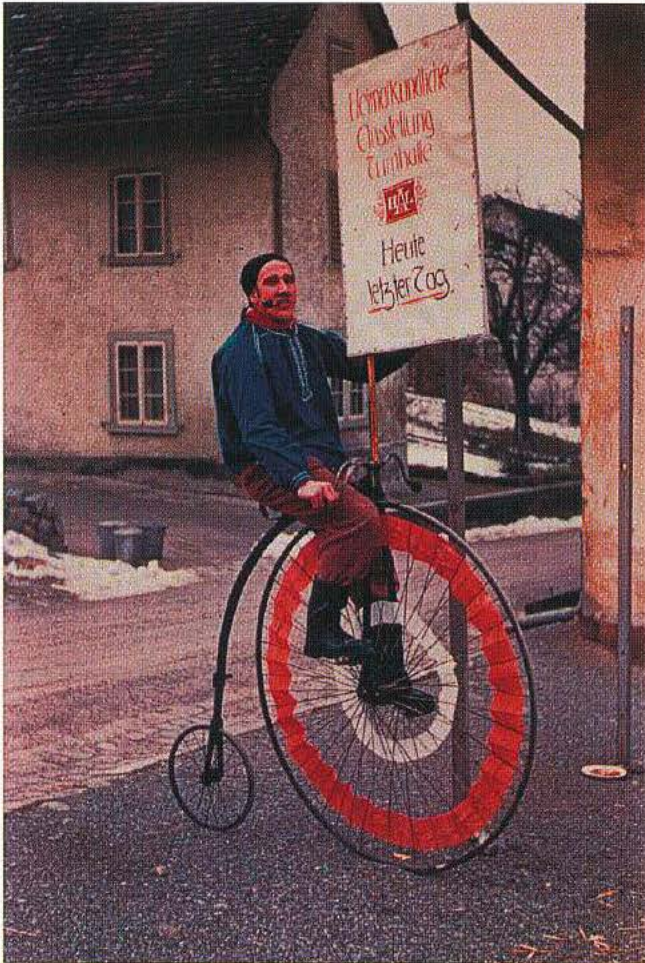


Abstimmungssonntage waren eine günstige Gelegenheit, die Urnengänger bei der Stimmabgabe – hier im Schulhaus Hofacker – auf das vorhandene Museumsgut aufmerksam zu machen. Diese Tradition wurde auch im neuen Ortsmuseum noch eine gewisse Zeit aufrecht erhalten. Aber heute, wo männiglich per Post abstimmt, wären kaum mehr Besucher zu erwarten.



HAL – die Ausstellung der heimatkundlichen Vereinigungen im Limmattal in der Turnhalle Grabenstrasse

«HAL» – Die Heimatkunde-Ausstellung Limmattal



Auf originelle Weise machte Paul Furrer auf die letzte Gelegenheit zum Besuch der Heimatkunde-Ausstellung Limmattal im Jahr 1955 aufmerksam.

Dorfumgang 1957

Im Sommer 1957 folgte uns wieder ein grosser Freundes- und Interessentenkreis zu einem Dorfumgang. Diesmal war es nicht die Gemeindegrenze, mit der wir unsere Besucher bekannt machen wollten, sondern es galt, die interessierte Bevölkerung mit der Eigenart des alten Schlieren mit seinen Gebäulichkeiten, seinen Dorfbrunnen, den alten und den neuen Kirchenglocken der reformierten Kirche und mit der Wasserversorgung vertraut zu machen.



Glocken der alten Kirche aus dem 13. und 17. Jahrhundert. Zeigt hier Heinr. Meier sen. den Schlieremern, was es geschlagen hat?



Vor der «oberen Mühle»; abgerissen 1970



Halt auf dem Dorfrundgang vor der ehemaligen «Büel-Schüür», die aber gemäss Spital-Urbar «ein Haushofstatt und eine Gerechtigkeit hatt». Von 1837 an wurden nach und nach 3 Wohnungen eingebaut. Paul Furrer hat als Eigentümer das Haus auf eigene Kosten hübsch renoviert.

Waldumgang 1960

Ein prächtig verlaufener Waldumgang, durchgeführt am Auffahrtstag 1960, war der Höhepunkt des Jahres. Ueber 300 Personen folgten aufmerksam den Ausführungen der ausnahmslos ortsansässigen Referenten.



Heinrich Meier-Rütschi als Waldbesitzer weiss viel über die «grüne Lunge» Schlierens zu erzählen.



Zu einem Waldrundgang gehört ein währschafter «Zaabig» ...



... und das Braten am offenen Feuer.
Im Hintergrund das untere Forsthaus im «Gwandenacher».

Mit grosszügiger Unterstützung durch die Schulpflege, die uns im neu erbauten Hofacker-Schulhaus drei Luftschutzräume zur Verfügung stellte, und durch die Gemeinde, welche für die Möblierung und den Innenausbau aufkam, konnte am 29. April 1959 unser neues Dorfmuseum mit einer bescheidenen Eröffnungsfeier seinem Zweck übergeben werden. Über die Ausstellung im Museum wird weiter hinten berichtet. Auf den gleichen Zeitpunkt fiel die Herausgabe des Jahrbuches 1959 «Schlieren vor 100 Jahren» von Dr. Emil Surber und Heinrich Meier.

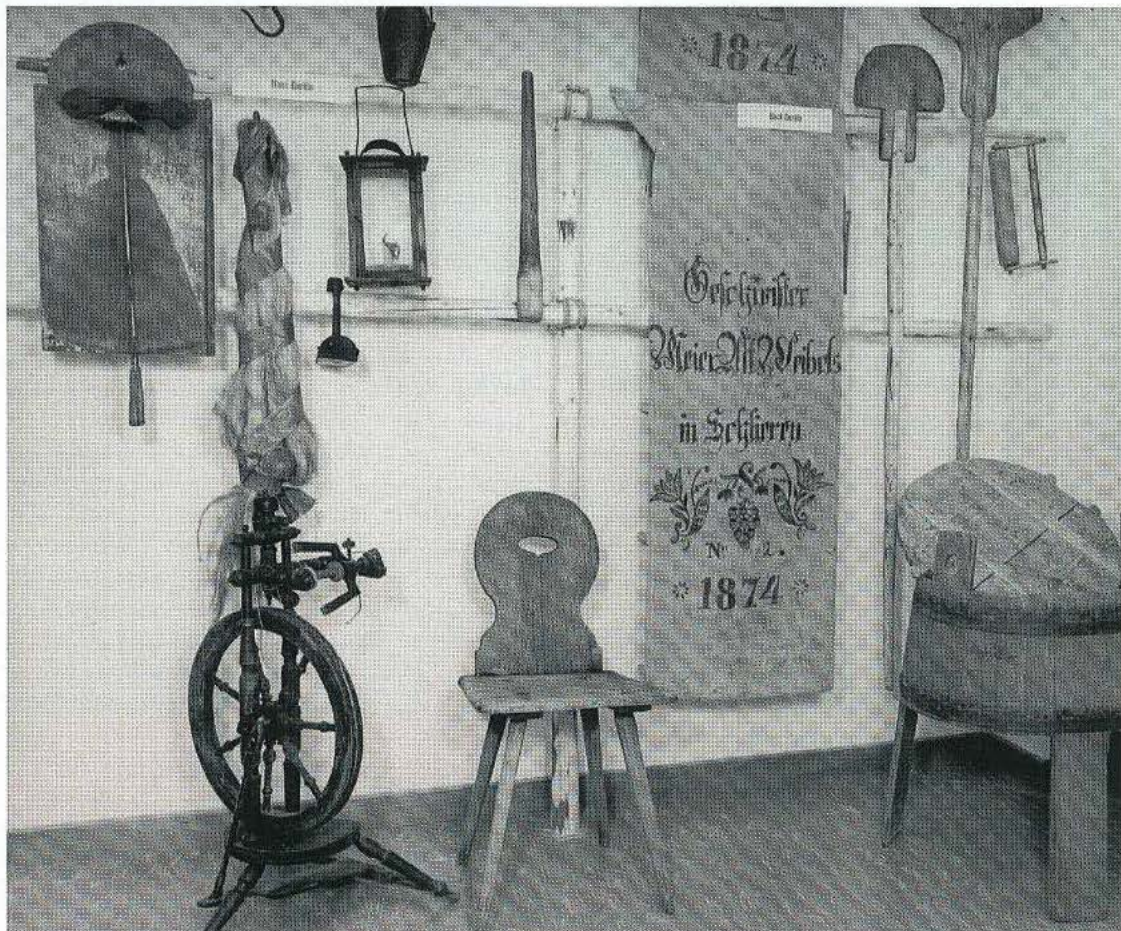


Vorn von links: Heinrich Meier-Rütschi, Dr. Ursula Fortuna, Hans Bachmann; dahinter zwei Gäste.

Das 5. Jahrbuch 1961 behandelte die Themen «Das Tragerbuch aus dem Jahre 1759» (Rolf Grimm), «Grosse Überschwemmung und Hochwasser vom 14. und 15. Juni 1910» (Eduard Böhringer), «Albert Vollenweider-Schuler, Lebensfragment eines alten Schlieremers» (Heinrich Wipf) und «Rudolf Hollenweger von Schlieren, Lehrer in Blumenau, Brasilien» (Heinrich Meier-Rütschi).

Wir haben festgestellt, dass die Herausgabe von Schriften im Sinne dieser Neujaarsblätter oder Jahrbücher einem grossen Bedürfnis entspricht und sie sowohl alte Schlieremer wie auch neu zugezogene Einwohner zu begeistern vermögen. Die Finanzierung dieser Schriften bereitete uns bisher keine Sorgen, zumal unsere bisherigen Autoren in sehr anerkennenswerter Weise auf ein Honorar verzichteten. Die Herausgabe des Heftes 1957, welches die Schlieremer Schule behandelt, wurde uns in sehr verdankenswerter Weise durch das Entgegenkommen der Schulpflege ermöglicht.

In diesen ersten 10 Jahren des Bestehens unserer Vereinigung haben wir verschiedene heimatkundliche Ausflüge durchgeführt. Unsere Besuche galten dem Ritterhaus Bubikon, dem Schloss Grüningen, den Schlössern Hallwil und Lenzburg sowie der Habsburg. In Baden, zu dessen Amt und späteren Kanton die Gemeinde Schlieren während voller fünf Jahrhunderte, das heisst von 1302 bis 1803, gehörte, interessierten uns das Landvogteischloss mit seinem Museum und die «Grossen Bäder». Auch das Städtchen Regensberg,



Haushaltgegenstände von einst:

An der Wand von links nach rechts: Ein Futterschneidstuhl, ein Rossstriegel, eine Stalllaterne, eine Wäschekelle, zwei Mehlsäcke, zwei Backschaufeln (um das Brot in den Backofen einzuschiessen). Im Vordergrund ein Spinnrad, eine Stabelle und eine Teigmulde, um den Brotteig anzurühren und zu kneten.

die sogenannte Burg, besahen wir uns. Der Ausflug von 1962 führte uns nach Stammheim mit dem Ziel, die Gemeindestube mit den vielen prächtigen Wappenscheiben und das neue Museum sowie die ob dem Rebberg auf einem schönen Aussichtspunkt gelegene, alte Kirche zu besuchen.

Auch der Vorstand war immer bestrebt, durch Exkursionen, Führungen und Kurse seine Kenntnisse zu erweitern. So besuchten wir die Museen in unserer Limmattaler Nachbarschaft: das Unterländer Museum in Oberweningen, das Bauernmuseum in Wohlenschwil, die Museen in Steckborn, Suhr und Zollikon, sowie die neuesten Ausgrabungen von Vindonissa in Königsfelden. Die alljährlichen Tagungen der Limmattaler heimatkundlichen Vereinigungen, den sogenannten «Herbstbott», an welchem einschlägige Probleme und Anregungen besprochen werden und der abwechslungsweise in einer der beteiligten Gemeinden stattfindet, besuchten wir natürlich auch.

Unter den verschiedenen Dokumenten, die wir bis anhin für das Museum in unsern Besitz bringen konnten, sind ganz besonders zu erwähnen: Die Fotokopie der Urkunde, auf der unser Dorf als «Sleiron» erstmals erwähnt ist und die aus dem Jahr 828 stammt. Das Original befindet sich im Archiv der Stiftsbibliothek St. Gallen. Um die Beschaffung dieses lateinischen Schriftstückes mit der notwendigen Uebersetzung hat sich besonders Herr Hans Höhn, alt Primarlehrer, verdient gemacht.

Sodann ist ein Fragment (Doppelblatt) aus einem Jahrzeitenbuch aus dem 14./15. Jahrhundert zu erwähnen, das auf interessanten Umwegen den angestammten Platz in unserer Gemeinde mit der ehemaligen St. Agathen-Kirche wieder gefunden hat.

Auch die Giger-Karte von 1667, ein Meisterwerk jener Zeit, verdient Erwähnung.

Wir möchten nicht unterlassen, die Bilder – ebenfalls Fotokopien – von den Guts- respektive Spitalhöfen zu erwähnen, deren Originale sich im Staatsarchiv befinden und die zum Teil noch heute bestehende Gebäude erkennen lassen.

In treue Obhut ist uns auch ein Paket Akten aus dem 18. Jahrhundert übergeben worden, aus denen ersichtlich ist, wie bei Naturkatastrophen und bei Brandfällen in der ganzen Grafschaft Baden, die bis an den Rhein hinunter reichte, jede Familie ihren Beitrag zugunsten der Geschädigten beisteuern musste. Dann ist noch das «Tragerbuch» von 1759 zu erwähnen, welches uns in freundlicher Weise von unserem Alt-Schliereimer Eugen Hug in Herblingen zur Verfügung gestellt worden ist.

Wir stellen auch mit Freude fest, dass wir eine grosse Auswahl von Fotoaufnahmen über unsere Gemeinde besitzen, die während der letzten 70 Jahre gemacht worden sind. Einen grossen Teil davon haben wir an einem Farblichtbildervortrag am 17. Februar 1963 einem grossen, dankbaren Freundeskreis vorgeführt.

Von den Gerätschaften möchten wir nebst dem Aargauer Pflug, der hölzernen Egge, dem alten Futterschneidstuhl, der Hanf- und Flachsbreche und einer Backmulde von 1727 noch die fast vollständige Küferwerkstatt vermerken, die uns anvertraut worden ist; herkommend aus einer Zeit, in der man noch nichts von Motoren und deren Lärm wusste. Es ist die Werkstatt von Hans Rudolf Meyer, Küfer von Schlieren,

genannt Chüefer-Ruedi, 1807–72*. Die dazumal nach der Lehre verlangten Wanderjahre führten ihn bis ins Rheinland und in die Pfalz. Nach seiner Rückkehr etablierte er sich in seiner Heimatgemeinde als Küfer.

Unsere Generalversammlungen mit irgendeinem passenden Vortrag zu bereichern – sei es mit oder ohne Film, mit oder ohne Lichtbilder –, war uns stets ein Anliegen; und sie fanden auch jeweils dankbare Zuhörer.

Um das Gesicht unseres gegenwärtigen Dorfbildes lückenlos der Nachwelt zu erhalten, wird auf unsere Initiative hin im Auftrag des Gemeinderates jedes Abbruchobjekt im ursprünglichen Zustand fotografisch festgehalten. Aus den gleichen Erwägungen werden auch vom gesamten Gemeindegebiet in regelmässigen Turnus fotografische Flugaufnahmen gemacht.

Die zwei Ausstellungsräume in unserem Dorfmuseum – der dritte Raum beherbergt das Archiv – bieten interessante Objekte. Sie werden etwa halbjährlich in einzelnen Partien gewechselt. Wir bringen jeweils auf den Zeitpunkt des Erscheinens unserer Jahrbücher einen Teil der Ausstellung mit dem betreffenden Thema in Einklang. Auf das 75-Jahr-Jubiläum des Turnvereins Schlieren durften wir verschiedene Dokumente und ganz besonders alte Turnerfotos entgegennehmen und mit einer Ausstellung die für ein Dorf so grosse kulturelle Bedeutung eines solchen Vereins würdigen. Auf Anfang Oktober 1959, zum 50. Gedenkjahr an das grosse «Internationale Gordon-Bennet-Wettfliegen mit Freiballons» beim Gaswerk Schlieren, konnten wir mit einer schönen Sammlung von Bildern aus jenen denkwürdigen Tagen aufwarten.

Da bei dem rapiden Anwachsen unseres Dorfes notgedrungen auch neue Quartiere erschlossen werden müssen, das heisst neue Strassen gebaut und selbstverständlich bezeichnet werden müssen, hat uns der Gemeinderat in verdankenswerter Weise das Vorschlagsrecht für neue Strassennamen eingeräumt.

Aus allen diesen Ausführungen entnimmt der geneigte Leser, dass die vor 10 Jahren erfolgte Gründung unserer Vereinigung für Heimatkunde und deren Fortbestand und Ausbau einem wirklichen Bedürfnis entspricht. Uns aber, die wir uns mit grosser Tatkraft und Hingabe mit den uns gesteckten Aufgaben befassen, hat die gesammelte Erfahrung gelehrt, dass wir auf dem richtigen Weg sind, den Zielen, die uns gemäss den Satzungen unserer Vereinigung aufgegeben sind, näherzukommen. Mögen uns unsere treuen Mitglieder, deren Anzahl heute auf 205 Einzel-, ein lebenslängliches und 6 Kollektivmitglieder angewachsen ist, stets mit Rat und Tat beistehen. Wir danken ihnen für ihre Treue. Wir danken aber auch den vielen Freunden und Gönnern, welche uns durch ihre freiwilligen Spenden geholfen haben, die materiellen Sorgen zu bannen. Der Vorstand der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren wird es sich angelegen sein lassen, auch in Zukunft für die Verwirklichung der Aufgaben, die ihm gestellt sind, einzustehen. Es ist uns ein ganz besonderes Anliegen, unserer Nachwelt Dokumente, Bilder, Gerätschaften und dergleichen zu erhalten und zu konservieren. Zur Verwirklichung dieser Bestrebungen möchten wir erneut an unsere Freunde und Gönner sowie an einen weiteren Bevölkerungskreis appellieren, uns auch fernerhin tatkräftig zu unterstützen.

*) Der Setzer des damaligen Jahrbücher vermerkte dazu: «Er war der Urgrossvater von Heinrich Meier-Rütschi.»

1964 bis 2002 – Höhen und Tiefen

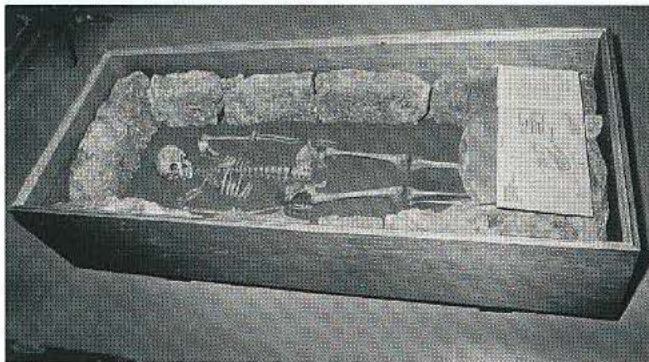


Der Beitrag von Paul Furrer über die Vereinsgründung und der Rückblick meines Vaters Heinrich Meier-Rütschi über die ersten zehn Jahre der Vereinigung geben die Vereinsgeschichte bis 1963 wieder. Nun bleibt mir noch die Aufgabe, über die anschliessenden fast 40 Jahre zu berichten.

Im Herbst 1963 organisiert die Vereinigung für Heimatkunde Schlieren (VHS) erstmals den «Herbstbott» der Limmattaler Heimatkunde-Vereinigung. An dieser regionalen Zusammenkunft orientieren sich die Vorstände gegenseitig über ihre Tätigkeiten, Pläne und Sorgen. Dieser Meinungsaustausch existiert auch heute noch und wird ca. alle zehn Jahre von Schlieren organisiert. Schwerpunkt der Vorstandstätigkeit 1964 ist die ständige Erweiterung des Museums im Keller des Hofacker-Schulhauses und die Archivierung der immer zahlreicher aus der Bevölkerung zur Verfügung gestellten Museums-Gegenstände. In einem Schaufenster der Zürcher Kantonalbank an der Zürcherstrasse 4 kann die VHS ebenfalls Museumsgut ausstellen. Ein Waldumgang im Winter bereichert das Jahresprogramm.

Drei wichtige Funde in den Sechzigerjahren

1964 werden bei Grabarbeiten vor dem Restaurant Lilie mehrere Alemannengräber aus dem achten oder neunten Jahrhundert entdeckt, also aus der Zeit, da auch die älteste Urkunde über Schlieren datiert ist. Diese liegt im Stiftsarchiv St. Gallen und ist in diesem Heft auf Seite 40 beschrieben. Die Gräber sind mit Tuffsteinen recht sorgfältig eingefasst. Das lässt den Schluss zu, dass es sich an diesem Standort bereits um eine grössere Siedlung handelte. Der Vorstand erreicht dank eigener tatkräftiger Mithilfe, dass das am besten erhaltene Grab wieder hergestellt wird und im Museum ausgestellt werden kann. Dort ist es übrigens auch heute noch.



1968 fördern Aushubarbeiten für neue Bauten zwei bedeutende Zeugen aus römischer Zeit zu Tage. Am südlichen Ende der Dörnliackerstrasse und unter der jetzigen Abdan-

kungshalle auf dem Friedhof stösst man auf die deutlichen Reste von zwei römischen Kalkbrennöfen. Diese bedeutenden Funde zeigen, dass unsere alten Flurnamen, die in den Jahrheften 1954 und 2000 erklärt worden sind, nicht Fantasiebezeichnungen aus der Laune eines Chronisten waren. Der Name Kalktarren ist erstmals 1450 nachweislich erwähnt worden und kommt von «Kalkdörre». Nach dem Abzug der Römer ist also die Existenz der mindestens zwei Brennöfen während fast eines Jahrtausends in der Ueberlieferung von Generation zu Generation erhalten geblieben! Die logische Folge dieser Ueberlegung ist für mich, dass in Schlieren über diesen ganzen Zeitraum Menschen sesshaft waren.

Das Ortsmuseum

Ein erstes Ziel der Vereinsgründer war die Errichtung eines Schlieremer Ortsmuseums. Es kann im April 1959 im Untergeschoss des Schulhaus Hofacker verwirklicht werden.

Von da weg beansprucht dieses Museum die Hauptarbeit des jeweiligen Vorstandes. Es wird zweimal erweitert. Ausgestellt werden mannigfache Zeugen vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte, alle aus Schlieren oder mit einer engen Beziehung zu unserer Gemeinde und dem Limmattal.

Einen Höhepunkt erreicht dieses Museum mit dem legendären ersten Schlierefäscht 1969, mit welchem ein Fonds für das dringend benötigte Alters- und Pflegeheim Sandbühl ge-äufnet werden soll. Die Schulanlage Hofacker ist das Zentrum dieses Anlasses unter der Regie von Otto Scherer. Der Vorstand packt die Gelegenheit beim Schopf und betreibt im Museum die Wirtschaft «zum Holzwurm». Der Bretzelstand mit dem eigens für diesen Zweck von Paul Furrer gefertigten Bretzeleisen bringt allein 700 Franken ein. Der wichtigste Erfolg dieser Wirtschaft ist aber der, dass Hunderte von Schlieremern zum erstenmal Kontakt mit dem Museum erhalten.

Auf die Dauer befriedigt aber das Dasein im Untergrund doch nicht ganz. Jahr für Jahr wird der Wunsch nach einem eigenen, wenn möglich einem historischen Haus immer deutlicher und kommt auch dem Stadtrat zu Ohren.

Kommt Zeit, kommt Rat. Das Haus Badenerstrasse 15 ist durch einen Tausch in den Besitz der Stadt gekommen und sollte gemäss Vertrag mit dem betagten Eigentümer Walter Meyer abgebrochen werden, sobald es nicht mehr von seiner Familie bewohnt wird. Als ich ihm den Vorschlag mache, sein

Elternhaus als Ortsmuseum zu nutzen, ist er sehr erfreut und lässt die Abbruchverpflichtung im Grundbuch löschen. Der Weg für ein würdiges Museum ist frei. Ein Kredit zur notwendigen Renovation wird vom Gemeinderat anstandslos bewilligt. 1981 können mit einem gewaltigen Arbeitseinsatz des Vorstandes zwei Stockwerke für den neuen Zweck eingerichtet werden. Am 6. November kann ich als Stadtpräsident der VHS das Museum offiziell zu treuen Händen übergeben, und zwei Tage später am Chilbisonntag nehmen mehrere Hundert Schlieremer einen ersten Augenschein. Seither ist dieses Haus aus der Tätigkeit der VHS nicht mehr wegzudenken. Ausnahmslos alle Vorstandssitzungen finden in der Küche am ehrwürdigen Nussbaumtisch statt.



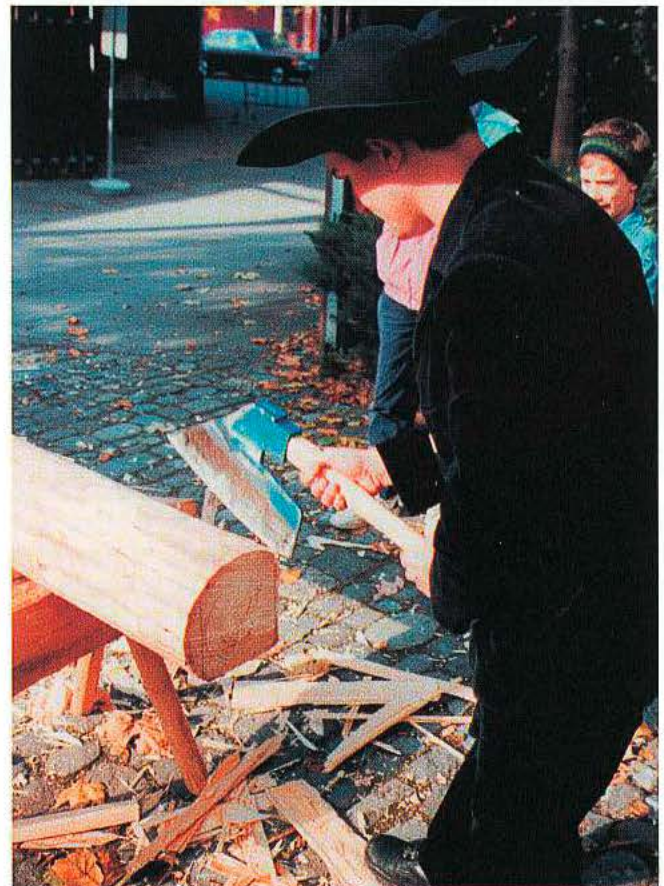
Das Ortsmuseum im vornehmen Wohnhaus, erbaut 1875 für den Ammann Heinr. Bräm; in der dazu gehörigen Scheune rechts befindet sich die Ludothek.

Seit vier Jahren gehören auch drei Dia-Schauen zum Angebot. Sie zeigen den Werdegang Schlierens von der Antike bis in die Gegenwart, Schlieren zwischen 1939 und 1945 und eine Hofmetzgete im Schlieremer Berg von 1960.

Während des Jahres ist das Museum jeweils am ersten Sonntag des Monats von 10 bis 12 Uhr offen. Diese Möglichkeit wird aber spärlich benützt, die Besucherzahl schwankt zwischen zwei und zehn. Erfreulich ist, dass das Museum jedes Jahr Ziel von Familien- und Klassentreffen, Firmen- oder Vereinsanlässen und Schulklassen ist. Diese Anlässe bringen mehr Besucher ins Museum als die offiziellen Öffnungszeiten.

Wichtigster Tag im Jahr ist immer der Chilbisonntag, auf den hin einer oder mehrere Ausstellungsräume neu gestaltet werden. Wenn irgend möglich wird am Nachmittag auf dem Hofplatz ein altes Handwerk präsentiert. So wurde schon mit zwei Breitäxten im Takt aus einer Tanne ein Balken gehauen, ein Küfer erstellte einen neuen Fassboden, zwei Schmiede schufen an Esse und Amboss kleine Kunstwerke und ein Möbelschreiner fertigte eine neue Stabell.

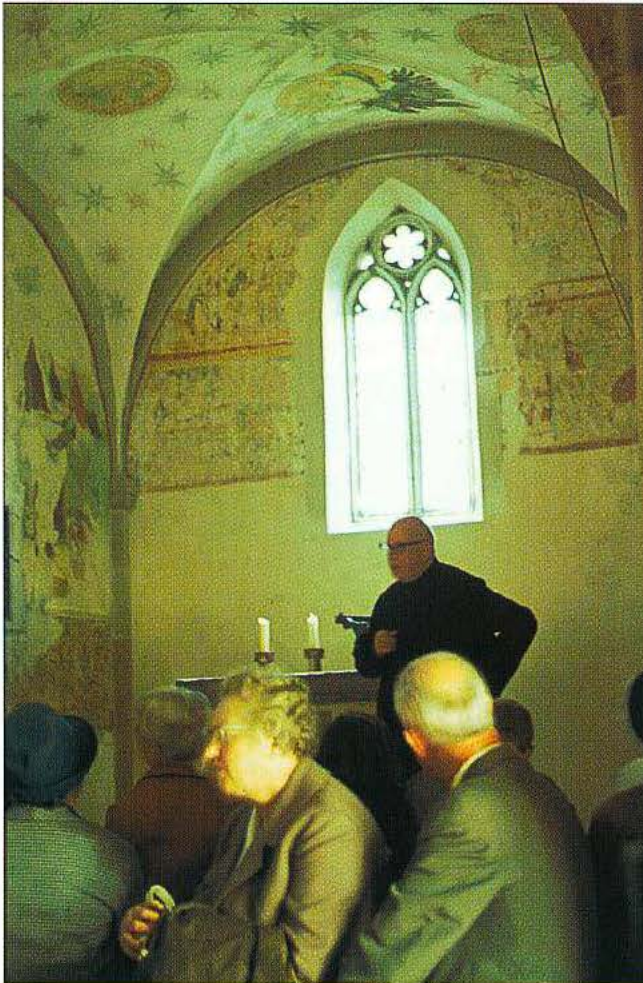
Mit Breitaxt und Augenmass...



...wird aus einer Tanne ein Dachbalken.

Die Vereinigung für Heimatkunde auf Reisen

In den ersten 30 Jahren ihres Bestehens ging die VHS fast jedes Jahr auf eine eintägige Reise, die meist von Hans Bachmann organisiert wurde und an welcher 20 bis 110 Teilnehmer mitkamen. Besucht wurden u.a. die Ufenau, die Freilichtmuseen Gutach im Schwarzwald und Ballenberg, die Hammerschmiede in Seengen, das Kloster Muri, die Städtchen Werdenberg, Murten und Avenches, die Storchensiedlung Altreu, die Stiftsbibliothek St. Gallen, die Kartause Ittingen, das Weinbaumuseum Au/ZH, der Römische Gutshof in Seeb – also alles heimatkundlich interessante Ziele.



In einer Seitenkapelle des Klosters Wettingen, das in Schlieren jahrhundertlang die niedere Gerichtsbarkeit ausübte.



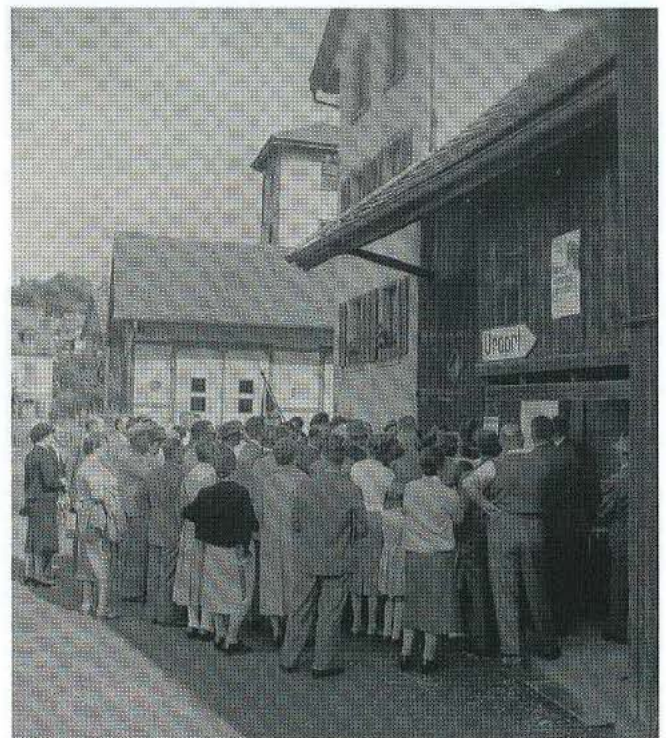
Das Motorschiff «Stäfa» brachte die VHS-Mitglieder auf die Insel Ufenau.



Nach der Besichtigung der Galluskapelle in Ober-Stammheim geht's zu einem kühlen Trunk.

Die Dorfrundgänge

Seit 1991 bietet die VHS einen Rundgang durch den alten Dorfteil von Schlieren zwischen der Badenerstrasse und dem Tunnel Uitikonstrasse an. Er dauert bei ganzer Länge rund 90 Minuten. Neben den fast ausnahmslos erhaltenen Brunnen und dem guten Dutzend 130- bis 450-jährigen Häusern zeigen wir anhand von rund vierzig Bildtafeln, wie es vor achtzig oder hundert Jahren ausgehen hat. In den zwölf Jahren konnten wir wohl über tausend ansässige und Heimweh-Schlieremer auf diesen Rundgang führen. Mit besonderem Stolz zeigen wir jeweils den ganzen Dorfpark und die restaurierten Häuser.

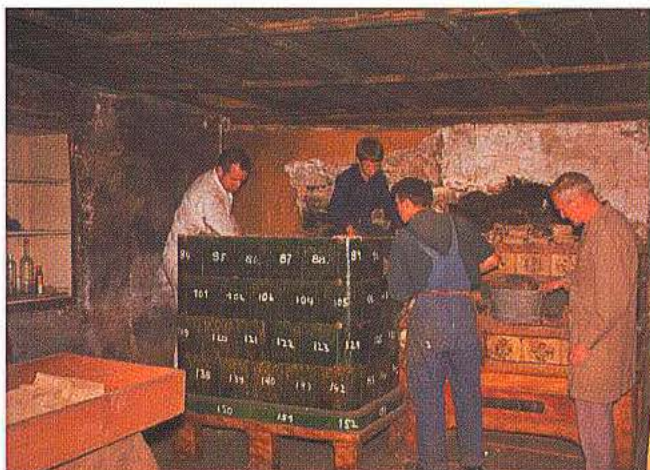


Gelegenheit, sich einmal im Innern der Zehntenscheune umzusehen. (Im Hintergrund das alte Feuerwehrdepot.)

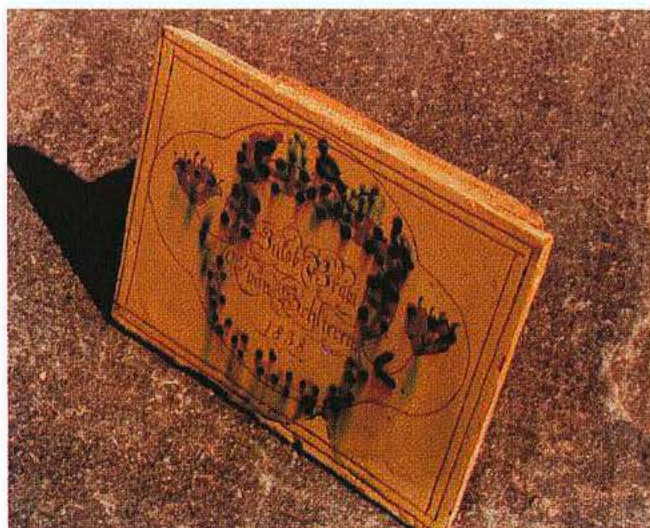
Das Museumsgut

Bei weitem nicht alle historischen Gegenstände, die der VHS in den vergangenen 50 Jahren aus der Bevölkerung übergeben worden sind oder die bei Hausabbrüchen von Mitgliedern sichergestellt wurden, können in einer thematischen Ausstellung oder dauernd der Öffentlichkeit präsentiert werden.

In vier verschiedenen Gebäuden der Stadt hat die VHS Hunderte von Gegenständen eingelagert: In den Kellern des Museums, der Schulhäuser Hofacker und Kalktarren und in der «Zehntenschür» stehen zweckmässige und trockene Lagerräume zur Verfügung. Wie ein roter Faden kommt in den Sitzungs- und Versammlungsprotokollen der vergangenen 50 Jahre immer wieder das Problem der zeitgemässen Inventarisierung dieser anvertrauten Güter zur Sprache. Sie ist vom Vorstand mehrmals intensiv an die Hand genommen, aber nie ganz zu Ende geführt worden, einfach weil der Zeitaufwand die Kapazität der nebenamtlichen Vorstandsmitglieder jedes Mal überstiegen hat. 1999 und 2000 zeigt sich ein Lichtblick: Der Schlierener Zivilschutz ordnet vier Angehörige ab, die unter dem Titel «Kulturgüterschutz» einen grossen Teil des Museumsgutes inventarisieren. Die Fortführung ist auch für 2001 geplant; doch dann streicht das Gemeindeparlament das Budget des Zivilschutzes massiv zusammen. Die Arbeit ist damit immer noch nicht fertig.



F. Lebert bei der Demontage des Kachelofens im «Büelhof».



Eine Ofenkachel aus dem «Stürmeierhus»

Viele Gegenstände, die in den erwähnten Magazinen lagern, sind reparaturbedürftig und könnten deshalb im jetzigen Zustand nicht für eine Ausstellung verwendet werden. Reparaturen durch Laien bergen oft das Risiko, dass sie nicht fachgerecht – was immer dies heissen mag – ausgeführt werden. Bleibt die Renovation zum Beispiel durch einen Antikschreiner. Dieser Weg wird gewählt, wenn ein Gegenstand in einer Ausstellung präsentiert werden kann. Das geschah zum Beispiel mit einigen über 200-jährigen Schränken, die jetzt das Museum zieren.

Dringend vor dem endgültigen Zerfall bewahrt werden musste auch der meines Erachtens wertvollste Plan in unserem Fundus: das Original des Zehntenplans von Geometer Dietzinger. Er erstellte ihn 1819 im Auftrag der Gemeinde Schlieren und ermöglichte die Ablösung der Zehntenpflicht aller Grundstücke durch deren Eigentümer. Er war in wahrhaft brüchigem Zustand schon im Museum Hofacker ausgestellt, und jahrelang wollte sich kein Restaurator an seine Wiederherstellung wagen. Sie gelang schliesslich doch noch, auch dank einem massiven Kostenbeitrag der Stadt. Jetzt hängt im Museum eine Kopie in der Originalgrösse von 180 x 120 cm. Den restaurierten Plan haben wir aus Sicherheitsgründen dem Staatsarchiv in Zürich anvertraut.



Ein Küchenschrank aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

Die Dorfchronik

Schon bei der Vereinsgründung war erkannt worden, dass das konsequente Sammeln aller Schlieren betreffenden Zeitungsartikel eine wichtige Grundlage für die Gemeindegeschichte sein wird. Deshalb wurde von Anfang an ein Vereinsmitglied mit der Aufgabe betraut, alle diese Beiträge aus der Regionalpresse auszuschneiden und in einem Ordner abzulegen. In den ersten Jahren fanden mehrere Jahrgänge in einem solchen Ordner Platz. In der jüngeren Zeit sind es deren mehrere pro Jahr geworden. Zeitungspapier und der Text darauf sind vergänglich. Um die abgelegten Zeitzeugen sicherzustellen, hat der Vorstand die ersten 25 Jahrgänge dieses Sammelgutes auf Mikrofilm fotografisch sicherstellen lassen.

Beim Beschaffen der Grundlagen für diese 50-jährige Vereinsgeschichte waren diese Chroniken neben den Vereinsprotokollen die weitaus wertvollste Grundlage.

Die Vereinigung und die historischen Bauten

1970 fragt der Gemeinderat die VHS an, welche alten Häuser in Schlieren nach ihrer Ansicht erhalten werden sollten. Die Antwort des Vorstandes lautet :

1. Uitikonerstrasse 27 (Haus Erben Gross, «Meierhof»)
2. Zehntenscheune
3. Trotte und Speicher hinter der Krone, Freiestrasse 15
4. Altes Pfarrhaus Kirchgasse von 1734
5. Altes Schulhaus von 1732

Aus heutiger Sicht erfreulich ist vor allem, dass mit Ausnahme des erstgenannten Hauses Gross alle andern Bauten nach über 30 Jahren noch stehen und auch ihr Weiterbestand gesichert sein dürfte.



Die Trotte mit Speicher aus dem 17. Jahrhundert liegt heute hinter den Neubauten Freiestrasse 15/17 noch mehr versteckt als hinter der einstigen «Krone».

Die Anfrage des Gemeinderates und die Antwort der VHS fallen in eine Zeit, in der die Zürcher- und die Badenerstrasse auf ihren heutigen Zustand verbreitert werden. Diesem Ausbau fallen allein zwischen der Linde und dem heutigen Museum folgende Häuser zum Opfer: Alte Schmitte, Häuser Dr. Egli und Riester, Landschreiberei (Epprecht), Jägerhüsli, Schmiede Bloechle, Wagnerei Kaufmann und das Schulhaus Badenerstrasse von 1845. Im gleichen Zeitraum muss auch die alte Mühle dem Haus Sägestrasse 21 weichen. Kaum je zu einem anderen Zeitpunkt sind in Schlieren innert wenigen Monaten so viele alte Bauten abgebrochen worden.



Die alte «Schmitte» vor 1900



Die hell hervorgehobenen Bauten fielen alle innerhalb rund eines Jahrzehnts der Spitzhacke und dem Bagger zum Opfer. Die Häuser links und rechts der Zürcher-/Badenerstrasse für deren Verbreiterung bzw. den Bau der Ringstrasse; die übrigen mussten neuen Wohn- und Geschäftshäusern weichen.

Im folgenden Jahr stellt die VHS dem Gemeinderat das Gesuch, dass sie das der Gemeinde gehörende Haus Uitikonnerstrasse 10 (Weibel Lips) während mehreren Monaten für eine Ausstellung «Wohnen im 19. Jahrhundert» benützen dürfe. Der Gemeinderat lehnt ab, weil das Haus in einem sehr baufälligen Zustand ist und aus Sicherheitsgründen unverhältnismässig aufwändige Reparaturen nur für diese Ausstellung erforderlich wären. Im Protokoll der Generalversammlung 1971 der VHS ist vermerkt, dass der Gemeinderat das Gesuch mit fadenscheinigen Argumenten abgelehnt habe.

Der Vorstand hat die Ausstellung geplant im Zusammenhang mit seiner «Dorfpark-Initiative». Mit dieser will er erreichen, dass die meisten Altbauten im Strassenviereck Kirchgasse/Brunngasse/Uitikonnerstrasse/Freiestrasse erhalten bleiben und wenn möglich unter Schutz gestellt werden. Die Generalversammlung 1971 beschliesst mit 20 zu 7 Stimmen, diese Initiative zu lancieren. An dieser GV nehme ich als Vereinsmitglied und als Gemeindepräsident teil und rate vergeblich vom Vorstoss ab mit dem Argument, dass die Vereinigung ihre Kräfte nicht für eine derart unrealistische Aktion verbrauchen sollte.

Am 25. Juni 1971 stellt der Gemeinderat der Gemeindeversammlung den Antrag, das Haus zur «Arch» an der Freiestrasse 6/8 zu kaufen. Er begründet den Kauf damit, dass das Grundstück an zentraler Lage und für die Zentrumsplanung von grosser Bedeutung sei, sowohl als möglicher Baugrund für das Gemeindehaus oder als Realersatz dafür. Im Antrag gibt er auch die Absicht bekannt, das Haus abzubauen.



Das Haus zur «Arch»

Fritz Lebert als Präsident der VHS präsentiert einen Bericht der Kantonalen Natur- und Heimatschutzkommission mit folgendem Kernsatz: «Das Haus zur Arch ist das baugeschichtlich interessanteste und wertvollste Objekt im alten Dorfteil. Wir glauben, dass das Haus mit seiner seltenen Dachkonstruktion älter ist als die Zehntenscheune und aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammt.» Mit der Empfehlung des Kantonalen Denkmalpflegers Dr. Drack stellt die VHS den Zusatzantrag, der Gemeinderat solle den baugeschichtlichen Wert, die Erhaltungsmöglichkeiten und die Renovationskosten abklären lassen und einer späteren Gemeindeversammlung Antrag stellen.

Dem flammenden Aufruf von Fritz Lebert gegen den drohenden Abbruch folgt ein ebenso engagierter Appell von Finanzvorstand Fritz Diggelmann. Er mahnt, dass sich die Gemeinde die Planung im Zentrum nicht mit einer solch baufälligen Hypothek blockieren dürfe.

Die Gemeindeversammlung stimmt dem Kauf einstimmig zu. Der Zusatzantrag der VHS wird mit «grosser, allseits anerkannter Mehrheit» abgelehnt (Originaltext Protokoll).

Die Arch geht in den Besitz der Gemeinde über und wird noch im gleichen Jahr abgebrochen. Heute steht dort das Stadthaus. Im selben Jahr zieht die VHS auch ihre Dorfpark-Initiative zurück.

Altes Schulhaus und Stürmeierhuus

Diese beiden Häuser sind aus meiner heutigen Sicht für Schlieren die Schulbeispiele, wie alte Bausubstanz erhalten und den heutigen Bedürfnissen entsprechend renoviert werden kann. Als es aber um die Renovation dieser Häuser ging, da lag die VHS mit den Behörden im Clinch.



Das «alte Schuelhüsl» vor ...



... und nach der Renovation

Aber alles der Reihe nach: 1974 hat Schlieren seine Gemeindeordnung in einem wichtigen Punkt abgeändert. An die Stelle der Gemeindeversammlung ist ein Parlament getreten, das jetzt Gemeinderat heisst, und die Exekutive ist zum Stadtrat geworden. 1978 beschliesst der Gemeinderat, das alte Schulhaus aus dem Jahr 1732 zu renovieren und darin fünf Räume für die Vereine und als Sitzungszimmer herzurichten. Architekt ist Pit Wyss, der zugleich auch Präsident des Zürcherischen Heimatschutzes ist.

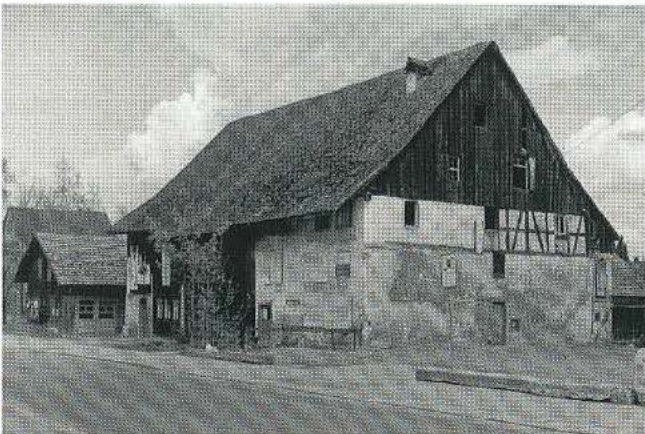
Der Vorstand der VHS ist mit der Renovation nicht einverstanden. Er beanstandet vor allem drei Punkte: Der Boden des ehemaligen Schulzimmers im Parterre darf nicht um 30 cm abgesenkt werden, die Haustüre darf nicht von der Freiestrasse auf die Seite Dorfpark umgelegt werden, und der Estrich darf nicht ausgebaut werden. Die VHS ficht den Gemeinderatsbeschluss mit einer Aufsichtsbeschwerde an den Regierungsrat an.

Das bringt viele Mitglieder der VHS in Rage. Otto Scherer, Kurt Scheitlin und ich mobilisieren in wenigen Tagen 61 Vereinsmitglieder, welche vom Vorstand die Einberufung einer Mitgliederversammlung verlangen. Diese findet am 5. Dezember 1978 im Salmen statt. Die überwältigende Mehrheit der 84 Teilnehmer verlangt vom Vorstand, dass er die Aufsichtsbeschwerde zurückzieht. Die turbulent verlaufene Versammlung findet in der regionalen Presse grosse Würdigung.

Das Alte Schulhaus kann wie beschlossen renoviert werden. Es ist seither ein Schmuckstück des Dorfparkes und wird sehr rege benützt. 1981, im ersten vollen Jahr seiner neuen Zweckbestimmung sind seine Räume 1075 mal belegt!

Das «Stürmeierhuus» hat eine jahrzehntelange Leidenszeit und Durststrecke hinter sich. Es gilt seit Anfang der Fünfzigerjahre als typisches Abbruchobjekt. Erst um 1980 reift in Schlieren die Einsicht, dass dieses Haus als Gemeinschaftszentrum eine Zukunft hätte. Eine Planungskommission der Stadt und beider Kirchgemeinden macht sich ans Werk.

Der spätere Präsident der VHS, Fritz Scheidegger, ist eines ihrer Mitglieder. Als das Projekt in der Form des heutigen «Stürmeierhuus» beschlossen wird, kann er damit nicht einverstanden sein und tritt im Einverständnis mit dem Vorstand aus der Planungskommission aus. Die VHS will nicht, dass vom alten Haus nur die äussere Form und Fassade neu erstehen soll, das Innere aber vollständig umgestaltet wird.



Das «Stürmeierhuus» kurz vor dem Umbau

Der Meierhof

Anfangs der 90er-Jahre steht der in Privatbesitz stehende Meierhof immer noch. Anerkanntermassen ist er das wohl typischste Bauernhaus aus der Mitte des letzten Jahrtausend. Seit seiner Erstellung 1563/64 ist es in seiner baulichen Substanz weitgehend erhalten und nur unwesentlich verändert worden. Es ist seit 1924 im Besitz der Familie Gross, aber seit Jahren unbewohnt.

Peter Ringger hat 1986 die Riegel des Wohnhauses mit natürlicher Farbe gestrichen und damit besser hervorgehoben, so dass es sich von aussen recht vorteilhaft präsentiert. Paul

Furrer und ein auswärtiger Meierhof-Fan lassen das Haus auf eigene Kosten von einem Dachdecker mit einer Plastikfolie vollständig abdecken, um die über 400-jährige Dachkonstruktion vor weiterem Schaden durch Fäulnis zu bewahren.



Der «Meierhof» (Haus «Gross»), Uitikonstrasse 27

Die Eigentümer wollen das Grundstück verkaufen. Der Stadtrat lehnt es ab, auf Kaufverhandlungen einzutreten, weil er keinen Verwendungszweck für das Haus sieht und vor allem weil er eine Renovation im Kostenumfang von mehreren Millionen als nicht verantwortbar erachtet. In meiner neuen Rolle als Führer von vielen Dorfumgängen (siehe Seite 23) stelle ich jedes Mal beim Halt am östlichen Ende des Oeliweges das Problem der Erhaltung des Hauses zur Diskussion. Ich mag mich an keine überzeugte Äusserung eines Teilnehmers erinnern, der sich für eine Renovation einsetzen wollte. 1996 wird der Meierhof abgebrochen.

Die Mitglieder der VHS

Zehn Jahre nach der Gründung hatte der Verein 212 Mitglieder, die einen Jahresbeitrag von acht Franken entrichteten. 1976 waren es deren 248. Diese Zahl sank bis Ende der 80er-Jahre bis auf 160. Frischer Wind im Vorstand, die Dorfumgänge, die wieder erstandenen Jahrbücher und gezielte Werbung bringen dann einen stetigen Zuwachs. Den grössten Erfolg hat eine vom Protokollführer Paul Rebsamen vorgeschlagene Aktion im Zusammenhang mit dem Jahrbuch 1998. Die Aussicht, im neuen Heft eine persönliche Widmung eines der beiden Verfasser – Kurt Frey und Heiri Meier – zu erhalten, bringt 60 Neueintritte. Ende 2002 zählt die Vereinigung 310 Mitglieder. Sie unterstützen die Bestrebungen der Vereinigung ideell und mit ihrem Jahresbeitrag von gegenwärtig Fr. 25.–. Als Gegenleistung erhalten sie die Jahrbücher. Die Mitgliederbeiträge von zusammen gegen 8000 und der jährliche Beitrag des Bürgergutes von 6000 Franken ermöglichen dem Vorstand den Betrieb des Museums.

An der Generalversammlung, die immer mit einem Vortrag zu einem heimatkundlichen Thema verbunden ist, nehmen regelmässig 50 bis 70 interessierte Mitglieder teil. Nicht immer erfolgreich sind die bei dieser Gelegenheit angebrachten Appelle zur aktiven Mitarbeit, sei es als Vorstandsmitglied, zum Ordnen oder Restaurieren von Museumsgut oder als Chronist für die lokalen Zeitungsartikel.

Damit ist mein Teil der 50jährigen Vereinsgeschichte zu Ende. Auch vierzig Jahre nach meinem Vater kann ich mich seinen Zukunftswünschen im letzten Absatz auf Seite 20 voll anschliessen.

Amtsinhaber seit Bestehen der Vereinigung

zusammengestellt von Fritz Lebert

Präsidenten:

Heinrich Meier-Rütschi	1953–1967
Dr. Emil Surber	1968–1969
Fritz Lebert	1970–1973
Peter Ringger	1974–1980
Dr. Ursula Fortuna	1981–1982
Fritz Scheidegger	1983–1987
Rudolf Noser	1988–1990
Heiri Meier-Buchli	1990–1998
Hans-Rudolf Elmer	seit 1999

Vizepräsidenten:

Gustav Fausch	1953–1954
Dr. Emil Surber	1955–1967
Max Steiner	1968–1971
Peter Ringger	1972–1973
Dr. Ursula Fortuna	1974–1980
Hans Bachmann	1981 und 1990–1995
Fritz Scheidegger	1982
Paul Furrer	1983–1987
Fritz Scheidegger	1988–1989
Hans Rudolf Elmer	1996–1998
Silvia Bader	1999–2001
Renato Battistini	seit 2002

dem Vorstand gehörten als Mitglieder an:

Werner Künzler	1953–1954
Eugen Wyssen	1953–1954
Hugo Brodbeck	1953–1955
Hans Durtschi	1953–1959
Max Steiner	1953–1971
Paul Furrer	1953–1957 und seit 1960
Rolf Grimm	1955–1967
Jost Heer	1955–1959
Eduard Böhringer	1955–1969
Heinrich Wipf	1956–1963
Ursula Müller-Fausch	1958–1959
Eugen Bühler	1960–1969
Kurt Schneebeili	1960–1971
Hans Vollenweider	1964–1970
Heinrich Meier-Rütschi	1953–1978
Fritz Lebert	1968–1981
Heinrich Salzmann	1970–1971
Hans Bachmann	1970–1984 und 1990–2001
Jean-Claude Perrin	1971–1975
Dr. Ursula Fortuna	1971–1982
Hans-Rudolf Kolar	1972–1974
Walter Boesch	1972–1975
Rudolf Schreiber	1975–1977
Fritz Scheidegger	1978–1989
Dr. Robert Bosshard	1981–1992
Ruth Epprecht	1981–1992
Paul Rebsamen	1982–1998
Claudia Brandstätter	1982
Josephina Maag	1985–1986
Rudolf Noser	1987–1992
Heiri Meier-Buchli	seit 1991
Erwin Stähelin	1991–1996
Regula Straubinger	1992–1998
Heinrich Ernst	1992–1998
Hans-Rudolf Elmer	seit 1992
Regula Küng	1996–1997
Silvia Bader	1996–2001
Karl Wälti	1998–2000
Trudi Hubmann	seit 1997
Hans Stocker	seit 1999
Thomas Stauber	seit 2000
Renato Battistini	seit 2000

Chronisten:

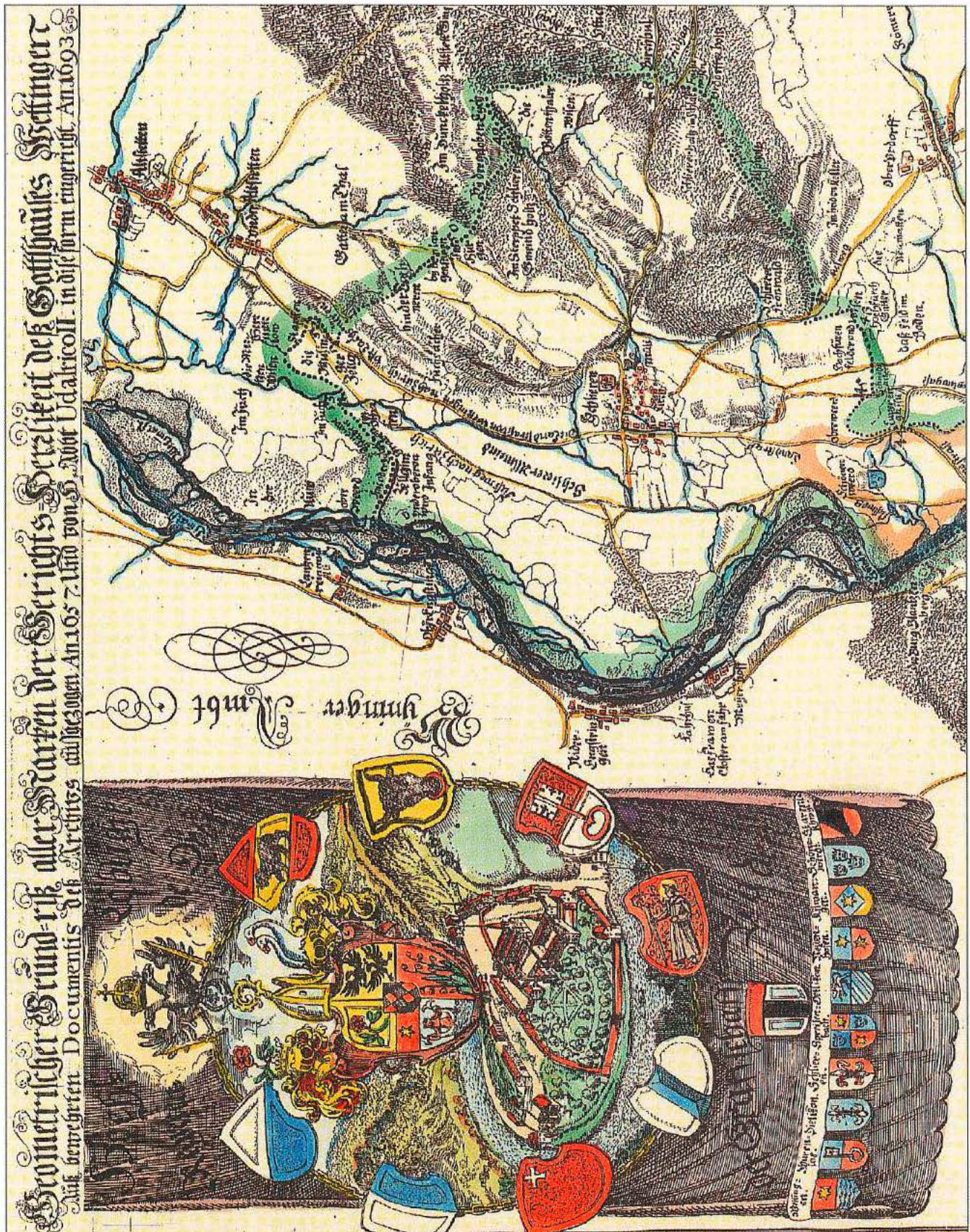
Hans Durtschi	1953–1969 und 1982
Hans Meier	1970–1978
Eugen Amsler	1979
Peter Ringger a.i.	1980
Mina Wenger	1981
Ruth Epprecht	1983–1992
Robert Binz	1993–1998
Adolf Krüsi	1999
vakant	seit 2000

Ehrenmitglieder:

Heinrich Meier-Rütschi 1968; Paul Furrer, Werner Künzler, Peter Ringger 1984; Hans Bachmann 1990; Dr. Ursula Fortuna 1996

Die 25 Jahrbefte der Vereinigung für Heimatkunde

von Heiri Meier-Buchli und Kurt Frey



Ausschnitt aus der Karte des Wettinger Zehntens von 1693 mit dem «Gericht» Schlieren (grün umrandet). Auf einer Art Fahne ist die politische Hierarchie dargestellt: Eine Zeichnung des Klosters Wettingen und – überhöht von Abts-Mitra und -Stab – dessen viergeteiltes Wappen mit den Symbolen Stern und Seejungfrau («stella maris», Name des Klosters nach der Gründungssage), Maiglöcklein (Familie des Abts Udalrich Meyer von Mellingen), Rose und Homberger Adler des Stifters Graf von Rapperswil und im Zentrum das Wappen des Zisterzienser-Ordens. Das Ganze ist umgeben von den Wappen der acht Alten Orte als Schirmherren des Klosters. Oben der deutsche Reichsadler. Unten das Wappen der Herrschaft Baden mit den 10 Dörfern Wettingen, Würenlos, Dietikon, Schlieren, Spreitenbach, Ötlikon, Neuenhof, Killwangen, Schönenwerd und Staretswil.

Die Geschichte der 25 Schlieremer Jahrhefte

Den Gründern der Vereinigung für Heimatkunde war von Anfang an klar, dass so bald als möglich jeweils auf Neujahr ein Heft mit einem Thema aus der Schlieremer Vergangenheit gedruckt werden sollte. Ich mag mich noch erinnern, wie mir mein Vater, Heinrich Meier-Rütschi, als erster Präsident der Vereinigung sagte: *«Wenn irgend möglich wollen wir jedes Jahr ein Heft herausbringen über ein Thema, das für unsere Mitglieder und die Schlieremer Bevölkerung interessant ist. Über Schlierens Vergangenheit in den letzten paar Jahrhunderten weiss die Oeffentlichkeit noch sehr wenig. Meine Vorstandskollegen Gustav Fausch und Emil Surber sind bereits intensiv an der Arbeit für die beiden ersten Hefte über die Schlieremer Flurnamen und über unseren Wald, und Hugo Brodbeck schreibt die Geschichte der Schlieremer Schule seit deren Anfängen vor über 300 Jahren. Rolf Grimm hat auch schon einige Themen genannt, die als Grundlage für ein Jahrheft dienen können. Und ich selbst weiss aus Erzählungen meines Vaters, meiner beiden Grossväter und von verschiedenen anderen alten Schlieremern sowie aus alten Protokollen und Urkunden vieles, über das es sich zu schreiben lohnt.»*

Mit dem Titel «Neujahrsblatt» wollten sich die Gründer auch gleich ein ehrgeiziges Ziel setzen, dass nämlich auf jeden Jahreswechsel eine solche Schrift den Weg zum Publikum finden solle. Schliesslich war Hans Vollenweider, Inhaber der gleichnamigen Druckerei an der Badenerstrasse 5, selbst ein engagiertes Mitglied des Vorstandes.

Das erste Neujahrsblatt 1954

Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Schlieren

von Gustav Fausch



Gustav Fausch

Gustav Fausch, der Heimleiter der Pestalozzi-Stiftung im Schlieremer Berg, war also der designierte Verfasser des ersten Neujahrsblattes und schon Monate vor der Vereinsgründung am intensiven Studium von jahrhundertealten Plänen und Urkunden. Schon seit Jahren interessierten ihn die Schlieremer Flurnamen. Seine Gattin Hedwig Fausch erzählte mir kürzlich aus jener Zeit ums Jahr 1953 in der Pestalozzi-Stiftung: *«Es war für uns alle, die mit ihm zusammenlebten, eine sehr anstrengende Zeit. Jede freie Minute, in der er nicht vom Heim, von den Pflinglingen oder von der Schulpflege, deren Vizepräsident er war, beansprucht wurde, sass er hinter alten Karten, Dokumenten oder Protokollen. Viele freie Stunden verbrachte er im Staatsarchiv Zürich und in den Gemeindearchiven Schlieren und Spreitenbach. Stören durften wir ihn wenn irgend möglich nicht. Wir alle waren froh, als er mit dieser Arbeit fertig war!»*

Viele Auskünfte holte er sich auch bei meinem Vater, beim Gemeindevorstand Hans (Hans Meier-Bräm) und bei anderen Alteingesessenen. Abschliessen konnte Gustav Fausch sein Werk am Andreastag, also am 30. November 1953. Es war auch höchste Zeit, denn auf Neujahr 1954 war die Herausgabe geplant. Das war nur möglich, weil er schon vorher dem Drucker Hans Vollenweider die bereinigten Texte zum Setzen gebracht hatte. Der Satz erfolgte selbstverständlich noch althergebracht mit Bleiletern. Dass es pressierte mit dem Druck, kann man auch daraus ersehen, dass mein Vater das Vorwort zum Heft schon drei Wochen vor dem Schlusswort des Verfassers in Druck gegeben hatte.

Es reichte! Wenige Arbeitstage vor Neujahr war die Auflage gedruckt und konnte den 79 Mitgliedern übergeben oder zugestellt werden. Interessierte Einwohner konnten das Heft natürlich in der Papeterie Vollenweider zum bescheidenen Preis von fünf Franken kaufen. Mit diesem ersten Neujahrsblatt haben alle Beteiligten eine beachtliche Leistung erbracht, lag doch die Vereinsgründung nur ein rundes Halbjahr zurück. Leider setzte ein Herzversagen dem Leben und Schaffen von Gustav Fausch im Herbst 1954 ein viel zu frühes Ende. Wie wertvoll die Arbeit von Gustav Fausch war, sahen wir auch 45 Jahre später. Weil das Heft 1954 als erstes vergriffen war, liessen wir das Thema der Flurnamen durch Dr. Alfred Egli aus Küsnacht neu bearbeiten. Dieser ausgewiesene Fachmann auf dem Gebiet der Flurnamen zollte dem ersten Autor hohe Anerkennung.

Das 2. Neujahrsblatt 1955

Vom Schlierer Wald

von Dr. Emil Surber

Das Vorstandsmitglied Dr. Emil Surber hatte sich schon früh anboten, das zweite Neujahrsblatt dem Schlieremer Wald zu widmen. Als Forstingenieur war er dazu prädestiniert. Grundlagen für seine Arbeit bildeten die seit 1823 im Abstand von 10 bis 15 Jahren erstellten Visitationsberichte der Forstmeister und des Kantonalen Oberforstamtes. Seine Erkenntnisse beschränkten sich keineswegs auf eine Verherrlichung der alten Zeiten. Deutlich zeigte er auch auf, welche Fehler in früheren Jahrhunderten – oft durch wirtschaftliche Not begründet – begangen worden waren. So hatten die französischen Truppen des General Massena 1799 vor der Schlacht von Zürich den Grossteil der Tannen- und Fichtenbestände geplündert, und der massiv geschwächte Bestand fiel, wie 200 Jahre später nach dem Sturm Lothar, dem Borkenkäfer zum Opfer. Zur Vorbereitung des wieder dem Wald gewidmeten Jahrheftes 2001 haben wir Emil Surbers Werk studiert und erneut den hohen Wert seiner Arbeit bestätigt erhalten.

Höhere Gewalt bremst das dritte Neujahrsblatt von 1957

Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten

von Hugo Brodbeck, Heinr. Wipf und Hans Brunner

Sekundarlehrer Hugo Brodbeck übernimmt die Aufgabe, das dritte Heft mit dem Thema «Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten» zu verfassen. Wie seine beiden Autoren-Vorgänger beginnt er schon vor oder kurz nach der Vereinsgründung mit seinen Nachforschungen. Doch im Herbst 1955 verstirbt er, bevor er die Arbeit hat zu Ende führen können. Die zwei Lehrerkollegen Heinrich Wipf und Hans Brunner vollenden sein Werk; aber auf Neujahr 1956 ist das nicht möglich. Der erste Unterbruch in der Heftreihe ist unvermeidbar. Auf das Neujahr 1957 schaffen Wipf und Brunner die Druckreife.

Das Werk der drei Verfasser ist eine hochinteressante Geschichte unserer Schule, von den Anfängen um 1620 bis 1955. Ab 1620, weil ab diesem Jahr Aufzeichnungen gefunden wurden. Die Autoren nahmen aber an – wohl zu Recht, – dass schon 100 Jahre früher, etwa seit der Reformation, die jeweiligen Pfarrer zumindest den intelligenteren Knaben einen rudimentären Unterricht erteilten.

Der erste protokollarisch festgehaltene Lehrer in Schlieren war im Winter 1627/28 der pfälzische Soldat Gideon Steinmüller. In den folgenden fünf Wintern unterrichtete immer wieder ein anderer Schulmeister. In einem Winter fiel wegen einer Pestepidemie die Schule ganz aus. Ab 1634 änderte dies. Ich zitiere am besten den Originaltext: «Bisher hatte jeder Lehrer nur einen Winter in Schlieren verbracht und war im Frühling wieder fortgegangen, wahrscheinlich weil er bei uns für den Sommer keine passende Beschäftigung fand. Nun aber kam im Jahre 1634 ein Mann in unsere Gemeinde, der hier eine neue Heimat finden und 27 Jahre lang – wahrscheinlich bis zu seinem Tode – das Amt des Schulmeisters ausüben sollte. Es war dies Benedikt Störi. Wir kennen die Gründe nicht, die ihn veranlasst haben, mit seiner Frau sein bernisches Heimatdorf Signau zu verlassen und anderswo eine neue Heimat zu suchen. Er hat in Schlieren einen vollen Ersatz gefunden. Es gefiel ihm hier, er fand hier ausreichende Beschäftigung, und er erhielt für seine Arbeit die volle Anerkennung seitens der Bevölkerung. (Diese war übrigens gerade in diesen Jahren gezählt worden; es waren 237 Personen). Auch hatte er einen Beruf, der ihm im Sommer einigen Verdienst einbrachte: Er war ein guter und weitherum bekannter Kräutersucher und «Wurzengraber», der zusammen mit seiner Frau heilkräftige Kräuter und Wurzeln sammelte und damit Handel trieb. Im Winter aber hielt er Schule mit 50 bis 60 Kindern.» Der visitierende Dekan berichtet von ihm: «Der Schulhalter Störi ist ein recht ehrbarer, frommer und gottesfürchtiger Mann. Er versieht die Schule mit allen Treuen, so dass der Herr Pfarrer und die ganze Gmeind mit ihm gar wohl zufrieden sind.» «Störi» scheint ein hohes Alter erreicht zu haben, wohl auch dank seiner Kräuter. Denn schon 19 Jahre vor seinem Tod wurde er «der alte Störi» genannt.

Bis zu den Jahren um 1720 war die Schülerzahl im Winter selten unter 70, sie stieg sogar gegen 80. Unterrichtet wurde meist in der Wohnstube des Lehrers(!). Als in der Stube des «Ölers Hus» an der Uitikonerstrasse 27 sogar um die 100 Schüler untergebracht werden sollten, ermunterte der Dekan die Gemeinde, ein eigenes Schulhaus zu bauen. Mit finanzieller Hilfe des Rates von Zürich, des Grossmünsterstiftes und des Spitalamtes bauten die Schlieremer ihr erstes Schulhaus: Unser heute noch geliebtes «Altes Schuelhüsl» an der Freiestrasse. Ab Herbst 1732 fand der Unterricht über 100 Jahre lang dort statt. So weit der Bericht über die ersten rund 300 Jahre unserer Schule. Das Neujahrsblatt 1957 geht aber noch weiter. Die Verfasser haben in gewaltiger Kleinarbeit aus den in alter, deutscher Handschrift abgefassten Protokollen den Bau des Schulhauses Badenerstrasse in den Jahren 1843–45 herausgelesen. (Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden die Akten nach und nach in der heute gebräuchlichen Schrift niedergeschrieben.)



Das zweitälteste Schulhaus an der Badenerstrasse 9 (bis 1970)

Eines der nächsten Jahrbücher wird wieder der Schule gewidmet sein. Die Autoren werden zweifellos einen wesentlichen Teil der wertvollen Vorarbeit von 1957 übernehmen können.

Das 4. Neujahrsheft 1959: erstmals ein «Jahrheft»

Schlieren vor 100 Jahren

von Heinrich Meier-Rütschi und Dr. Emil Surber

Das vierte Heft der Vereinigung trägt erstmals und wie alle folgenden den Namen «Jahrheft». Seine Herausgabe auf den 26. April 1959 fällt zusammen mit einem denkwürdigen Tag in der Vereinsgeschichte: An diesem Sonntag kann das erste Schlieremer Ortsmuseum im geräumigen Keller des Schulhauses Hofacker feierlich der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Das Jahrheft selbst ist vom Inhalt her das bisher kürzeste, trägt den Titel «Schlieren vor 100 Jahren» und ist verfasst von Heinrich Meier-Rütschi und Dr. Emil Surber. Die beiden skizzieren die Situation in Schlieren um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie listen die damals rund 700 Einwohner, deren Berufe, Konfession, die Anzahl der Häuser und Haushaltungen auf. Von den 32 Behördemitgliedern und Funktionären waren nur gerade die Hebamme und die Arbeitslehrerin Frauen, und nur drei Männer auf dieser Liste trugen nicht einen der alten Schlieremer Familiennamen: der Pfarrer, der Lehrer und der Tierarzt. Von den 141 Aktivbürgern trugen 43 den Namen Bräm; alle andern hiessen Meier, Rütschi, Lips, Hug, Locher, Haupt oder Frei.

Historische Einlage – über Adel, Zehnten und Lehenswesen

Entschuldigen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, wenn wir hier Ihre Lektüre unterbrechen. Aber uns scheinen hier Ort und Zeitpunkt gekommen, Ihnen – auch im Hinblick auf das dritte Hauptkapitel – ein paar historische Erläuterungen zu geben. Die gestrengen Historiker mögen uns die Beschränkung auf ein paar wesentliche Punkte erlauben.

Im 5. Jahrheft ist zu lesen, dass die zwinglitreuen Schlieremer einem katholischen Würdenträger, dem Abt des Klosters Wettingen, Steuern zahlten. Ja noch mehr! Aus den anschliessenden Jahrheften werden Sie erfahren, dass er im einzigen ganz reformierten Dorf seines Amtsbezirks auch noch die Rechtsprechung inne hatte. Und dies, obwohl die Schlieremer weder Aargauer noch Zürcher waren. Dennoch mussten sie auch der Stadt Zürich für deren Spital und Armenhaus Abgaben leisten, ohne zu deren Hoheitsgebiet zu gehören. Denn oberste Landesherren im Limmattal waren erst die Habsburger, dann Landvögte aus den acht eidgenössischen Orten. Und das alles bis 1798.

Wie war so etwas möglich? Nun – diese politischen Verhältnisse und Dokumente haben ihren Ursprung im Mittelalter; und da waren eben die Besitzes- und Rechtsverhältnisse sehr kompliziert, meist noch viel komplizierter als in Schlieren. Daran änderte sich bis 1798 nur wenig, auch wenn die offizielle Geschichtsschreibung das Mittelalter mit dem Jahr 1492 abschliesst.

Wo Menschen in einer Gemeinschaft leben, müssen – über persönliche Beziehungen und unerlässliche Toleranz hinaus – allgemein gültige Pflichten und Rechte geregelt und durch eine übergeordnete (souveräne) Instanz gesichert werden. Für uns heutige Schweizer ist es selbstverständlich, dass wir uns diese Regeln (Gesetze) selber geben und die Ausführenden der obersten Gewalt selbst wählen und – akzeptieren.

In unserer Demokratie sind wir, das Volk, der Souverän.

«Wir sind, durch Recht und Gesetz miteinander verbunden, unser Staat selbst», formulierte es Pestalozzi. Aber soweit sind wir in der Schweiz erst im Laufe der letzten 200 Jahre gekommen. Der Aufbruch dahin ist Thema des dritten Hauptkapitels dieses Jahrhefts.

Im Mittelalter herrschte eine strikte, soziale Rangordnung gemäss christlichem Weltverständnis.

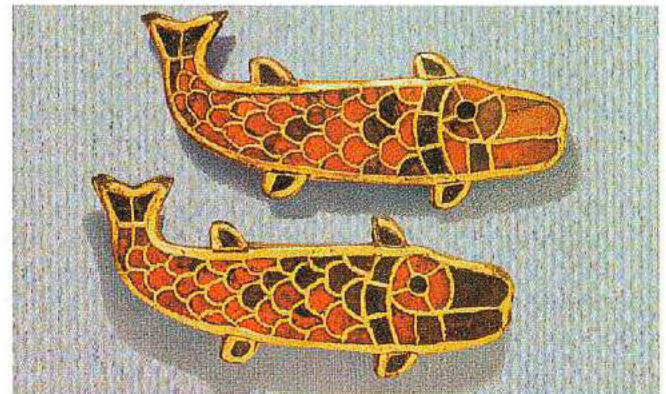


Christus spricht von seinem Regenbogenthron aus zum Papst und der Geistlichkeit *«Tu supplex ora»* (Du sollst demütig beten); zum Kaiser und dem Adel: *«Tu protege»* (Du sollst schützen). Diesen Pflichten kommen Klerus und Adel nur sehr beschränkt nach. Für die Bauern allerdings war *«Tu autem labora»* (Du jedoch sollst arbeiten) jahrhundertlang harte Realität.

Nach offizieller Geschichtsschreibung beginnt das Mittelalter 476 mit der Absetzung des letzten römischen Kaisers und dem Ende des Römischen Reichs. Wie wirkte sich das auf unsere Gegend aus, die ja in einer römischen Provinz lag?

Hier wurden schon 401 die römischen Truppen zur Verteidigung Italiens abgezogen. Rom war damit machtpolitisch nicht mehr präsent. In das dicht bewaldete und nur punktuell besiedelte Gebiet drangen Angehörige germanischer Stämme ein. Die Alemannen als der zahlenmässig stärkste Stamm siedelten sich im Laufe des 7. Jahrhunderts sippenweise an und bildeten so die Basis für unserer heutigen Dörfer. Alles weitere versank im Dunkel der Geschichte.

Grabfunde belegen, dass auch in dieser Zeit Standesunterschiede herrschten. Man fand kostbare Beigaben oder Waffen bei Toten in separaten Gräbern.



Diese Fibeln (eine Art Broschen zum Schliessen der Kleider) fand man bei Bülach im Grab einer Germanenfrau. Sie muss der Oberschicht angehört haben, um sich solche importierte Kostbarkeiten zu leisten: Granate und farbiges Glas in Gold gefasst auf Silberblech.

«In allen Hochkulturen existierte eine Aufteilung der Bevölkerung in mindestens zwei sehr ungleiche Gruppen (Stände): Eine überwiegende Zahl der Menschen rang in harter Arbeit der Natur ihre Erträge ab, um nicht nur sich, sondern auch eine zahlenmässig kleine Oberschicht zu ernähren. Diese genoss Privilegien, sei es aufgrund anerkannter Führungsqualitäten, Kampfesmut, Weisheit oder aufgrund rassischer Überlegenheit. Meist berief sie sich zudem auf eine göttliche Sendung oder Abstammung, oft zusätzlich gestützt durch die Religion und eine Priesterschaft, die daraus Nutzen zog. In Ägypten herrschten die Pharaonen, in den Anden die Inkas. Auch bei den als freiheitsbewusst geschilderten, germanischen Stämmen gab's «Edle», aus denen die «Kungen» erwählt wurden. Selbst die vielzitierte Demokratie des antiken Griechenland galt nur für die Städte. Für Karl Marx war darum *«die Geschichte der bisherigen Gesellschaft die Geschichte von Klassenkämpfen»*.

Ob die nebenan dargestellte christliche Weltordnung wirklich im Sinne Christi war, bleibe als Frage in den Raum gestellt.

Licht auf unsere Gegend fällt erst wieder im 6. Jahrhundert. Da wurde sie ein Teil eines fränkischen Königreichs. Die Franken waren wie andere germanische Stämme etwa vom Jahr 250 an während 400 Jahren vom Norden her kreuz und quer durch Europa gezogen und – sich immer wieder gegenseitig verdrängend – schliesslich ins Römische Reich eingedrungen. Die Stammes-Heerführer (Herzöge) versuchten in den eroberten Gebieten ihre Herrschaft zu festigen. Ihre Versuche, dabei die Ordnung des römischen Verwaltungs- und Beamtenstaates aufrecht zu erhalten oder gar zu erneuern, scheiterten. Denn Roms Macht stützte sich nicht nur auf das Militär, sondern ebenso sehr auf eine solide Wirtschaftsordnung. Die römische Geldwirtschaft beruhte auf weltweitem Handel mit Zentrum Mittelmeerraum. Aber der Zugang dahin war nun versperrt und seit etwa 640 beherrschten die islamischen Araber das Mittelmeer.

Die Herzöge verfügten zwar über Kriegerscharen, aber nicht über genügend gebildete Leute für die Verwaltung; noch hatten sie eine Staatskasse, aus der sie sie hätten bezahlen können. Reichtum bestand nicht mehr in Kapital, sondern in Grundbesitz und den Erträgen des Bodens (Naturalien). Auf dieser naturalwirtschaftlichen Basis bauten erstmals die fränkischen Könige eine neue «Staatsordnung» auf. Sie stützten sich dabei auf zwei wichtige Pfeiler: Die Kirche und die soziale Oberschicht. Eine solche bestand an der Spitze aller germanischen Stämme. Aus solchem Adel stammten auch die fränkischen Könige selber und leiteten daraus ihren Herrschertitel ab. Der König nahm die Adligen in seine (Kriegs-)Dienste und entlohnte sie, indem er ihnen gegen einen Treue-Eid Grundbesitz und zudem Herrschaftsrechte wie Hochgericht, Mannschafts-, Zoll-, Markt- und Münzrecht auf Lebzeiten zu Lehen gab. Er machte die Adligen damit zu Mitregenten. Der Lehensmann (Vasall) hatte auf des Königs Aufgebot mit seiner Gefolgschaft Kriegsdienst zu leisten.

Besonders erfolgreich mit diesem Lehenswesen war dann ein späterer Frankenherrscher: Karl der Grosse. Er machte selbst fremde Herzöge und Könige zu seinen Vasallen. Karl musste aber ihnen gegenüber seine Macht ständig sichern und war darum fast ständig unterwegs. Auf dem Lindenhof in Zürich hatte er eine «Pfalz», einen Königshof, als Absteige. Strategisch wichtige Gebiete behielt Karl als Königsgut. So das Gebiet entlang Limmat und Zürichsee wegen des Zugangs zu den wichtigen Bündner Pässen. Ein Reichsgraf, ein königlicher Beamter, verwaltete den «Zürichgau». Für kurze Zeit seines Lebens schuf so Karl der Grosse wieder ein europäisches Reich, wofür ihn der Papst zum Kaiser (von «*Cæsar*») eines neuen, «heiligen» Römischen Reiches krönte. Es zerfiel nach nur zwei Jahrzehnten. Im 9. Jahrhundert wurden die Lehen und Ämter erblich.

Die Verleihung von Grundbesitz und Hoheitsrechten hatte eine ungeheure Aufsplitterung des Territoriums und der Herrschaftsgewalt zur Folge. Der «Staat» war ein Personenverband unzähliger weltlicher und geistlicher Vasallen, der nur dann eine gewisse Einheit darstellte, wenn ein starker König/Kaiser die Vasallen an sich binden konnte. Sonst machten diese sich zu selbständigen Landesherren. Damit hatten die nachfolgenden Kaiser des «Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation» jahrhundertlang zu kämpfen; mit unterschiedlichem Erfolg. Im Zürichbiet wirkte sich das in wechselnden Landesherren aus.

Die Franken waren als Heiden in die Niederlande, in Belgien und den Norden Frankreichs eingedrungen, wo die ansässige Bevölkerung längst christianisiert war. Im Jahr 325 war ja das Christentum im ganzen Römischen Imperium anerkannt und 395 zur Staatsreligion erhoben worden. Damit entstand eine «übernationale», nach römischem Vorbild organisierte Macht: die katholische Kirche. Sie hatte die Völkerwanderung wie ein Fels in der Brandung überlebt und bildete nun die einzige stabile, geordnete Organisation. Aus Priesterseminarien und Klöstern gingen zudem Leute mit grosser Bildung hervor. Das erkannte schon der erste Frankenkönig und trat mit seinem Volk zum Christentum über, um die Bischöfe für sich zu gewinnen. Er setzte sie als königliche Sachwalter ein und übergab ihnen sogar weltliche Macht. Um sie zu «bezahlen», verfügte er, dass von jedem Grundbesitz der zehnte Teil der Erträge an die Kirche abzuliefern sei, eben der **(Kirchen-)Zehnten**. Später wurden Zehntenrechte auch an weltliche Herren verpfändet oder verkauft.

Ursprünglich ging vom gesamten Zehnten ein Viertel an den Bischof, der Rest stand für Errichtung und den Unterhalt kirchlicher Bauten, für soziale Aufgaben sowie für den Lebensunterhalt der Geistlichen zur Verfügung.

grosser Zehnten

kleiner Zehnten

trockener Zehnten

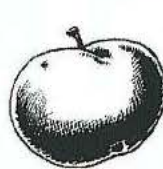
nasser Zehnten



Getreide

Heu

Wein



Obst

Nüsse

Erbsen
Bohnen, Linsen

Flachs
Hanf

Im Rahmen ihrer sozialen Aufgaben betrieben die Klöster Kranken-, Armen- und Waisenhäuser. Für die Verköstigung der Insassen und der eigenen Leute waren sie auf die Naturalabgaben angewiesen.

Dem örtlichen Geistlichen gehörte der kleine Zehnten. Diesen überbrachten die Dorfleute meist persönlich. Der Geistliche verwendete einen Teil davon auch zur Speisung armer Mitbewohner und durchziehender Pilger.

Im Mittelalter beruhte die Herrschaft auf Grundbesitz und den Privilegien einer Oberschicht

Zur Oberschicht zählte neben den Kirchen-Oberen in erster Linie der Adel. Wer aber gehörte zum Adel? Nach seinem eigenen, mittelalterlichem Selbstverständnis musste man das Herr-Sein als Privileg ererbt haben und eine adlige Identität aufweisen. Allerdings erwiesen sich viele sogenannte Adelsurkunden oft als nachträglich geschriebene oder gar verfälschte Belege für strittige oder unklare Besitzverhältnisse. Herr-Sein musste man in den eigenen Kreisen immer wieder aktualisieren. Wichtig waren darum eine getreue Gefolgschaft, ein Beziehungsnetz durch standesgemässe Heirat, die Kompetenz, Herrschaftsrechte an den niederen Adel zu verleihen und die gesellschaftliche und kulturelle Abgrenzung. Die Akzeptanz musste auch bei den Beherrschten durchgesetzt werden. Ein wichtiges Repräsentationsmittel waren z.B. steinerne, ummauerte Wehranlagen.



Die Burgen Wetzikon, Greifenberg bei Bäretswil und Kyburg

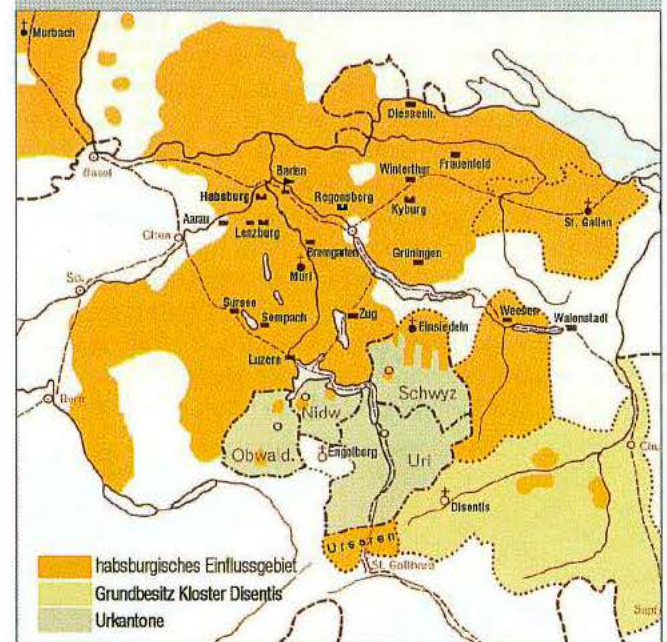
Die Adelherrschaft war zwischen Aare, Reuss und Bodensee bis ins 14. Jahrhundert die dominierende politische Organisationsform. Als Idealtypus galt der Herr, der die Bauern auf seinem Landstück in Not- und Hungerzeiten versorgte, sie vor rechtlicher Willkür, vor Angriffen von aussen und vor den Gefahren eines unchristlichen Lebens schützte. Er stellte ihnen hierfür Produktionsmittel, ein Gericht, militärischen Schutz, eine Kirche und eine geistliche Person zur Verfügung. Für diese Friedenswahrung leisteten ihm die Bauern Abgaben und persönliche Dienste.

Jeder Adlige trachtete darnach, seine Einkünfte und Macht zu vermehren. Zum Beispiel schwor er einem übergeordneten Herrn Gefolgschaft und erhielt dafür ein Lehen, das er so lange behalten durfte, als er seinen Treue-Eid hielt (theoretisch!). Einträglich war, schwächeren Herrschaftsträgern gegen Entgelt Schutz und Schirm zu gewähren. Oder als Schirmherr den militärischen Schutz von Klöstern und Bistümern zu übernehmen; und zudem jene Gerichtsfälle, auf die Körper- oder Todesstrafe stand, die die Geistlichkeit aus ethischen Gründen nicht ausüben durfte. Eine Kirche oder ein Kloster zu stiften und mit Land zu beschenken, erfolgte nicht nur zum Wohl der Kirche und in Sorge um «standesgemässes» Seelenheil, sondern auch, um seinen Besitz vor fremdem Zugriff zu sichern. Denn Kirchenbesitz war nicht veräusserbar. Besonders lukrativ war die Gründung neuer oder der Ausbau bestehender Städte. Markt, Handel und Gewerbe brachten «Bares». Schliesslich blieb als Weg auch der gewaltsame Erwerb fremder Besitze oder Herrschaftsrechte.

Ein Geschlecht, das alle diese Möglichkeiten mit grossem Geschick und mit Skrupellosigkeit ausschöpfte, waren die Habsburger. Sie spielten ja in der Schweizergeschichte und gerade auch hier im Limmattal eine wichtige Rolle.

Ursprünglich stammten sie aus dem Elsass und dem Klettgau. 1120 erbten sie Land im Winkel zwischen Reuss und Aare und bauten dort die Habsburg. 1190 erhielten sie einigen Grundbesitz in Schlieren und – viel wichtiger – das Reichslehen Zürichgau. Anschliessend eigneten sie sich die Herrschaftsrechte der Lenzburger über das Limmattal zwischen Höngg/Altstetten und Brugg an. In der 2. Hälfte des 12. Jh. bauten sie die Burg «Stein» ob Baden und errichteten auf den auf den römischen Ruinen Badens die neue Hauptstadt der Grafschaft. 1259 verkauften die Habsburger ihren Besitz in Dietikon und Schlieren und zugleich die niedere Gerichtsbarkeit über diese Dörfer an das Kloster Wettingen, behielten aber das Hochgericht in ihren Händen. 1267 zerstörten die Zürcher mit Hilfe des Grafen Rudolf – des spätern Königs – das Städtchen Glanzenberg und räumten so die Kontrolle der Limmatschiffahrt durch die Regensberger aus dem Feld. Dann setzten die Habsburger Erbansprüche auf die Kyburgischen Vogteien durch und rissen auch noch die Schirmvogtei der Klöster St. Gallen und Einsiedeln an sich.

Man darf sich von der Karte nicht täuschen lassen. Die orangefarbene Farbe bedeutet nicht habsburgischen Grundbesitz (der eher gering und verstreut war), sondern – viel wichtiger – flächendeckende Herrschaftsrechte. Sie teilten diese in «Ämter» auf und überliessen sie Vögten. Aber nicht als Lehen sondern als Pfand, das jederzeit ausgelöst und so der Vogt abgesetzt werden konnte.



Die Karte zeigt deutlich eine Zangenbewegung der habsburgischen Herrschaft um die Urkantone (mit dem neu eröffneten Gotthard) und um die Stadt Zürich. Als 1273 die Habsburger mit Rudolf auch noch die Reichskrone erlangten, wurde die Gefahr akut. Die Eidgenossen befreiten sich militärisch in den Schlachten von Morgarten, Sempach und Näfels. Zürich machte das «kaufmännischer»: Weil die Habsburger ihre als Pfänder ausgegebenen Vogteien nie zurückkauften, machte das nun die reiche Stadt Zürich. Stück um Stück erwarb sie so zwischen 1362 und 1512 fast den ganzen heutigen Kanton mit Ausnahme des Limmattals.

Seit Rudolfs Sieg über den König von Ungarn waren die Habsburger auch Herzöge von Oesterreich mit gewaltigen Besitztümern und stellten immer wieder Ansprüche auf die deutsche Krone. Auf Betreiben Kaiser Sigismunds aus dem Hause Luxemburg eroberten die Eidgenossen 1415 den habsburgischen Aargau und 1460 den Thurgau.

Der Adel verschwindet – das «Mittelalter» bleibt

Mit den erwähnten Eroberungen war die Nordostschweiz «frei von Adel». Soweit die wenigen verbliebenen regionalen und lokalen Adelsangehörigen noch Besitz und Rechte hatten, verkauften sie sie meist der Stadt und übernahmen hohe Stellungen in der Verwaltung der Untertanengebiete.

Aber die neuen Landesherren – im Aargau die acht Alten Orte, im Zürcher Untertanengebiet der Rat von Zürich – behielten die mittelalterliche Herrschaftseinteilung und Rechtsordnung bei. (Eine andere war damals nicht einmal denkbar.) Sie beanspruchten die Landeshoheitsrechte.

Man trennte weiterhin in **hohe Gerichtsbarkeit** (Hochgericht) und **niedere Gerichtsbarkeit** (Niedergericht).

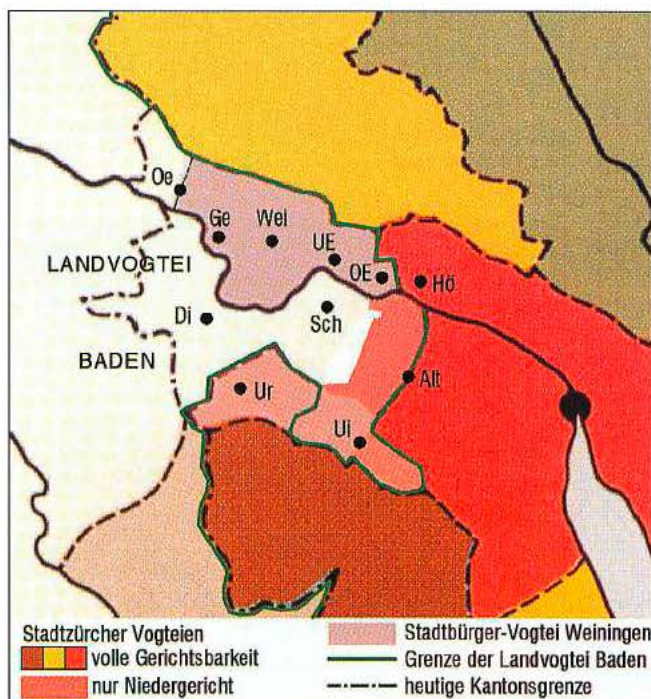
Das Hochgericht lag bei den Landesherren. Sie hatten das Steuer- und Mannschafts-(Aufgebots-)Recht und entschieden bei Grenz- und Lehensstreitigkeiten. Ferner richteten sie in schweren Kriminalfällen und vollzogen die entsprechenden Strafen an Leib und Leben (darum auch Blutgericht).

Auch die grundherrlichen Rechte «Twing und Bann» (öffentliche Gebote und Verbote im Dorf) und niedere Gerichtsbarkeit» (Händel, Raufereien, Bagatelldfälle mit Geldstrafen) blieben bestehen.

Die Landbevölkerung war weiterhin nicht an der Regierung beteiligt. Man behielt also die ständische Ordnung bei.

Jetzt residierten auf den mächtigen Burgen des Adels die Landvögte, liessen sich huldigen und beharrten auf Privilegien wie dem alleinigen Jagdrecht.

Der Rat zu Zürich beanspruchte als Landesherr beide Gerichtsbarkeiten, delegierte aber beide teilweise unterschiedlich an die Landvögte und Obervögte. Die Bauern waren Untertanen der Stadt. Wenn auch noch einzelne verstreute Gebiete als Vogteien in den Händen auswärtiger Herrschaften lagen (z.B. Urdorf) und Zürich mancherorts erst die niedere Gerichtsbarkeit besass (z.B. im westlichen Altstetten), so war Zürich doch auf dem Weg zu einem Territorialstaat, in dem sich zentrale Herrschaftsrechte mit einem geschlossenen Territorium deckten. Ein einheitliches Steuerwesen und eine einheitliche Rechtsprechung folgten erst im Laufe der Zeit.



Im Limmattal blieben bisherige Grundbesitze und Niedergerichte bestehen, klar getrennt von der hohen Gerichtsbarkeit des eidgenössischen Landvogts zu Baden. Diesem unterstand auch die Vogtei Weiningen. Diese Schirmvogtei über die Güter im «Fahr» hatten sich die Regensberger 1130 bei der Stiftung des Klosters vorbehalten, verkauften sie aber 1306 an einen Zürcher Bürger (nicht an den Rat!). Auf dem Klostergelände übte der Einsiedler Propst die niedere Gerichtsbarkeit aus.

Die 1227 vom Grafen Heinrich von Rapperswil gestiftete Zisterzienser-Abtei Wettingen verfügte durch Kauf und Vergabungen über verstreuten Grundbesitz. 1259 verkauften die Habsburger als Grafen von Baden dem Kloster nicht nur ihren Besitz, sondern auch die niedere Gerichtsbarkeit in Schlieren, also über alle Einwohner.

Güter in Schlieren besaßen ferner die Propstei Grossmünster, einige Stadtbürger und die Kirche St. Peter zu Zürich. Ihr gehörte zudem die Dorfkirche; sie stellte auch den Priester. Ihr hatten darum sämtliche Bauern den Zehnten zu entrichten.

Als die Zähringer noch Reichsvögte über die Stadt Zürich waren, stiftete der letzte dieses Geschlechts, Berchtold V., für sein standesgemässes Seelenheil das Heilig-Geist-Spital (beim Hirschenplatz, wo noch heute eine Spitalgasse existiert). Es war ein Armenspital, geführt von Laienbrüdern, 1204 unter päpstlichen Schutz genommen, womit es als kirchliche und somit zehntenberechtigte Institution galt. Nur waren seine Güter kärglich. 1218 wurde Zürich reichsfrei, d.h. es stellte den Reichsvogt selber und einen eigenen Rat. Weil das Spital eine stadtherrliche Gründung war, übernahm nun der Rat von Zürich die Verwaltung. Bereits in einem Rechtsstreit um 1300 ist ein Zürcher Bürger, Werner Biberli, erstmals als Spitalpfleger urkundlich genannt.

Für die 130 Insassen und die Pfleger des Spitals reichten die kärglichen Erträge der Spitalgüter nicht aus. Deshalb verleihte Bürgermeister Rudolf Brun dem Spital kurzerhand das gesamte Kirchengut der Stadtkirche St. Peter ein. Damit gingen nicht nur deren Kirche und Güter sondern auch deren Zehntenrecht in Schlieren, die Verantwortung für Unterhalt von Kirche und Pfarrhaus an das Spital über.

Die Dorfgemeinschaft erwacht

Die Grundherren liessen sich häufig in den Dörfern durch einen «Meier» aus der Dorfgemeinschaft vertreten. Er bewirtschaftete meist den hablichsten Hof, zog die Grundzinsen ein und regelte zusammen mit der Dorfgemeinschaft landwirtschaftliche Angelegenheiten wie die Zeit der Aussaat und der Ernte, das «Zäunen», den Umfang des Holzschlags. Die Meier traten auch als Richter in Bagatellsachen auf. Weil sie sehr oft die niedere Gerichtsbarkeit ganz an sich zu ziehen versuchten, löste man sie im 14. Jahrhundert durch regelmässig zu bestätigende, besoldete Ammänner ab.

In dieser Zeit machte sich in den Dörfern immer stärker ein Körperschaftsbewusstsein bemerkbar. Das hatte u. a. mit der vermehrten Sesshaftigkeit der Familien zu tun, die so ihre Anteile an Wald, Allmend und Wasser besser verteidigen konnten. Da mit ganz wenigen Ausnahmen alle Pächter waren, schwand der einstige Unterschied zwischen Freien, Hörigen und Leibeigenen. Vorallem aber zwang die Dreizelgenwirtschaft zur Kooperation. In den «Offnungen» legte darum nicht mehr nur der Grundherr seine Rechte fest. Immer häufiger liess die Dorfgemeinschaft auch die ihren darin festschreiben.

Die Dreifelder- oder Dreizelgenwirtschaft

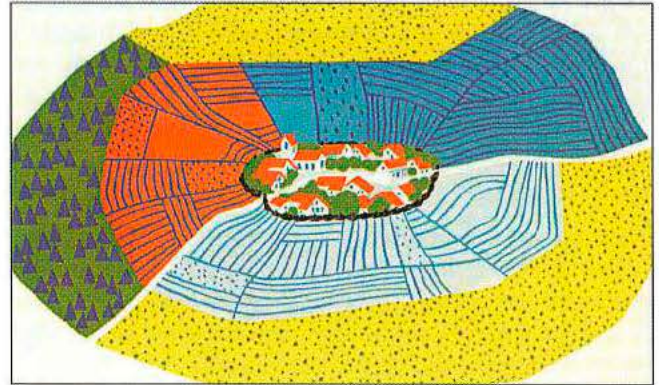
Nach dem Untergang des Römischen Reichs gingen viele Kenntnisse der bäuerlichen Bevölkerung über die römische Landwirtschaft verloren. Man betrieb wieder Feld-/Graswirtschaft (Egertenwirtschaft). Das heisst, man säte jedes Jahr auf dem gleichen Acker Getreide, bis der ausgelaugte Boden zu geringe Erträge brachte. Dann liess man ihn von Gras überwuchern und pflügte ein anderes Stück Wiesland um. So wurde eigentlich stets nur die Hälfte der möglichen Anbaufläche genutzt. Immer wieder kam es zu Hungersnöten. Der Mönch Radulf Glaber berichtete schon 1034 darüber: «Die Hungersnot griff immer weiter um sich ... Nachdem die Menschen die wilden Tiere und die Vögel verzehrt hatten, sammelten sie im Walde Wurzeln und in den Flüssen das Wasserkraut, manche verzehrten sogar Aas ... Ja ich vernahm sogar, dass Menschen das Fleisch von ihresgleichen brien und verschlangen ...»

Vom 11. Jahrhundert an bürgerte sich die ursprünglich alemannische Dreifelderwirtschaft oder Dreizelgenwirtschaft in unserem Land ein. Dieses Prinzip der Bodenbewirtschaftung hat – neben dem Zehnten – die Landwirtschaft bis weit ins 18. Jahrhundert hinein wesentlich geprägt. Der Grund war das Fehlen von genügend oder gar künstlichem Dünger. Man gönnte darum dem Boden jedes dritte Jahr eine längere Erholungsphase, liess ihn brach (unbepflanzt) und brach (pflügte) ihn in dieser Zeit bis zu dreimal um. Hackfrüchte oder Futterkräuter baute man auf der Brache erst Ende des 18. Jahrhunderts an. Hingegen trieb man das Vieh auf die Stoppelfelder sowie auf die leeren Äcker. Es sollte nicht nur das Unkraut abweiden, sondern vor allem mit seinem Dung der Erde neue Nährstoffe zuführen. Dazu war aber die Zahl der Tiere zu gering. Das Futter für die Rindviehhaltung lieferten neben der Brach- und Stoppelweide nämlich zur Hauptsache nur die Heuwiesen und die Weiden in der Allmend.

Im Herbst des Brachjahres säte man dann Brotgetreide als Winterfrucht an – kaum Weizen, etwas Roggen, in erster Linie aber Dinkel (auch «Chernen» oder einfach Korn genannt). Nach der Ernte im darauf folgenden zweiten Jahr blieb der Acker wintersüber erneut leer (die sogenannte «kleine Brache»). Im dritten Jahr reiften vom Frühjahr bis in den Herbst Gerste und Hafer als Sommerfrucht, worauf der Dreijahres-Zyklus von neuem begann. Man teilte darum die gesamte dörfliche Ackerfläche in etwa drei gleich grosse Areale, in drei «Zelgen», wobei jeder Bauer in jeder Zelge mindestens ein Stück Ackerland bebaute. In der Dreifelderwirtschaft war so der Bauer zu einer festen Fruchtfolge gezwungen. Das machte für ihn wie auch für den Zehntinhaber den Ertrag einigermaßen berechenbar. Aber Aussaat, Ernte und Pflügen mussten zeitlich abgestimmt werden. Denn zwischen den einzelnen Ackerparzellen fehlten meist die Zugangswege und die Trennstreifen zum Wenden des Pflugs («Gwand» oder «Anwant»), so dass hiezu nachbarlicher Grund betreten werden musste. Diese «erzwungene» Zusammenarbeit festigte die Dorfgemeinschaft, was ihre Stellung gegenüber dem Grundherr stärkte.

Die Dreifelderwirtschaft war anfänglich ein Fortschritt, wurden doch auf diese Weise immerhin zwei Drittel der produktiven Fläche genutzt; allerdings einseitig, was zur Verringerung der Bodenfruchtbarkeit führte. Gleichzeitig verschlechterte sich auch die Viehhaltung.

Die «geografische» Aufteilung einer Gemeinde



In jeder Zelge besitzen die Bauern je einen Acker. Sie säen in festgelegtem Jahresturnus Winterfrucht, Sommergetreide und ein Jahr nichts.

Der **Dorfetter** – das geschlossene, überbaute Ortsgebiet – war in Schlieren bis ca. 1820 mit einem Zaun, einem «Etter», umgeben.

Wiesland wird gemeinsam – eben als «Allmeind» oder «Allmend» – für den Weidgang des Grossviehs nach Anteil der «Gerechtigkeit» genutzt.

Wald für die Waldweide und die je nach «Gerechtigkeiten» anteilsweise Nutzung für Bau- und Brennholz, Zaunlatten und Rebstickel usw.

Den Garten innerhalb des Dorfsetters, den Rebberg und eventuelle Flachs- und Hanfländer bestellt der Bauer eigenständig.

Die zeitliche Abfolge in der Dreifelderwirtschaft

im 1. Jahr	im 2. Jahr	im 3. Jahr		
Winterzelg Die Reifezeit der Winterfrucht: Dinkel Roggen für Brot 	Sommerzelg im März Aussaat der Sommerfrucht: Gerste Hafer für Mus 	Brachzelg Vieh weidet Stoppeln und Unkraut ab und düngt. Zwei- bis dreimaliges Pflügen Im Herbst Aussaat der Winterfrucht	Urdorfer Zelg	
Brachzelg Vieh weidet Stoppeln und Unkraut ab und düngt. Zwei- bis dreimaliges Pflügen Im Herbst Aussaat der Winterfrucht	Winterzelg Die Reifezeit der Winterfrucht: Dinkel Roggen für Brot 	Sommerzelg im März Aussaat der Sommerfrucht: Gerste Hafer für Mus 		Altstetter Zelg
Sommerzelg im März Aussaat der Sommerfrucht: Gerste Hafer für Mus 	Brachzelg Vieh weidet Stoppeln und Unkraut ab und düngt. Zwei- bis dreimaliges Pflügen Im Herbst Aussaat der Winterfrucht	Winterzelg Die Reifezeit der Winterfrucht: Dinkel Roggen für Brot 		

Von «Grichten», Zehnten, Zinsen und Lehen



Selten bewirtschaftete ein Grundbesitzer seine landwirtschaftlichen Güter mit **Eigenleuten** (Leibeigenen). Das war nur möglich, wenn ihm nicht nur Boden, sondern auch Siedlungen gehörten, wie das bei klösterlichem oder adligem Besitz oft der Fall war.



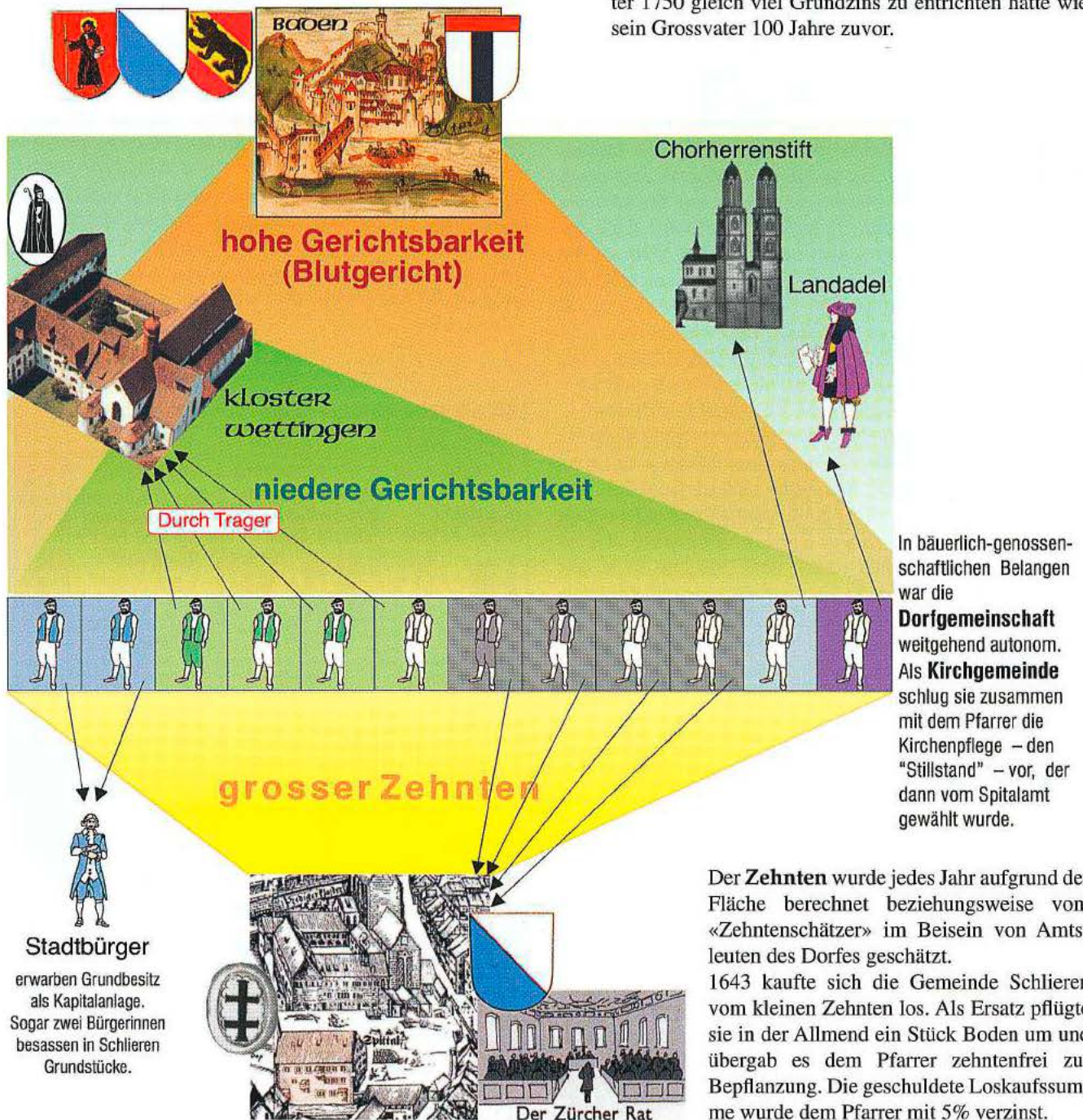
Der Grundherr konnte einen Hof als **Handlehen**, das heisst auf eine bestimmte Zeit verpachten; zum Beispiel auf Lebenszeit. So konnte er bei mageren Ertragsleistungen oder Streitigkeiten mit dem Pächter diesen kurzfristig entlassen und den Hof anderweitig vergeben.



In den meisten Fällen wurde jedoch ein Hof als **Erblehen** vergeben. Der Pächter wurde damit faktisch Besitzer, vererbte den Hof, konnte Land verkaufen oder erwerben. Das war unerlässlich, wenn eine durch Erbteilungen zu kleine Produktionsfläche die Existenz gefährdete.

Die habsburgischen Grafen hatten ihren Sitz auf dem «Stein» zu Baden, der bei der Eroberung durch die Eidgenossen zerstört, dann aber wieder aufgebaut wurde. Die eidgenössischen Landvögte zogen es aber vor, im Schloss unten an der alten Holzbrücke über die Limmat zu residieren.

→ **Die Grundzinsen** (Pachtzinsen) an den Grundherrn waren betraglich festgelegt; meist in Naturalien; im 18. Jahrhundert mehr und mehr auch in Geld, worüber die Bauern jedoch kaum verfügten. Da der Grundzins nur sporadisch neu festgesetzt wurde und dann lange Zeit gültig blieb, belastete er die Bauern nicht so stark wie der Zehnten. So kam es vor, dass ein Pächter 1750 gleich viel Grundzins zu entrichten hatte wie sein Grossvater 100 Jahre zuvor.



Der **Zehnten** wurde jedes Jahr aufgrund der Fläche berechnet beziehungsweise vom «Zehntenschätzer» im Beisein von Amtsleuten des Dorfes geschätzt.

1643 kaufte sich die Gemeinde Schlieren vom kleinen Zehnten los. Als Ersatz pflügte sie in der Allmend ein Stück Boden um und übergab es dem Pfarrer zehntenfrei zur Bepflanzung. Die geschuldete Loskaufsumme wurde dem Pfarrer mit 5% verzinst.

1961: Das 5. Jahrheft mit vier Kurzbeiträgen

Im Vorwort zum fünften Jahrheft erwähnt der Obmann Heinr. Meier-Rütschi, dass vier verschiedene Verfasser je einen Beitrag bearbeitet haben. Rolf Grimm hat den umfangreichsten und wohl auch wichtigsten Teil dazu beigelegt: die Vorstellung des Tragerbuches von 1759. Trager nannte man die Gemeindebeamten, die im Auftrag des Abts den Grundzins einzogen.

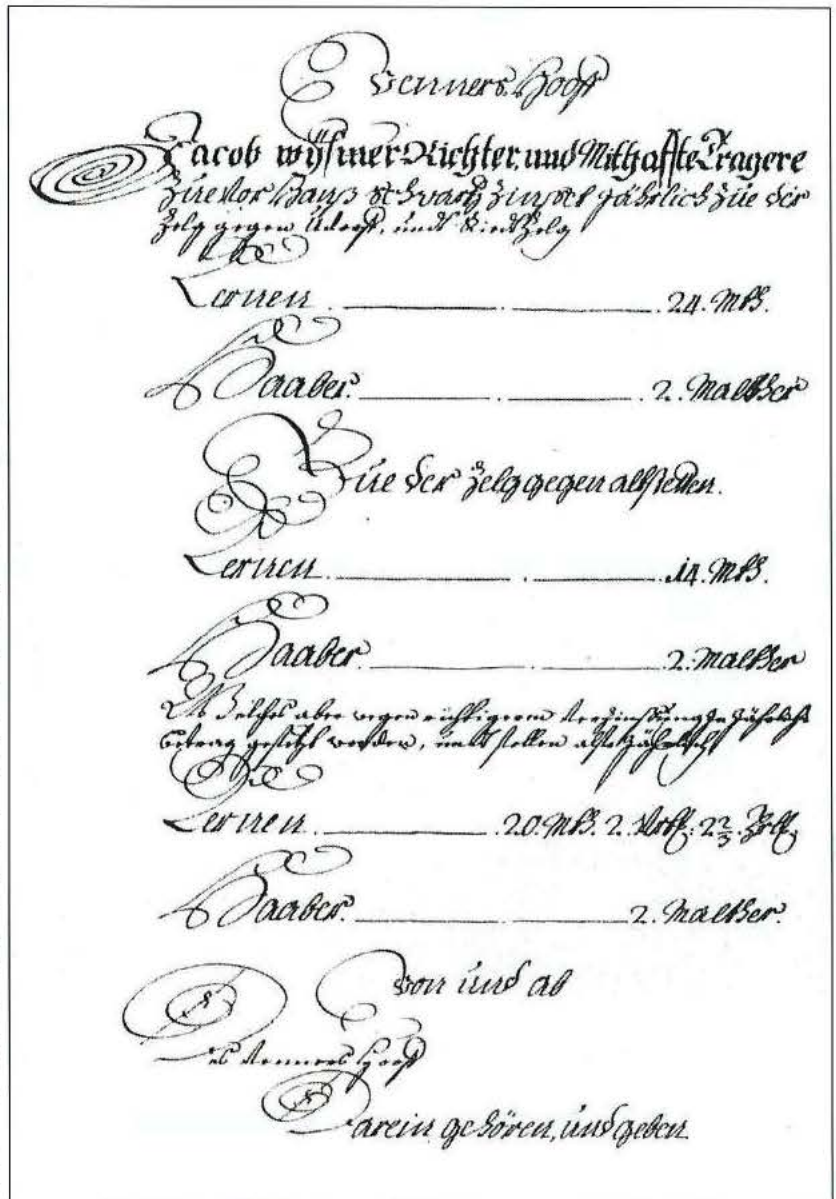


Rolf Grimm

Dieses Dokument ist nichts Geringeres als das 1759 aktualisierte¹ Steuergesetz und Steuerregister für alle Schlieremer Einwohner, die Abgaben an den Abt von Wettingen zu entrichten hatten. Bis ins 13. Jahrhundert hatten die Grafen von Habsburg in Schlieren grossen Grundbesitz und übten auch die Gerichtsbarkeit aus. Rudolf von Habsburg verkaufte 1259 dieses Grundeigentum samt der niederen Gerichtsbarkeit an das Kloster Wettingen. Von da an waren viele Schlieremer Bauern dem Kloster Wettingen grundzinspflichtig (und die Dorfgemeinschaft insgesamt seiner niederen Gerichtsbarkeit unterstellt). 1415 eroberten die Eidgenossen die habsburgische Grafschaft Baden. Von da an war sie – inklusive Schlieren – Untertanengebiet der acht Alten Orte; ab 1712 stellten nur noch die reformierten Stände Zürich, Bern und Glarus den Landvogt.

Das Tragerbuch ist in Leder gebunden und umfasst hundert handgeschriebene Pergamentseiten. Sowohl die einzelnen Grundstücke, wie auch die Namen der Zinspflichtigen sind genau aufgeführt mit Wohnort, Beruf oder Uebernahmen. Letztere waren bei 21 Aufgeführten mit dem Namen Brem/Bräm besonders wichtig. Für jedes im Buch verzeichnete Grundstück und für jedes zinspflichtige Gebäude ist der genaue Zins, fast ausschliesslich in Naturalien, festgehalten.

Das Tragerbuch behielt seine Gültigkeit in vollem Umfang bis zum Einmarsch der Franzosen im Jahr 1799. In einzelnen Teilen war es sogar darüber hinaus in Kraft, bis es 1863 durch einen Entscheid des Bezirksgerichtes Baden ausser Kraft gesetzt wurde. Zu diesem Zeitpunkt gehörte Schlieren schon seit 60 Jahren zum Kanton Zürich!



Venners-Hoof
 Jacob wysmer Richter, und Mithaffte Tragere
 zuevor Hans Schwartz² zinsset jährlich zue der
 Zelg gegen Udorf, und Riedtzeltg

Kernen	4 Mth. [Malter]
Haaber	2 Malther
Zue der Zelg gegen Altstetten	
Kernen	14 Mth.
Haaber	2 Malther

Welcher aber wegen wichtigeren Verzinsung zu jährliche
 Ertrag gesetzt worden, undt sollen also jährlich
 Kernen 20 Mth 2 V[ier]tel 2 ²/₃ F[ier]lig
 Haaber 2 Malther

von und ab
 des Venners-Hoof
 Darein gehören und geben.

¹ bis zu diesem Zeitpunkt galt dasjenige von 1573

² im vorangegangenen Tragerbuch aufgeführter Trager

In einem weiteren Kapitel des Jahrbuchs berichtet der langjährige, 1955 pensionierte Gemeindeschreiber Eduard Böhringer über das verheerende Limmat-Hochwasser vom 14./15. Juni 1910, das er als 20-Jähriger selbst erlebt hat. Der ganze Talboden zwischen Limmat und Zürcher/Badenerstrasse stand unter Wasser!

Und schliesslich beschreiben Heinrich Wipf und Heinrich Meier in zwei Aufsätzen, wie die Schlierener Albert Vollenweider-Schüler als Erfinder neuer lithografischer Druckverfahren in den USA und Rudolf Hollenweger als Lehrer in Brasilien sich grosse Verdienste erwarben; allerdings ohne dabei reich geworden zu sein.

1963 – Das 6. und erste Jubiläumsjahrheft

10 Jahre sind seit der Vereinsgründung ins Land gegangen. Zeit also, dass der Obmann Heinrich Meier einen ersten Rückblick auf das Erreichte zu Papier bringt.

Den umfangreichsten Beitrag in diesem Jubiläumsheft widmet Rolf Grimm dem ältesten Dokument, das die Existenz von Schlieren beweist: Die im Stiftsarchiv St. Gallen verwahrte Schenkungsurkunde aus dem Jahr 828, die «actum sleiron publice» («öffentlich geschehen zu Schlieren») auf Pergament ausgestellt worden war, und in welcher ein Nandheri sein Grundstück in Würenlingen dem Kloster St. Gallen vermachte.

Weil das Kloster St. Gallen solche Urkunden wenn irgend möglich nicht auf fremdem Boden ausstellte – so folgern Paul Stärkle, der St. Galler Stiftsarchivar, und Rolf Grimm –, dass das Kloster im 9. Jahrhundert in Schlieren namhaften Grund- und Hausbesitz sein Eigen nannte. Von den in der Urkunde unterzeichnenden neun Zeugen, so schliessen Stärkle und Grimm weiter, waren Ebo, Taguni, Herimunt und Theoting freie Bauern aus Schlieren. Diese Aussage begründen sie so: Es lag ganz im Brauchtum der Abtei, jeweils bei der Ausstellung einer Urkunde als Zeugen ebenfalls Freie aus der Gegend des übergebenen Gutes oder aber aus dem Ausstellungsorte selber zuzuziehen. Bei den vorgenannten Zeugen liegt daher die Vermutung nahe, dass es sich mit grosser Wahrscheinlichkeit um freie Bauern aus Schlieren handelt. Das heisst das Dokument wäre dann auch die erste namentliche Erwähnung von Einwohnern.

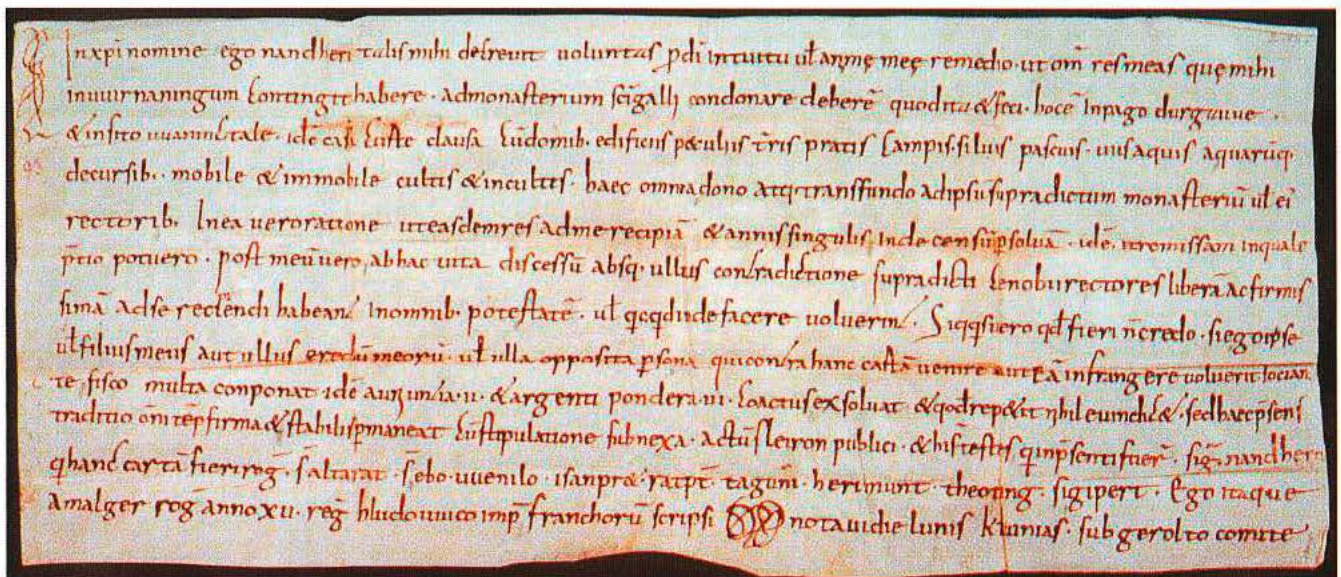


Foto der Urkunde und ihr Wortlaut in der Übersetzung von HH Dr. Paul Stärkle, Stiftsarchivar des Klosters St. Gallen.

In Christi Namen. Ich, Nandheri. Dies ist mein fester Entschluss, im Hinblick auf Gott und zum Heil meiner Seele, alle meine Habe, die ich in Würenlingen besitze, an das Kloster des heiligen Gallus zu vermachen. Dies habe ich auch vollzogen, und zwar im Gau des Thurgaus, im Wehntal gelegen. Es handelt sich um ein Landgut, das von einem Hof umschlossen ist, mit Häusern, (andern) Bauten, Ställen, Grundstücken, Wiesen, Feldern, Wäldern, Weiden, Wegen, Wassern und Wasserläufen – Bewegliches und Unbewegliches – bebaut und nicht bebaut. Dies alles schenke und übergebe ich an das obengenannte Kloster oder dessen Leiter, aber unter der Bedingung, dass ich alle diese Habe zurückerhalte und von da an jedes Jahr einen Zins entrichte, nämlich eine Tremisse (= 1/3 Schilling = 1,51 g Goldgewicht), zu welchem Preis es mir möglich sein wird. Nach meinem Abscheiden aus diesem Leben aber sollen ohnejemandes Widerspruch die Leiter des erwähnten Klosters die freie und ganz sichere Gewalt haben, alles zu übernehmen und frei darüber zu verfügen. Wenn aber einer - ich glaube zwar nicht, dass dies geschieht -, sei es ich selbst, sei es mein Sohn oder einer meiner Erben oder irgendeine widersetzliche Person gegen diese Urkunde vorgehen oder (den Vertrag) brechen sollte, so hat er unter Mitwirkung des (königlichen) Fiskus eine beträchtliche Summe zu erlegen, das heisst, er hat zwei Unzen Gold und fünf Pfund Silber zu zahlen, und was er erreichen wollte, soll ihm nicht zukommen, sondern diese jetzige Übergabe soll mit den daran geknüpften Bedingungen für alle Zeit gültig bleiben. Geschehen zu Schlieren in aller Öffentlichkeit. Und dies sind die Zeugen, die zugegen waren: Zeichen des Nandheri, der die Fertigung dieser Urkunde verlangt hat. Zeichen des Altarat. Zeichen des Ebo. Zeichen des Wenilo. Zeichen des Isanpret. Zeichen des Ratpret. Zeichen des Taguni. Zeichen des Herimunt. Zeichen des Theoting. Zeichen des Sigipert. Ich, Amalger, habe dies also im 15. Jahre der Regierung Ludwigs, des Kaisers der Franken, auf Verlangen geschrieben. Ich habe es gezeichnet am Montag, dem 1. Juni unter dem Grafen Gerolt.

Dass Schlieren zu jener Zeit eine feste alemannische Siedlung war, beweisen auch die 1964 bei der Lilie zufällig entdeckten Alemannengräber aus dem vermutlich gleichen Jahrhundert wie die Urkunde. Dieses kostbare Pergament von 828 ist tatsächlich, wie Rolf Grimm im Titel schreibt, ein Markstein in Schlierens Geschichte. Es ist der älteste schriftliche Beweis für die Existenz unserer Gemeinde. Das gab 1979 auch den Anlass, die Einweihung des neuen Stadthauses und das dritte «Schlierefäscht» mit der Feier zum 1151-jährigen Bestehens von Schlieren zusammenzulegen.

Dr. Hans Heinrich Frey und Heinrich Meier-Rütschi widmen dem Bürgernutzen um 1850 und seiner rund 70 Jahre späteren Aufhebung je einen interessanten Beitrag. Hier kurz zusammengefasst der Inhalt :

An der Gemeindeversammlung vom 30. Nov. 1862 war der Bürgernutzen wie folgt umschrieben worden :

«Die Allmeind und das Rohr sollen zur Bebauung und Bepflanzung unter die Bürger vertheilt werden. Das Unter- und das Betschenrohr, deren Nutzen von der Gemeinde verkauft und vertheilt werden kann, bleiben unvertheilt.

Die Vertheilung soll so vorgenommen werden, dass die Stücke möglichst gleichen Wert haben. Bei geringerem Lande werden die Stücke grösser gemacht als bei gutem.

Jeder Gemeindebürger, wenn er das 20. Altersjahr zurückgelegt hat, erhält durch Verlosung, die alljährlich im Monat Januar vorgenommen wird, ein Bürgerstück, welches bei einer neuen Vertheilung, wie auch nach dem Tode des Bezügers, der Gemeinde wieder anheimfällt. Ebenso fällt ein Bürgerstück der Gemeinde wieder zu, wenn ein Bezüger einen Heimatschein oder ein Wanderbuch verlangt hat und vor der folgenden Verlosung nicht in die Gemeinde zurückkehrt.»

Die mit der Industrialisierung einhergehende Zuwanderung von immer mehr Nichtbürgern brachte diese eindeutige Bevorzugung der Ortsbürger in Verruf. Der während des ersten Weltkrieges 1914/18 zur Sicherung der Ernährung angeordnete Mehranbau führte praktisch zur Aufhebung dieses Bürgernutzens. Die Politische Gemeinde nahm den Mehranbau in eigener Regie auf dem Bürgerland wahr und pflanzte in grossem Stil auf 17 ha Getreide und Kartoffeln an. Damit war es um den Bürgernutzen geschehen. Nach 1919 wurde das Bürgerland an Schliereimer Bauern verpachtet und der Pachtzins in einen Fonds zur Unterstützung hilfsbedürftiger Gemeindebürger gelegt.

7. Jahrheft 1965

Die grosse Reise der Sekundarschule Schlieren von 1833

von Rolf Grimm

Um 1960 wurde in einem Nachlass in Engstringen ein zierliches Heft mit über 60 eingeklebten Seiten gefunden, alle mit gestochen scharfer und regelmässiger Schrift gefüllt. Eine Fülle herrlicher Beschreibungen erzählt uns darin von einer wahrhaft grossartigen Schulreise der Sekundarschule von Schlieren. Als Verfasser zeichnet ein Hans Jakob Frey von Engstringen; sicher ein aufgeweckter Junge, der in Schlieren zur Schule ging.

Lehrer dieser ersten Limmattaler Sekundarschule war der sehr vielseitige und als Persönlichkeit von Format beliebte Pfarrer Sprüngli der Kirchengenossenschaft Schlieren. Neben seinen ausgezeichneten Fähigkeiten als Pfarrer und Seelsorger zeichnete ihn auch ein umfassendes Wissen auf anderen Lehrgebieten aus. Das war auch der Grund, weshalb diese Schule nach Schlieren verlegt wurde, in das jetzige Alte Schulhaus an der Freiessstrasse. Mit seinen 27 Schülern aus Schlieren und den umliegenden Dörfern unternahm er 1833 eine nach heutigem Empfinden gewaltige Schulreise.

Doch hören wir, was uns Hans Jakob Frey über den Start zu diesem Marsch erzählt:

«Am Abend des 2. Heumonates 1833 versammelten wir uns zu solchem Vorhaben aus den umliegenden Gemeinden alle in Schlieren und übernachteten da bei unseren Schulkameraden und Bekannten. Früher als der Wächter hatte uns die freudige Erwartung im Herzen geweckt. Um drei Uhr des Morgens fanden wir uns in der Stube des Herrn Kantonsrat Meyer ein und hatten Mühe uns einander in den neuen blauen Reisehemden mit Tornister und Alpenstock sogleich zu erkennen. Dann erschien auch unser Lehrer im Begleite des Herrn Kramer von Zürich und Kaspars aus Schlieren, der auch einige Tornister auf sein Räf gebunden hatte. Es ward noch ein kurzes Gebet gesprochen, worin wir Gott unseren Dank für diese vor so vielen Andern uns zu theil werdenden Freude bezeugten, und uns nebst den lieben Zurückbleibenden in seinen Schutz empfohlen.

In drei Rotten geteilt zogen wir jetzt aus, indem wir uns dem bewaldeten Berge gegen Uitikon zuwandten. Manch Lebewohl tönte nach dem stillen Dörfchen hernieder, bis uns das dichtere Gehölz aufnahm, in dessen Dämmerung wir nach einer halben Stunde auf die Höhe kamen. Wie wir aus dem Walde traten lag Uitikon und sein alterthümliches Schloss vor uns, und bald kamen wir auf die neugebaute Strasse, welche von Zürich in das Knonauer Amt führt. Märsche singend zogen wir gleich Soldatenreihen fröhlich nach Landikon hinunter, wo eine steinerne Brücke über die Reppisch führt. In künstlichem Zickzack geht's dann den Ettenberg hinauf und bald erreicht man Wettschwyl, ein kleines nach Stallikon kirchgenössiges Dorf. Die Gegend von Bonstetten mit ihrem sumpfigen Torfland hatte wenig Anziehendes für uns und bei Hedingen holte uns zudem noch etwas Regen ein, den wir aber unter gutem Dach abwarteten. Unseres Gepäckes entledigt, welches ein kleiner Wagen uns nach Knonau vorausführte, kamen wir über Affoltern, wo man die Jonen überschreitet und Mettmenstetten, wo eine schöne Secundarschule unsere Blicke auf sich zog, leichten Schrittes nach Knonau, dem ehemaligen Oberamtssitz.

Bald betraten wir den Kanton Zug, verweilten ein wenig auf dem mit Kreuzen reich verzierten Friedhofe von Steinhäusern, und wie wir aus lieblichen Baumwiesen heraus traten, lag auch der Zugersee mit seiner anmuthigen Umgebung und seinem klaren Wasserspiegel ausgebreitet vor uns. Dem See entlang kamen wir an einem schönen Schützenhause und neuem Armenhause vorbei, nach der in einer reizenden Bucht gelegenen Stadt Zug, deren breite Strassen und schmucke Häuser uns wohl gefielen. Am Seegestade mussten wir lange auf ein Schiff warten und benutzten diese Zeit noch um die mit schönen Gemälden geschmückte Pfarrkirche S. Michaelis und deren Kirchhof zu betrachten. Mit nicht sehr freundlichen

Schiffsleuten fuhren wir dann um Mittag ab und konnten uns an den schönen Ufern, die mit Ortschaften, Schlössern, Kirchen und einzelnen malerischen Häusern, Wiesen, Obstbäumen, Weinbergen und Kastanienwäldchen prangten, nicht satt genug sehen. Gegen die Mittagsseite aber erhebt sich fast senkrecht aus den Fluthen der freundliche Rigi, zwar jetzt noch von dichten Nebeln umhüllt, aus welchen aber zu unserer Freude seine Höhen oft klar hernieder schauten. Nach unserem einfachen Mittagmahle gleiteten wir singend an der Kreuzinsel vor Walchwil vorüber in die Bucht von Immensee. Als bald machten wir uns auf den Weg zur hohlen Gasse, wo zum Andenken an Wilhelm Tell's mutige That, der hier den Landvogt Gessler, sich und dem Lande zur Rettung, mit dem Pfeile durchbohrte, eine Kapelle erbaut ist, an deren Vorderseite dieses denkwürdige Ereignis abgebildet ist. Noch führt wirklich ein schattiger Hohlweg von hier nach Küssnacht hinunter, und in der Nähe stehen auf einem Hügel die Trümmer von Gesslers verfallener Burg. Wir waren also auf dem Boden, da vor Jahrhunderten grosse Taten geschehen sind zur Befreiung des Schweizerlandes von schmählichem Joche.»



Hier flicht Rolf Grimm folgende Bemerkung ein:

Schillers Wilhelm Tell, 1804 veröffentlicht, war in der Schweiz im Zeitpunkt der Reise – ausser in intellektuellen Kreisen – kaum bekannt. Die Kenntnisse der Tellsage beruhten vor allem auf der mündlichen Ueberlieferung, die ihrerseits auf dem weissen Buch von Sarnen basiert, das übrigens auch Schiller kannte. Er lernte das Dokument auf Anraten Goethes an der Schweizer Grenze kennen, wohin es ihm gebracht wurde. Gewisse Passagen sind daher im Drama wörtlich zitiert.

Der erste Reisetag war aber noch lange nicht zu Ende. Es folgten der Aufstieg zur 600 m höher gelegenen Seebodenalp und von da die noch steileren 600 m bis Rigi-Staffel. Das erste Nachtlager bezog man im Rigi-Klösterli. Am nächsten Morgen ging es wieder 600 m bergan zum Rigi-Kulm. «Wir genossen die weiteste und schönste Aussicht, die uns je zuteil geworden.» Dann ging es wieder hinab zum Klösterli, weiter hinunter zu der Steinwüste, die 27 Jahre zuvor der Goldauer Bergsturz hinterlassen hatte. Das zweite Nachtquartier bezog man in Seewen.

Der dritte Reisetag brachte den Fussmarsch über Schwyz nach Brunnen, die Schifffahrt zum Rütli und selbstverständlich auch da ein weiteres Kapitel Schweizergeschichte. Im Ruderboot wurde Flütelen erreicht. In Altdorf und Bürglen kam wieder Wilhelm Tell zu Ehren, bevor es weiter das Schächental hinanging. Ein freundlicher Schulmeister bewirtete die Schar in seiner Spiringer Schulstube. Ein Dorf weiter oben waren alle müde genug, wie der Originaltext ahnen lässt: «Aber steiniger und ärmer wurde die Gegend, und als wir unsere Tagreise in Unterschächen zu endigen genötigt waren, fanden wir hier keine Herberge, welche uns Alle insgesamt hätte aufnehmen können, und mussten die einen diesseits des Baches im Rössli, die andern jenseits bei Josef Bissig und einem anderen Dorfbewohner in nicht sehr einladenden Betten übernachten.»

Am nächsten Morgen geleitete einer der Wirte die Schar auf den Klausenpass. Der Reisebericht erwähnt eine immense Anzahl landschaftlicher Details, und ein langer Abschnitt ist dem Urnerboden gewidmet. Von da ging der Weg hinab nach Linthal und der Linth entlang noch bis zum Kantonshauptort Glarus. Am frühen Sonntagmorgen marschierte man bis Ziegelbrücke zum Frühstück. Weil die Führer mit den Schiffsleuten auf dem Linthkanal nicht handelseinig wurden, ging es zu Fuss weiter in drückender Hitze bis nach Schmerikon. Ein Gewitter brachte Abkühlung und frischen Wind, verzögerte aber auch die Schifffahrt nach Rapperswil. Ziel einer zweiten, diesmal vierstündigen Wasserreise war am späten Abend Stäfa. Eigentlich nicht zum Uebernachten, sondern nur zum Nachtessen. Währenddessen unterhandelten die Reiseleiter mit den Schiffsleuten. Man wollte auf einem gedeckten, mit Matten und Decken ausgerüsteten Boot in der Nacht nach Zürich weiter reisen. Als die Schüler am Morgen erwachten, lag das Boot aber immer noch in Stäfa. Der starke Wind hätte die Fahrt zum Risiko werden lassen. Die Schiffsleute wurden entschädigt und die Reise ging zu Fuss weiter, vorerst unter den Männedorfer Rebbbergen vorbei nach Meilen zum Frühstück. Entlang der heutigen «Goldküste» erreichte man Zürich und um drei Uhr nachmittags des sechsten Tages war die Schulreise in Schlieren zu Ende. Beim Pfarrhaus wurde der Lehrer verabschiedet, und alle kehrten noch bei Tag in ihr Heimatdorf zurück.

Interessant ist wirklich die zurückgelegte Marschleistung. Es waren 207 km, gespickt mit rund 3500 Höhenmetern.

8. Jahrbuch 1967

Kilch und Gmeind Schlieren unter dem Spital Zürich 1379-1824

von Hans Höhn

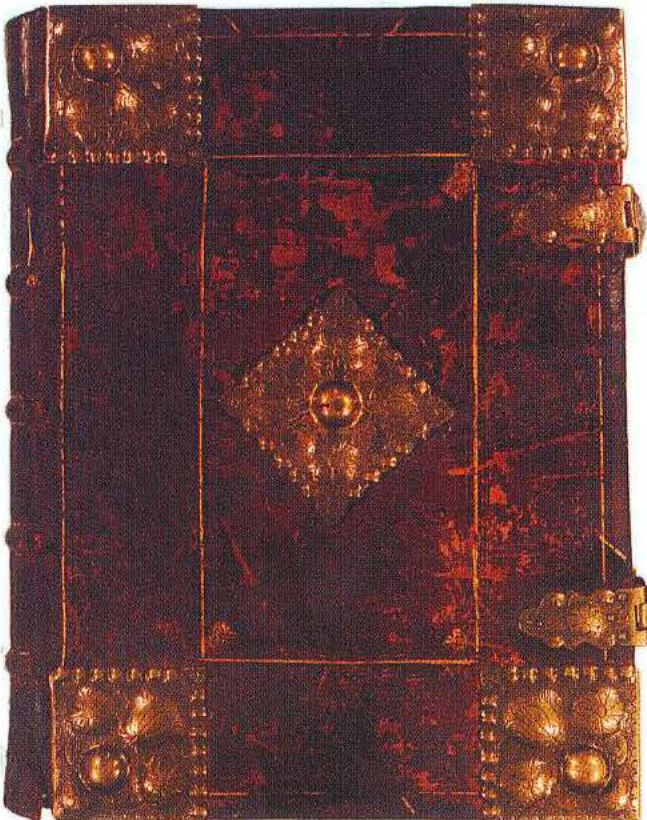
Mit dem Jahrbuch 1967 wagt die Vereinigung für Heimatkunde nach vier kleineren Ausgaben wieder einen grossen Wurf. Der frühere Präsident der reformierten Kirchgemeinde Schlieren, Lehrer Hans Höhn, erforscht die Geschichte der Schlieremer Kirchgemeinde über einen Zeitraum von rund 450 Jahren.

Jeder Hof musste den zehnten Teil des Ertrags der Felder und Weinberge abgeben. Diese Menge wurde kurz vor der Ernte durch einen Zehntenschätzer festgelegt. Vertrauenspersonen aus der Gemeinde wie der Sigrist und der Gemeindeammann mussten behilflich sein, wenn dieser Anteil in der Regel unmittelbar nach der Ernte durch spitaleigene Knechte eingesammelt wurde. Wenn ein sofortiger Einzug oder Abtransport nicht möglich war, lagerte man die Abgaben vorübergehend in der Zehntenscheune. Diese gehörte dem Spital, brannte 1574 ab und wurde wieder aufgebaut.

Das Spitalamt Zürich zog aber nicht nur den Zehnten ein. Es half auch – schon im eigenen Interesse –, dass das Leben in Schlieren lebenswert blieb. So trug das Spitalamt zur Verbesserung der Wasserversorgung bei, indem es 1726 den bekannten Wasserschmöcker (Rutengänger) Peter Ellenberger aus dem Emmental engagierte. Seinem Auftrag, in Schlieren nach Quellwasser zu suchen, war Erfolg beschieden; er fand ergiebige Quellen im Gebiet Chamb und Leemann. Zu den Dorfbrunnen leitete man das Wasser in längs durchbohrten Baumstämmen, in sog. Tücheln. Weil diese faulten und immer wieder ersetzt werden mussten, übernahm das Spital die Kosten der Grabarbeiten, während die Gemeinde die Tüchel zu liefern hatte.



Zwei nicht identifizierte Gehöfte in Schlieren, von denen das eine mit dem Doppelkreuz als Besitz des Spitals markiert ist.



Das Urbar von 1695

Da die Besitzer der Höfe und die Grösse der Äcker durch Zu- und Verkauf, Heirat und Konkurs ständig änderten, musste von Zeit zu Zeit ein neues Zehntenregister (Urbar) angelegt werden. So 1659, 1718, 1759 und 1794. Das besprochene stammt aus dem Jahr 1695.

Das Spital war auch verantwortlich, dass in Schlieren immer ein Pfarrer amtierte. Von der Reformation 1537 bis zur Loslösung der Kirche vom Spital blieben die Pfarrer im Mittel 22 Jahre in Schlieren. 1628 finanzierte das Spital gleich drei neue Glocken, von denen zwei seit 1935 hinter der alten Kirche ausgestellt sind; zusammen mit der noch einige hundert Jahre älteren Vier-Uhr-Glocke. 1713 wurde die Kirche vergrössert und neu eingedeckt. Diese Baukosten wollte das Spital auf die Kirche St. Peter abwälzen – ohne Erfolg. 1737/38 ersetzte man das alte, rund 200-jährige, baufällige Pfarrhaus durch einen Steinbau – in Dörfern eher selten. Es steht noch immer, jetzt als Sigristenhaus, am Kirchplatz. Damit sind nur einige wesentliche Leistungen des Spitals erwähnt.

Bei all diesen intensiven Banden zwischen Schlieren und dem Spital Zürich ist etwas ganz erstaunlich: Während dieser ganzen Zeit gehörte Schlieren gar nicht zum Kanton Zürich, sondern lag in der Grafschaft Baden und damit in einem Untertanengebiet der acht Alten Orte der Eidgenossenschaft, später noch der drei Stände Zürich, Bern und Glarus. Trotzdem waren die Bindungen zwischen Schlieren und dem Spital weit intensiver und auch lebenswichtiger als die weltliche Zugehörigkeit zur Landvogtei Baden.

Hans Höhn beschreibt am Schluss des Jahrheftes noch die Loslösung vom Zehnten in den Jahren 1817 bis 1820. Mit dem Verkauf der Zehntenscheune 1821 hören alle Einträge in den Spitalprotokollen auf. Die letzten Raten der mit diesem Loskauf von den Schlieremer Bauern übernommenen Schulden wurden erst in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts abbezahlt beziehungsweise erlassen.

Das Heft bietet eine gewaltige Fülle von Informationen über das Leben in Schlieren während der beschriebenen 445 Jahre. Der Verfasser hat vielfach die im beschriebenen Jahr gebräuchliche altdeutsche Formulierung übernommen. Im Jahrheft sind zudem neun wunderbare, farbige Zeichnungen des Dorfes, der Kirche, des Pfarrhauses, der Zehntenscheune und von fünf dem Spital gehörende Höfen aus dem Spital-Urbar abgebildet. Faksimiledrucke der Farbzeichnungen aus dem Spitalurbar sind als Separatdruck erhältlich.

9. und 10. Jahrheft 1970 und 1972

Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte

von Peter Ringger und Jean-Claude Perrin

Die Hefte von 1970 und 1972 sind denjenigen kulturhistorischen Objekten in Schlieren gewidmet, die auch in das kantonale Inventar aufgenommen wurden.

Es handelt sich um 30 Häuser erstellt zwischen 1574 und 1900,

13 Bauten errichtet nach 1900,

6 Brunnen,

8 andere Sehenswürdigkeiten (Kirchenglocken, Gedenktafeln, Viergemeindenstein)

und 4 längst verschwundene Objekte.

Von den 30 erwähnten alten Häusern sind in den letzten 30 Jahren 16 von privaten Eigentümern oder von der Öffentlichkeit restauriert worden und dürften deshalb auf Jahrzehnte hinaus in ihrem Bestand gesichert sein. Bei vier Häusern, alle in Privatbesitz, ist die Erhaltung nicht gewährleistet. Vier alte Bauten wurden um 1970 im Zuge des Ausbaues der Badenerstrasse abgebrochen, fünf Häuser im alten Dorfteil mussten Neubauten weichen. Das Bauernhaus Sägestrasse 6 ist im Jahr 2001 einem Brand zum Opfer gefallen. Die Brunnen, die historischen Gedenktafeln und Glocken sind alle erhalten. Erfreulich ist natürlich auch das über 400-jährige Stürmeierhuus, das schöner als je zuvor im Dorf steht, ohne dass es im Inventar der schützenswerten Objekte erwähnt gewesen wäre.

Mit diesen beiden Jahrheften haben die Verfasser ein Thema aufgegriffen, das zu den wichtigsten Anliegen der Vereinigung für Heimatkunde gehört: die möglichst weitgehende Erhaltung historischer Bausubstanz.

11. Jahrheft 1975

Aus den Anfängen der Schlieremer Industrie

Die vier Verfasser Hans Bachmann, Walter Bösch, Ursula Fortuna und Peter Ringger greifen erstmals das Thema Industrie auf. Ursula Fortuna fasst die Entwicklung Schlierens vom ländlichen Dorf um 1850 mit 689 Einwohnern, wovon 140 Landwirte und 60 Angehörige anderer Berufe, zum Industrieort 120 Jahre später zusammen. 1970 waren 55 % der 11 868 Einwohner berufstätig. Von den in Schlieren Beschäftigten arbeiteten 57 % in Industrie und Gewerbe, 42 % im Dienstleistungssektor und 1 % in der Landwirtschaft.

Weiter folgt die Entstehungsgeschichte der fünf am längsten in Schlieren ansässigen Industriebetriebe. Peter Ringger stellt die Ed. Geistlich Söhne AG für Chemische Industrie und die Färberei Schlieren vor. Walter Bösch beschreibt die Bedeutung und Tätigkeit der «Gasi», des Gaswerkes der Stadt Zürich in Schlieren. Ursula Fortuna widmet ihren Beitrag der «Wagi», also der Schweizerischen Wagons- und Aufzügefabrik Schlieren-Zürich. Der Aufsatz über das Aluminium-Schweisswerk stammt von Hans Bachmann.

Aus heutiger Sicht, also vom Jahr 2002 aus betrachtet muss auffallen, dass von diesen fünf Pionierbetrieben der Schlieremer Industrie nur gerade noch der älteste, das Chemische Unternehmen Geistlich in Betrieb ist. Die andern vier sind innert der 27 Jahre seit dem Druck des Jahrheftes geschlossen worden.

Drei Jahrhefte ganz anderer Art

Die folgenden Jahrhefte 1977, 1979 und 1981 stammen aus der Feder von Frau Dr. Ursula Fortuna. Sie ist promovierte Historikerin und wohnt seit 1960 in Schlieren. Schon bald faszinierte sie die Entwicklung von Sleiron zum heutigen Schlieren. Sie wirkte jahrelang im Vorstand der Vereinigung für Heimatkunde mit.

Noch heute ist die Vergangenheit von Schlieren Frau Fortunas Steckenpferd. Unzählige Stunden verbringt sie im Staatsarchiv des Kantons Zürich und studiert mit wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit Dokumente und Akten mit Nachrichten aus dem alten Schlieren. Sie ist in der Lage, die alten Dokumente in ihrer Originalsprache zu lesen und zu übersetzen.

Ihre Beiträge sind wissenschaftlich genau, sehr detailliert, angereichert mit statistischen Angaben und Vergleichen und gespickt mit vielen Zitaten aus Original-Unterlagen samt den dazugehörigen Quellenangaben und Archiv-Signaturen. Sicher wird der eine oder andere Historiker sie als wertvolle Quelle für seine eigene Arbeit nutzen. Auch der historisch besonders interessierte Leser wird daran seinen Gefallen finden. Für den Grossteil der Leserschaft unserer Jahrhefte dürfte der Text allerdings etwas mühsam zu lesen sein.

Wir danken Frau Dr. U. Fortuna bestens für ihre wertvolle wissenschaftliche Tätigkeit im Dienste der Vergangenheits-Forschung.

12. Jahrheft 1977

Gerichtsbüchli von Schlieren

Das 12. Jahrheft ist der Organisation der Gemeinde Schlieren in der Zeit vor der französischen Revolution gewidmet. Die Aufgaben, welche heute von den öffentlichen Instanzen des Bundes, des Staates (Kanton Zürich) und der Gemeinde Schlieren wahrgenommen werden, fielen während des Mittelalters der «Hohen» und der «Niedereren Gerichtsbarkeit» zu. Die Hohe Gerichtsbarkeit lag für die Gemeinden des Limmattals beim Eidgenössischen Landvogt der «Gemeinen Herrschaft Grafschaft Baden». Sie umfasste die Steuer- und Militärhoheit sowie die Beurteilung und den Strafvollzug bei schweren Vergehen gegen Leib und Leben.

Die niedere Gerichtsbarkeit lag beim Kloster Wettingen, dem weitaus bedeutendsten Grundherren der Region. Die Grundherren, meist Klöster und Spitäler, waren Eigentümer des Bodens und verliehen ihn gegen eine Natural- oder Geldabgabe an die ortsansässigen Bauern oder an Bürger benachbarter Städte.

Aus den mittelalterlichen «Gerichten» entwickelten sich die modernen Gemeinden. 1798 wurden die Gerichtsherrschaften aufgelöst.

Nach der damaligen Gemeindeorganisation stand der Dorfgemeinde Schlieren anfänglich der Dorfmeier als örtliche Vertreter des Grundherrn vor. Er vertrat in Bagatellfällen den Grundherrn als Richter. Im 14. Jahrhundert wurde – im Zug der Erstarkung der «Gebursame», der Dorfgemeinschaft – dieses Amt durch einen auf Zeit gewählten **Ammann** ersetzt, der von der Dorfgemeinschaft vorgeschlagen und an den jährlichen Gerichtstagen bestätigt wurde. Dasselbe galt für die **Richter**, die an den Jahrgerichten Streitigkeiten zwischen Dorfbewohnern behandelten und beurteilten. Der **Steuermeier** zog die Abgaben an den Grundherrn ein. Ferner amtierten als Rechnungsführer zwei Säckelmeister. Der **Geldsäckelmeister** verwaltete die Bareinnahmen, der **Kernensäckelmeister** die Natureinkünfte der Gemeinde. Der Weibel beaufsichtigte Felder und Weiden sowie den Wald, kontrollierte Wege und Zäune und betreute als Hirt das Vieh auf der Weide. Zudem hatte er als Mauser die Mäuse-, Maulwurf- und Hamsterplage in Schach zu halten.

Dem 14 Xbris [Dezember] 1744 ist das Jar Gericht zu Schlieren von Ihro Hochwürden Herrn Herr Pater Großkeller Bernardus Schneider von Wartensee und Herrn Cantzler Stultz in beysein des Hochgeachten Wohledelebohren und Gestrengen Juncker Rittmeister Johannes Meis von Wölfflingen Amtmann im Wettinger hoof in Zürich und dahero Nidergerichts-Verwahlder zu Schlieren gehalten und seindt folgende puncten abgehandlet worden:

- 1^o Ist die Öffnung abgelesen worden.
- 2^o Ist von Tituliertem Herr Pater Großkeller Bernardo Schneider von Wartensee von Ihro Hochwürden und Gnaden einer Gemeindt von Schlieren der Gruos abgelegt worden.
- 3^{tio} Seindt die buoßen abgelesen worden.
- 4^{to} Seindt schuldt und käuf brief verlesen worden.
- 5^{to} Wegen neüwen gebeüwen und anhänkhennen solle wegen großem holtzmangell kein holtz mehr gegeben werden sondern aus dem ihrigen bauwen. Wohl aber zuo alten häusern und gebäuwen solle zuo nothwendigkeith gegeben werden.
- 6^{to} Ist der Weibel widerumb bestettiget worden.

Dis ist dz gericht ze Schlieren, dz wir koft hand von kung Rudolf von Habsburg, do er dennoch ein graf was, mit aller zugehört, so er es von sinen vordren ererbt hatt, mit twingen und mit bennen, als der umbkreiß erzelt ...

In dem selben umbkreiß haben wir zu richten umb den denarl gewinnen oder verlieren mag, denn umb die uß genommen sachen, die einem lantgrafen zugehörent. Dz ist blütend wunden und düpstal und nachtz heim suchen und frevni under russigem rasen'lund dz dem man an sin hals gat...

Wir habend och in disem umbkreiß vischetzen, wiltban, vogelvang ...

Wir haben och ze Schlieren zwen twinghöf. Da söllend wir dristund in dem jargeding haben. Dz erst ist uff sant Walburgs tag ze Meyen, acht tag da vor oder darnach ungesarlich. Dz ander ist uff sant Martis tag. Dz dritt ist uff sant Hylarien tag, und da zwischend als dik und als vil als notürftig ist, söllent wir da gericht haben oder die meyer von unser wegen, ob sy unser geschwornen richter sind ...

Wir sond och uff die driü geding eroffnen, wz rechtz wir zu ünßn lüten haben und sy zu uns, als es von alt her komen ist ...

Also dz die meyer, die denn an des gotzhus stat meyer sint, die sönt ein forster und ein hirten setzen mit der gebursami rat ...

Das ist das Gericht ³ zu Schlieren, das wir gekauft haben von König Rudolf von Habsburg, als er noch ein Graf war. Mit allem, was dazu gehört, wie er es von seinen Altvordern ererbt hat, mit [allen] «Twingen und Bannen»⁴, die der Umkreis [das Gebiet] zählt...

In eben diesem Gebiet haben wir zu richten, wer in Geldsachen verlieren oder gewinnen möge. Ausgenommen sind Fälle, die einem Landgrafen zukommen: Das sind Körperverletzung, Diebstahl, nächtliche Heimsuchung, und Frevl innerhalb des Hauses und solche, bei denen es «dem Mann an den Hals» [um Leben und Tod] geht ...

Wir haben in diesem Gebiet auch Fischereirechte, Jagdrecht und [Recht auf] Vogelfang ...

Wir haben zu Schlieren auch zwei Twinghöfe. Da sollen wir dreimal im Jahr Gerichtstag halten. Den ersten am St. Walburgs-Tag, acht Tage davor oder darnach ungefähr; den andern am St-Martins-Tag. Den dritten am St.-Hilarius-Tag und dazwischen so nah und so viel wie nötig sollen wir Gericht halten, oder unsere Meier, da sie unsere geschworenen Richter sind ...

Wir sollen auch auf den drei Gerichtstagen eröffnen, welches Recht wir zu unseren Leuten haben und sie zu uns, wie es von alters her überliefert ist ...

Also dass auch die Meier, die an des Gotteshauses [Klosters] Stelle Meier sind, die sollen einen Förster und einen Hirten einsetzen auf den Rat der Dorfgemeinschaft ...

³ Die Gesamtheit der Herrschaftsrechte und das Gebiet in dem sie gelten

⁴ Gebote und Verbote – die gesamte Rechtsgewalt im Dorf; auch über Einzelobjekte wie z.B. der Wildbann

Ursprünglich wurde dreimal im Jahr Gerichtstag gehalten, nämlich am 1. Mai (St. Walburgstag), am 11. November (St. Martinstag) und am 13. Januar (St. Hilarentag), später nur noch einmal im Monat Oktober. An diesen Gerichtsverhandlungen (Gedingen) nahm eine Abordnung des Abtes von Wettingen teil. Ferner mussten alle erwachsenen Männer teilnehmen, ebenso die Witwen und Waisen, also Frauen und Unmündige, die keinen Ernährer hatten. Abwesenheit ohne Begründung zog eine Busse von 3 Schilling (Preis für ca. 40 kg Brotgetreide) nach sich.

Die Jahrgerichte hatten eine mehrfache Aufgabe und dienten der Rechtswahrung im weitesten Sinn: Dank ihrer Strafkompentenz erledigten sie Rechtsgeschäfte und Streitigkeiten. Sie waren zuständig für die Ernennung, Bestätigung und Vereidigung der Dorfbeamten, die Abnahme der Rechnungen der Säckelmeister sowie das Verlesen der «Offnung», der notariellen Gundstückshändel und Schuldverschreibungen. Ferner wurden die Bussensätze, vornehmlich für Holz- und Flurfrevel, festgesetzt.

Schlieren zählte damals zwischen 400 und 450 Einwohner. Bürgerrechtserteilungen waren im 18. Jahrhundert selten, da man die Zersplitterung und Verkleinerung des Besitzes und der Nutzungsrechte befürchtete.

Unter den Alltagsproblemen unserer damaligen Landgemeinde stand an vorderster Stelle der Schutz von Wald, Feld und Weide gegen Übernutzung. Die Waldfläche war viel kleiner als heute, befanden sich doch im Bädental und im Schlatt noch Felder und Wiesen und zudem wurde der Wald als Weideland und für die Schweinemast genutzt. An den Jahresgerichten wurden wiederholt Beschlüsse gefasst und Mahnungen an die Bevölkerung gerichtet, das Bauholz sparsam und zweckentsprechend zu nutzen. Die Bussen für Holzfrevel waren hoch.

*Es sol och nieman kein holtz da howen, die meyer gebend im
denne, er hett ein zimbermann uf sinem; so mag er
howen ein pflug hopt und ein geitzen ... an urlob.*

*Es gat och ein rechter fußpfat über den infang nider
neben der alment untz zu dem Lachlern über gen der Müli
ze Enstringen.*

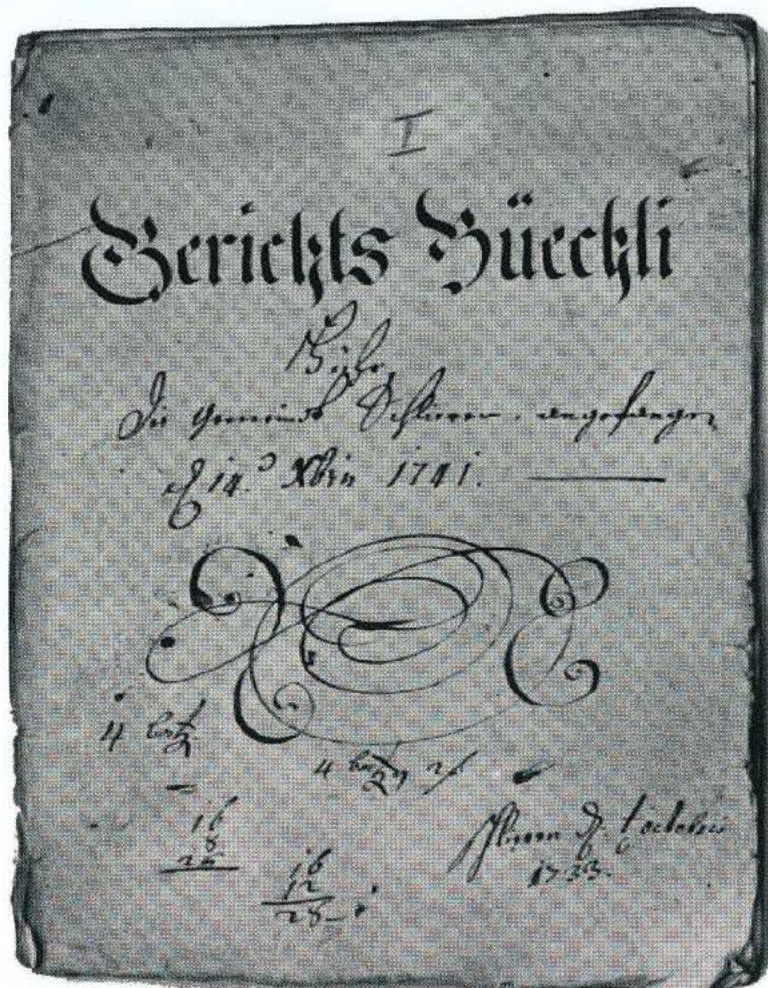
*Es soll niemand Holz hauen, es sei denn, die Meier geben ihm [das
Recht] und er hat einen Zimmermann auf seinem Hof; er mag aber
ein Pflughaupt und eine Geize⁵ hauen ... ohne Bewilligung.*

*Es führt auch ein rechtlich geschützter Fussweg den «Ifang»
hinunter neben der Allmend bis zu den «Lacheren» hinüber, der
Mühle bei Engstringen zu.*

⁵ Hauptbalken und Führungsbalken (Sterz) des Pflugs

1748 wollte man dem Weibel einen Holzforster zur Seite stellen, aber wahrscheinlich war die Entlohnung für zwei Personen zu gering, so dass dieser Beschluss nicht von langer Dauer war.

Im 2. Teil des Heftes finden sich 52 Beschlussprotokolle der Jahrgerichte 1741 bis 1797 im Originaltext.



13. Jahrbuch 1979

Die Öffnung von Schlieren

Was für die Eidgenossenschaft der Bundesbrief von 1291, war für Dorfgemeinschaften die «Öffnung». Solche stammen meist aus dem 14. Jahrhundert. Der Zeitpunkt der Niederschrift der Schlieremer Öffnung wird von der Autorin aufgrund von geschichtlichen Hinweisen im Schiftstück auf 1382 festgesetzt. Die Autorin des Jahrbuches sieht in der Person eines Meiers, des «Jakob von Schlieren», den Verfasser dieser Öffnung. Er hatte die genauen Kenntnisse der einschlägigen Urkunden, aus denen die Rechte des Klosters hervorgingen, genügend juristisches Wissen und nicht zuletzt umfassende Kenntnisse von Land und Leuten, sowie genaue Ortskenntnisse des Gemeindebanns von Schlieren.

Die Öffnung enthält in den Grundzügen das Recht, das bis 1798 in unserer Gemeinde galt. Der eidgenössische Landvogt der «Gemeinen Herrschaft Baden», das Kloster Wettingen als Grundherr und die «Gebursame» (alle Einwohner von Schlieren) waren daran gebunden. Sie wurde jeweils am Gerichtstag öffentlich verlesen (daher der Name).

Der Inhalt der Schlieremer Öffnung besteht aus 2 Teilen: Ein Teil enthält die Grenzbeschreibung und befasst sich mit den öffentlichen Rechten und ihren Inhabern. Der zweite Teil besteht aus einer umfangreichen und detaillierten Wegbeschreibung. Viel Platz nimmt die Holzordnung ein. Holz war der wichtigste Werkstoff für den Bau von Häusern, zum Einzäunen der Hofstätten und zur Herstellung praktisch aller Arbeitsgeräte in Haus und Hof.

Entsprechend der damaligen Bedeutung nimmt auch die Beschreibung der Wege und der Wegrechte viel Platz ein. Wege gewährleisteten die unerlässliche Verbindung zwischen Dorf und Flur, schmälerten aber das landwirtschaftlich nutzbare Land. Bestand, Verlauf und Nutzung der Wege mussten gesichert werden. Auch durch den Wald führten damals ziemlich viele Wege. Die Wegbeschreibung lässt Rückschlüsse zur Nutzung der Bodenfläche im 14. Jahrhundert zu. Schlieren war damals eine rein landwirtschaftliche Dorfgemeinschaft. Die Verteilung von Wald, Feldern und Wiesen ergab sich aus der Topografie. Der Wald nahm das hochgelegene, für den Ackerbau wenig geeignete Gelände ein. Nur das Bädental war gerodet und diente der Landwirtschaft. Die Ackerfläche befand sich zum grössten Teil zwischen dem Wald und der Landstrasse von Zürich nach Baden. Das Ackerland bestand aus 3 Zelgen: Urdorfer, Riet- und Altstetter Zelg. Daneben gab es private Heuwiesen; Allmend und Wald wurden gemeinsam genutzt. Die Allmend lag vor allem zwischen der Landstrasse und der Lacheren. Während einiger Jahrhunderte (bis anfangs des 20. Jahrhunderts) wurde in Schlieren sogar Wein angebaut (Müli-Reben, Flöhreben etc.).

Die Öffnung von Schlieren stellt ein gutes Beispiel für die mittelalterliche Rechtsauffassung dar. Einzelne Punkte darin wurden zwar immer wieder angepasst oder ergänzt und die überlieferten Normen neu interpretiert; sie blieben aber grundsätzlich gültig bis 1798. In diesem Jahr erlebte die Schweiz den Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft und das Limmattal das Ende der Kloster-Herrschaft und der Landvogtei. Nach der französischen Revolution entstanden die Kantone, 1815 der Bundesvertrag und 1848 der Bundesstaat. Die Gemeinden unterstanden nun dem Kanton und erhielten eine neue Organisation aufgrund der staatlichen Gesetzgebung. Aber es dauerte noch rund 140 Jahre, bis sich Schlieren erstmals wieder eine schriftliche Gemeindeordnung gab.

14. Jahrbuch 1981

Die Pfarrbücher von Schlieren: Ehen 1622 - 1875

In diesem Jahrbuch befasst sich Frau Dr. Ursula Fortuna mit der Bevölkerung von Schlieren in der Zeit vom 16. Jahrhundert bis 1875. Sie hat sich in die Schlieremer Pfarrbücher, welche im Staatsarchiv Zürich aufbewahrt werden, vertieft und damit in minutiöser Kleinarbeit die Grundlagen für ein Bild über die damalige Bevölkerungsentwicklung geschaffen.

Das heutige Zivilstandswesen wurde erst 1874 mit der Totalrevision der Bundesverfassung den Politischen Gemeinden übertragen. Nach der Reformation wiesen die reformierten und katholischen Kirchenbehörden ihre Pfarrer an, Taufen, Hochzeiten und Sterbefälle zu registrieren, um die Uebersicht über die Gemeindeglieder und ihre Familienverhältnisse zu gewährleisten. Für Schlieren sind die Taufen seit 1553, die Ehen und Todesfälle seit 1622 registriert. Die Pfarrbücher enthalten reiches Quellenmaterial über das Leben der damaligen Dorfbewohner und die Verfasserin hat es ausgezeichnet verstanden, aussagekräftige Einblicke in die Lebensverhältnisse der früheren Handwerker, Bauern und Tagelöhner zu geben.

1634 zählte Schlieren 236 Einwohner. Die Zahl der jährlichen Eheschliessungen schwankte zwischen null und zehn Ehen jährlich. Die Schwankungen hingen von verschiedenen Faktoren ab: Schwere Ernteauffälle mit nachfolgenden Hungerperioden und Kriege (Bauernkrieg 1653, die Kämpfe zwischen Franzosen und der österreichisch-russischen Allianz 1799) liessen die Zahl der Eheschliessungen absinken. Krankheiten und Seuchen hingegen beeinflussten die Heiratsfreudigkeit kaum. Weder die Pestjahre 1628/29 noch das Cholera-Jahr 1867 wiesen weniger Heiraten auf.

Interessante Schlüsse lassen sich aus der Herkunft der Ehepartner ziehen. Nicht nur die beschränkten Verkehrsmöglichkeiten, auch die Neigung der Dorfbewohner, sich gegen den Zuzug von Fremden abzuschliessen, führte dazu, dass mehr als die Hälfte der Ehen mit Partnern aus der Gemeinde stattfanden. Lediglich die zahlreichen Verwandtschaften innerhalb der Gemeinde begrenzten diese Partnerwahl. Erst im 19. Jahrhundert kamen mehr Partner der geschlossenen Ehen von auswärts. Räumlich waren die Herkunftsorte recht ungleich verteilt: Während viele Ehepartner aus den Gebieten nördlich und östlich von Schlieren stammten, sind das aargauische Limmattal und das Freiamt auffallend wenig vertreten. Dies ist höchst wahrscheinlich auf die Reformation zurückzuführen. In Schlieren unterstanden die Kirche und eine Reihe von Höfen dem Heilig-Geist-Spital in Zürich und damit musste Schlieren von Zürich aus die Reformation übernehmen, während Dietikon teilweise und das aargauische Limmattal mehrheitlich beim alten Glauben blieben. Erst nach 1850 gab es vereinzelte Heiraten mit Katholiken oder Partnern aus katholischen Gegenden.

Mittels zahlreichen Statistiken, Tabellen und geografischen Uebersichten belegt die Verfasserin

- die Herkunft der Ehepartner
- einheimische und auswärtige Heiraten nach Geschlechtern
- die Ehen der Schlieremer Geschlechter untereinander.

Aus diesen Heiratsstatistiken zieht die Autorin interessante Schlüsse:

So wohnten 1622, als die Pfarrbücher eingeführt wurden, insgesamt 13 Geschlechter in Schlieren. Die Geschlechter Müller, Lips, Bräm, Locher, Rüttschi, Meyer, Hug und Haupt waren in mehrere Zweige mit zahlreichen Familien aufgespalten. Später kamen die Geschlechter Hollenweger, Peyer, Schüepf, Burkhard und Wismer dazu. Die Einträge in den Schlieremer Pfarrbüchern sind durchwegs sehr nüchtern und enthalten in der Regel nur die Namen der Verheirateten. Nur sporadisch ist das Alter der Eheleute sowie ein Uebername oder eine andere Bezeichnung, die auf die Herkunft hindeutet, angefügt.

Gelegentlich findet sich jedoch eine Bemerkung, welche die menschliche Situation der Eheleute betrifft: So war der vor-eheliche Verkehr schon damals ein Thema. Nach vorangegangenem Eheversprechen war dieser eigentlich nicht strafbar, doch zog er Sanktionen nach sich: Die Braut musste ohne die traditionelle Brautkrone zur Kirche oder die Trauung fand in aller Stille am Samstagmorgen während des Frühgebetes statt. Als erfreuliches und damals sehr seltenes Ereignis konnte der Pfarrer 1712 die fünfzigjährige Ehe des Säckelmeisters Gorius Bräm mit Adelheid Wismer von Uitikon rühmen.

Frau Dr. Ursula Fortuna schliesst ihre Ausführungen mit dem Satz:

Kenntnis der Vergangenheit ist ein Massstab zum Verständnis und zur Bewertung der Gegenwart.

1982 – 1991: Eine Zeit ohne Jahrbücher

Ab 1981 ist die Vereinigung für Heimatkunde Schlieren nicht mehr in der Lage, die Reihe der Jahrbücher fortzusetzen. Einerseits hat es der Vorstand unterlassen, immer mehrere Jahre im Voraus nach geeigneten Themen und darin bewanderten Verfassern Ausschau zu halten. Seit 1976 hat nur noch die Historikerin und Vorstandsmitglied Ursula Fortuna Jahrbücher-Texte geschrieben. Alle ihre Werke beruhen auf zeitintensiven Archivforschungen. Sie sind nach strengen wissenschaftlichen Grundsätzen niedergeschrieben und für den Durchschnittsleser von heimatkundlichen Schriften nicht leicht verständlich. Als Frau Fortuna ab 1981 den Verein führt und nach weniger als zwei Jahren als Präsidentin zurücktritt, stehen keine Autoren zur Verfügung, welche leicht lesbare Geschichten aus der Vergangenheit Schlierens zu Papier bringen könnten. So kommt es dazu, dass 1981 die Reihe der Jahrbücher während 10 Jahren abbricht. Frau Fortuna unterbreitet dem Verlag des Zürcher Taschenbuches ihre Arbeit über die Geschichte des Meierhofes. Der Verlag veröffentlicht dieses wissenschaftliche Werk 1991. Mit Rücksicht auf die Mitglieder der VHS, die seit zehn Jahren kein neues Jahrbücher mehr erhalten haben, beantrage ich dem Stadtrat, auf Kosten des Bürgergutes einen Separatdruck dieser Geschichte zu übernehmen. Das so entstandene Büchlein kann 1991 den Mitgliedern zugestellt werden.

Ortsgeschichte – Eine Aufgabe für Historiker ?

Auch dem Vorstandsmitglied der VHS Paul Furrer liegt die abgebrochene Reihe der Jahrbücher auf dem Magen. 1989, also acht Jahre nach dem letzten Jahrbücher, verlangt er als Mitglied des Gemeinderates vom Stadtrat in Form eines Postulates, dass er einen Historiker berufen solle mit dem Auftrag, eine umfassende Dorfchronik zu verfassen. Der Vorstoss landet bei mir als Stadtpräsidenten und Verantwortlichen für Kulturelles zur Beantwortung. Ich überlege mir die Sache reiflich und komme zu folgendem Ergebnis, dem sich auch der Stadtrat anschliesst:

Die bisherige Reihe der Schlieremer Jahrbücher umfasste in 27 Jahren 14 Ausgaben. Die ersten 11 davon sind alle von Mitgliedern der Vereinigung und Einwohnern von Schlieren verfasst worden. Sie alle hatten zwar Interesse und vor allem Freude an der Ortsgeschichte, aber keiner von ihnen konnte auf eine wissenschaftliche oder akademische Ausbildung zurückgreifen. Trotzdem ist es ihnen gelungen, ein Thema oder eine Geschichte aufzugreifen und darüber so zu schreiben, dass die anvisierte Leserschaft sich angesprochen gefühlt hat. Jedes der in den Heften abgehandelten Themen, jede Geschichte ist für sich allein interessant und gut lesbar.

Wenn wir einen Historiker beauftragen, die Geschichte Schlierens niederzuschreiben, so wird er das mit Sicherheit umfassend dokumentieren und spätestens bei der ersten Urkunde von 828 beginnen. Diese ist bereits im Jahrbücher von 1965 von Rolf Grimm in interessanter Form beschrieben worden. (siehe S. 40). Der Historiker wird in den Staatsarchiven von Zürich und Aarau forschen müssen. Es wird also mehrere Jahre dauern, bis ein erster Band druckreif sein wird. Auf eine solche erste Ausgabe werden im Abstand von zwei oder mehr Jahren weitere Bände folgen. Das Ganze wird mit Sicherheit mehrere 100 000 Franken Kosten verursachen. Diese Art der Geschichtsschreibung wäre zwar wissenschaftlich hieb- und stichfest. Trotz dem grossen Aufwand an Zeit und Geld erscheint es mir aber fraglich, ob ein solch umfangreiches Werk je den Weg nicht nur zum Buchregal in der häuslichen Stube, sondern auch unter die Leselampe oder gar auf das Nachttischlein der Schlieremer finden wird. Es will mir nicht aus dem Kopf, dass Schlieren noch einmal einen Versuch mit «historischen Kurzgeschichten» nach dem bewährten Muster 1954–81 wagen sollte. Gespräche mit Laienschriftstellern in Schlieren bestärken mich in dieser Auffassung.

Die Arbeitsgruppe Ortsgeschichte entsteht

In die Zeit der Bearbeitung des Postulates Furrer fällt auch der Uebergang des Stadtpräsidiums von mir zu Fritz Diggelmann. Zusammen kommen wir zum Ergebnis, dass wir mehrere Schlieremer haben, die alle schon über die Vergangenheit unserer Gemeinde Kurzgeschichten geschrieben und veröffentlicht haben, sei es in Zeitungen, Jubiläumsschriften oder sogar im Eigenverlag. Diese müssen wir wieder neu aktivieren.

Es gelingt dem ehemaligen und dem amtierenden Stadtpräsidenten, die nachstehenden Männer in eine künftige «Arbeitsgruppe Ortsgeschichte» einzubinden:

Otto Scherer, Georges Baumgartner, Kurt Scheitlin, Paul Furrer, Heiri Meier, Ruedi Weidmann, Philipp Meier und Peter Suter.

Erfreulicherweise ist also auch der Initiant des Vorstosses bereit zur aktiven Mitarbeit.

1991 wird diese Arbeitsgruppe ins Leben gerufen. Sie schlägt dem Stadtrat vor, auf die Berufung eines Historikers einstweilen zu verzichten. Alle Mitglieder erklären sich bereit, als Autoren von Jahrheft-Texten tätig zu sein. Die Beiträge sollen in einer Form verfasst sein, die zum Lesen anregt. Der Stadtrat ist mit diesem Vorgehen einverstanden. Das Postulat Furrer wird vom Gemeinderat als erledigt abgeschrieben, und die eigentliche Arbeit kann beginnen.

Das Heft 2003, das Sie jetzt in den Händen halten, ist das elfte seit jener Weichenstellung vor rund zwölf Jahren. Ich überlasse es Ihnen zu beurteilen, ob die eingeschlagene Richtung stimmt.

15. Jahrheft 1992

Ein Schlieremer erlebt Amerika

von Kurt Scheitlin

Fertige Jahrhefte kann man nicht einfach aus dem Aermel schütteln, auch wenn eine ganze Arbeitsgruppe voll guten Willens ist. Die Beschaffung der Unterlagen in einer Reihe von Archiven und in einschlägigen Publikationen – auf Neudeutsch «recherchieren» – besteht weitgehend aus aufwändiger Kleinarbeit. Das gilt für erfahrene Historiker, erst recht aber für Amateure wie die Mitglieder dieser Arbeitsgruppe. Da kommt uns der Zufall zu Hilfe. In meiner Familie erinnert man sich an die Aufzeichnungen meines Grossvaters Johann Rütschi (1862–1944), der als 20-Jähriger in grosser wirtschaftlicher Notzeit nach Chicago ausgewandert und acht Jahre später mit vielen Erfahrungen und tagebuchartigen Notizen in seine Heimatgemeinde Schlieren zurückgekehrt war. 50 Jahre später fasste er seine Aufzeichnungen in einem rund 40-seitigen Erlebnisbericht zusammen. Diesen Bericht lege ich der Arbeitsgruppe vor. Kurt Scheitlin erklärt sich spontan bereit, ihn bis zur Druckreife zu überarbeiten; Peter Suter beschafft die Illustrationen. Weil wir möglichst nahtlos an die vor 11 Jahren unterbrochene Reihe der Jahrhefte anknüpfen wollen, behalten wir das Heftformat von 16x24 cm bei. Als Neuerung versehen wir das Umschlagblatt mit dem Titel über den Inhalt. So kann das erste Heft der neuen Reihe unter dem Titel «Ein Schlieremer erlebt Amerika» im Frühjahr 1992 in Druck gehen. Es wird der Öffentlichkeit in der Lokalpresse vorgestellt, den Mitgliedern der Vereinigung zugestellt und kann in den Verkauf gehen.

Zum Inhalt: Mein Grossvater schildert zuerst seine Kindheits- und Jugendjahre an der Uitikonstrasse in Schlieren, etwa 30 Meter oberhalb des heutigen «Salmen». Dort wuchs er zusammen mit drei Geschwistern in sehr bescheidenen Verhältnissen auf. Als er 19 Jahre alt war, brannte das alte Haus ab, in dem seine Familie wohnte. Wie viele andere junge Menschen jener Zeit entschloss er sich, seine Zukunft in der Neuen Welt zu suchen und nach Amerika auszuwandern. Gute 200 Franken kostete die 18 Tage dauernde Reise nach Chicago. Mit eindrucklichen Details schildert er die beschwerliche Überfahrt auf einem alten Dampfer und seine Erfahrungen an einer Reihe von Arbeitsplätzen in verschiedenen Berufen. Er erlitt einen schweren Unfall und war mehrmals ernsthaft krank, und wir erhalten Einblick in die damalige medizinische Versorgung. Der Bericht bietet einen packenden Einblick in das Leben und die sozialen Verhältnisse im gelobten Land der angeblich unbegrenzten Möglichkeiten. Als 28-Jähriger kehrte er auf den dringenden Rat eines guten Arztes in die Schweiz zurück, um wieder gesund zu werden und seinen Eltern beim Aufbau eines kleinen Bauernhofes auf dem Schlieremer Berg zu helfen.

16. Jahrheft 1993

Aus der Geschichte der Gemeinde Schlieren zwischen 1914 und 1939

von Heiri Meier-Buchli

Während Kurt Scheitlin den Amerika-Bericht von Johann Rütschi für die Ausgabe vorbereitet, schreiben zwei Mitglieder schon an den zwei nächsten Jahrheften. Einer davon bin ich, der sich anboten hat, Schlierens Geschichte von 1914 (Ausbruch des ersten Weltkrieges) bis 1939 zu Papier zu bringen. Ich habe zwar nur die paar letzten Jahre dieses Zeitraumes bewusst erlebt. Aus schriftlichen Aufzeichnungen von Vater und Grossvater – beide übrigens gleichen Namens wie ich –, aus vielen Erzählungen der beiden und vor allem aus dem Studium nahezu aller Ausgaben des Limmattaler Tagblattes seit 1920 ist es möglich, die wichtigsten Ereignisse aufzuzeigen. Die Protokolle von Gemeindeversammlungen und Gemeinderat sind weitere wertvolle Grundlagen. Dieses Heft gelangt im Januar 1994 zur Herausgabe.

17. Jahrheft 1994

Von der Lymhütte zum Chemischen Unternehmen Geistlich

von Philipp Meier

Philipp Meier ist als zweiter seit der Gründung der Arbeitsgruppe am Werk. Zusammen mit Heinrich Geistlich, der dank eines guten firmeneigenen Archives ausgezeichnete Unterlagen über den ältesten Industriebetrieb Schlierens bereitstellen kann, schafft er eine umfassende Dokumentation. Der Inhalt dieses Heftes bietet auch wieder einen guten Einblick in den Wandel der sozialen Verhältnisse in Schlieren während der 125-jährigen Firmengeschichte.

Mit dem Heft 1994 nehmen wir auch Abschied von dem während 40 Jahren gebräuchlichen Quart-Format der Jahrhefte. Auf dringenden Rat von Philipp Meier wechseln wir zum Format A4, vor allem um für die Illustrationen mehr Spielraum zu erhalten. Wir bedauern anschliessend, nicht schon mit dem Heft 1992 diesen Schritt gemacht zu haben.

18. Jahrbuch 1995

Das Kohlengaswerk der Stadt Zürich in Schlieren 1898–1974

von Max Kübler

Max Kübler, selber von 1948 bis 1992 im Gaswerk und in dessen Nachfolgebetrieb tätig, zeichnet die Geschichte dieses weiteren Zeugen der Schlieremer Industrie auf. Auch er kann auf ein vorzügliches Archiv zurückgreifen und kennt selbst eine Reihe ehemaliger Mitarbeiter. Von 1898 an, dem Zeitpunkt der Eröffnung, bis in die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts war der Einfluss der «Gasi» auf das Leben und die Politik in Schlieren sehr gross und nur noch mit jenem der «Wagi» vergleichbar. So gab es während vielen Jahrzehnten kaum eine Behörde und kaum einen Verein in Schlieren, in dem nicht eines oder mehrere Mitglieder ihr Brot in einem dieser zwei Betriebe verdienten.

Max Kübler hat selbst ausgezeichnete Kenntnisse über alle Betriebsabläufe, über die Gewinnung des Stadtgases und aller seiner vielen Nebenprodukte. Es gelingt ihm auch, die zwischenmenschliche Atmosphäre im Betrieb anschaulich darzustellen. So vermittelt auch dieses Heft einen guten Einblick in den Wandel der sozialen Verhältnisse während der angesprochenen 75 Jahre.

Vieles, was im Heft beschrieben und dargestellt wird, ist auch in grösserem Massstab oder gar im Original in dem von Max Kübler gestalteten Gasi-Museum am Ort des Geschehens dokumentiert. Dank dem Entgegenkommen der Stadt Zürich und verschiedener privater Unternehmer ist es weiter gelungen, eindruckliche Gebäude und Apparate der Nachwelt zu erhalten. Sogar der dampfbetriebene Dynamo kann auf Anfrage wieder in Betrieb gesetzt werden.

19. Jahrbuch 1996

Wir Kinder vom Negerdorf

Landwirtschaftlicher Verein Schlieren, gegr. 1893

von Kurt und Heidi Scheitlin und Ruedi Weidmann

Das nächste Jahrbuch 1996 hat als erstes der neuen Reihe zwei Themen zum Gegenstand. Kurt und Heidi Scheitlin-Lanz schildern sehr anschaulich ihre ersten 18 Lebensjahre. Beide sind im Gaswerk-Quartier geboren und aufgewachsen und gingen in Schlieren zur Schule. Auch diese gefällige Geschichte vermittelt gute Einblicke in das Leben während einer bewegten Epoche Schlierens und unseres Landes. Den Abschluss bildet die Mobilmachung 1939 und der freiwillige Eintritt von Kurt Scheitlin in eine militärische Sanitätskolonne.

Im zweiten Teil des Heftes beschreibt Ruedi Weidmann die ersten 100 Jahre des Landwirtschaftlichen Vereins Schlieren, als Genossenschaft gegründet zu einer Zeit, da Schlieren noch gegen 50 Bauern zählte. Dank umfassender Protokolle aus den Gründerjahren erhält der Leser ein gutes Bild von den damaligen Problemen der Landwirtschaft. Er erfährt auch, wie sich dieser Berufsstand im Laufe eines Jahrhunderts den neuen Erkenntnissen und Anforderungen angepasst hat. Ruedi Weidmann schildert den grossen Wandel in der Viehhaltung und im Ackerbau, er erwähnt die Blütezeit und den vollständigen Niedergang des Schlieremer Rebbaus und noch vieles mehr.

20. Jahrbuch 1998

Schlieren während des Zweiten Weltkrieges

von Heiri Meier-Buchli und Kurt Frey

Die Arbeiten an unseren Jahrbüchern haben je etwas länger als ein Jahr gedauert, und die letzten vier Hefte haben wir erst ums Jahresende herausgebracht. Deshalb trägt das nächste Heft die Jahrzahl 1998. Zusammen mit Kurt Frey beschreibe ich darin die Jahre 1939 bis 1945, wie wir sie in Schlieren erlebt haben. Vom Ablauf der Geschichte kann ich dabei anknüpfen an das Jahrbuch 1993, das mit den ersten vier Monaten der Grenzbesetzung 1939 geendet hat. Auch für diese Epoche unserer Gemeinde habe ich wieder das Limmattaler Tagblatt und die Protokolle im Gemeindearchiv zur Verfügung, dazu aber auch noch die aus der Schul- und Lehrzeit reichlich gegenwärtigen Erinnerungen. Für mich wie wohl praktisch für alle Schlieremer war etwas ganz besonders eindrücklich: Hatte man vorher während rund 20 Jahren in vielen politischen Auseinandersetzungen harte Meinungskämpfe ausgefochten, so trug man nun plötzlich der Schwere der Zeit Rechnung und zog gemeinsam am gleichen Strick.

Kurt Frey beschreibt die nicht geringe militärische Rolle, die Schlieren vor allem während des ersten Jahres jener Mobilmachung zu spielen genötigt war. Unser Dorf war zusammen mit Dietikon einer der Eckpfeiler jener Abwehrlinie von Sargans über Zürich bis nach Pruntrut, die General Guisan errichtete, um einem erwarteten deutschen Angriff organisierten Widerstand bieten zu können. Von den umfangreichen Bauten, die 1939/40 im alten Dorfkern, in massivem Beton errichtet, ist heute nur noch der Bunker bei der alten reformierten Kirche zu sehen. Kurt Frey ist in der Linde aufgewachsen. Das Restaurant war einer der wichtigsten Treffpunkte der in Schlieren tätigen fünf Kompanien Infanterie und der legendären Sappeurkompanie II/6. Die militärische Bedeutung unseres Dorfes wurde zwar wieder kleiner mit Guisans Entscheidung des «Reduit National» in der Zentralschweiz im Juni 1940, aber die Bauten blieben bis Kriegsende bestehen. Auch dieser Teil der Geschichtsschreibung bietet einen guten Einblick in den Schlieremer Alltag in jenen sechs Jahren.

21. Jahrbuch 1999

Leben und Wirken des Dr. Robert Egli, des langjährigen Arztes und Wohltäters in Schlieren

Von Tüchlern, Rutengängern, Wasserschmökern und Schiebern; die Geschichte der Wasserversorgung Schlieren von Ed. Böhlinger und Karl Stoller

Im ersten Teil des Heftes zeichnet Eduard Böhlinger die Lebensgeschichte des legendären Arztes Dr. Robert Egli, der von 1922 bis zu seinem Tode 1957 als Arzt in Schlieren und im Limmattal wirkte. Er galt als grosser Menschenfreund, stand zu jeder Tages- und Nachtzeit zur Verfügung und stellte den in bescheidenen Verhältnissen lebenden Patienten oft keine oder nur eine kleine Rechnung.

Der zweite Teil des Heftes 1999 sieht als Verfasser den langjährigen Stadtgenieur Karl Stoller und hat den Werdegang unserer Wasserversorgung zum Thema. Sie geht zurück bis ins 17. Jahrhundert, als die ersten Wasserleitungen von den zahlreichen Quellen südlich des Dorfes aus hölzernen Tücheln bestanden, also aus 3-5 m langen Baumstämmen, in die man von Hand mühsam ein Loch gebohrt hatte, die selten ganz dicht waren und oft schon nach wenigen Jahren ersetzt werden mussten. Der Bericht beschreibt auch die Herkunft unseres Trinkwassers bis in die heutige Zeit. Im Bild festgehalten sind auch 30 heute noch bestehende öffentliche Brunnen.

22. Jahrbuch 2000

Die Orts- und Flurnamen von Schlieren

von Dr. Alfred Egli

Das erste Jahrbuch von 1954 war auch als erstes vergriffen. Weil das Thema Flurnamen eines der interessantesten für die Erforschung der Geschichte einer Gemeinde ist, beschliessen wir die Neubearbeitung durch einen ausgewiesenen Fachmann. 1995 kontaktieren wir den Germanisten Dr. Alfred Egli in Küsnacht und können ihn als Autor einer zweiten Auflage gewinnen. Dank seines Fachwissens und der seit 1953 viel umfangreicher vorliegenden wissenschaftlichen und historischen Grundlagen wird seine Arbeit zu einer hochinteressanten Dokumentation über mehr als 500 Bezeichnungen für Fluren, Waldparzellen, Wege und Gebäude. Sie sind zum Teil heute noch gebräuchlich. Viele von ihnen sind aber nur noch in alten Plänen und Schriftstücken bis zurück zur ältesten Urkunde im Stiftsarchiv St. Gallen aus dem Jahr 828 zu finden. Das reich illustrierte Heft ist für jeden an der Vergangenheit Schlierens Interessierten wertvoll. Es ist übrigens das einzige in der ganzen Heftreihe, für das wir einen Gastautor aus einer anderen Gemeinde zugezogen haben.

23. Jahrbuch 2001

Der Schlieremer Wald im Wandel der Zeit

verschiedene Mitarbeiter unter der Verantwortung von Kurt Frey

Anlass zu diesem Heft gibt das 150-Jahr-Jubiläum der Holzkorporation Schlieren. Kurt Frey, Präsident der HKS, selbst Mitglied der Arbeitsgruppe und seit 2002 auch deren Präsident, ist verantwortlich für das ganze Werk. Mitarbeiter sind Ruedi Weidmann, Peter Suter, Heiri Meier, Philipp Thöni und weitere Forstfachleute. Der interessante Text ist mit vielen Bildern aufgelockert und ist zu einem kleinen Lehrbuch über den Wald im allgemeinen und die 176ha unseres Forstes geworden. Er greift zurück bis zur Entstehung des Waldes nach der letzten Eiszeit und weist auf das pflanzensoziologische Funktionieren unseres wichtigsten Erholungsgebietes hin. Diese Abschnitte sind von Peter Suter entworfen und gestaltet worden.

24. Jahrbuch 2002

Die Limmatkorrektur 1876–1912

Die Geschichte der Feuerwehr Schlieren

von Philipp Meier/Robert Binz

Die Korrektur der ungebärdigen Limmat um das Ende des 19. Jahrhunderts legt ein eindrückliches Zeugnis ab von der Energie und vom Willen unserer Vorfahren, die Lebensqualität in unserem Limmattal zu verbessern und sich gegen die Zerstörungskraft des Wassers zur Wehr zu setzen. Philipp Meier als Verfasser beschreibt, unter welchen nach heutigem Empfinden fast unvorstellbaren Bedingungen diese Schwerarbeit praktisch nur mit Schaufel, Spaten und Karrette vollbracht werden musste. Für das Heft kann er Aufnahmen aus der Pionierzeit der Fotografie ausfindig machen, die noch auf Glasplatten festgehalten wurden. Wer das Heft aufmerksam liest, erkennt auch, dass auch vor über 100 Jahren solch weittragende Entscheide wie die Limmatkorrektur nur nach zähen politischen Auseinandersetzungen verwirklicht werden konnten.

Im zweiten Teil des Heftes 2002 präsentiert Robert Binz, von 1974 bis 1990 als Stadtrat selbst politischer Chef der Schlieremer Feuerwehr, das Resultat seiner Nachforschungen über die Geschichte dieses Rettungskorps. Gemessen am Brandrisiko der Häuser im 19. Jahrhundert musste die damalige Feuerwehr mit äusserst bescheidenen Mitteln zu Werke gehen. Er zeigt auch auf, welche technischen Geräte heute zur Verfügung stehen, um auch bei Naturereignissen rasch und wirksam helfen zu können und Brandkatastrophen wenn irgend möglich zu verhindern.

2003 – Das 25. Schlieremer Jahrheft, ein kleiner Marschhalt

Damit bin ich bereits beim Heft angelangt, dass Sie, liebe Leserin, lieber Leser, in den Händen halten. Lediglich ein kurzer Zwischenhalt, eine Etappe in der bewusst publikumsnah gestalteten lokalen Geschichtsschreibung, in der alle Schlieremer Autoren ohne Honorar gewirkt haben. Die Arbeit geht weiter, zum Teil mit neuen Kräften. Es gab noch viele Episoden in der Vergangenheit unserer Stadt, die zum Nachdenken einladen und über die es sich auch zu schreiben lohnt. Das halbe Jahrhundert «Dorfgeschichte» hat uns Verschiedenes gelehrt. Zum Beispiel wie Jahrhefte zu gestalten sind, damit sie vom Zielpublikum gelesen werden: Sie müssen zum Lesen einladen. Das in Wort und Bild Festgehaltene muss aber so weit als nur immer möglich dem geschichtlichen Geschehen entsprechen. Wie weit unsere Jahrhefte den sehr hochgesteckten wissenschaftlichen Gepflogenheiten zu entsprechen haben, darüber werden sich die Verantwortlichen auch in den kommenden Jahren immer wieder Gedanken machen müssen.

Die Arbeitsgruppe für Ortsgeschichte Schlieren



Die Arbeitsgruppe im Jahre 2002 in ihrem Arbeitslokal, dem Dachzimmer im «Alten Schuelhüsli».

Von links nach rechts: Peter Suter, Peter Schnüriger, Philipp Meier, Paul Furrer, Präs. Kurt Frey, Rudolf Weidmann, Heiri Meier, Marianne Bühler, Robert Binz

Präsidenten:

Kurt Scheitlin	1991 – 1994
Heiri Meier	1994 – 2002
Kurt Frey	seit 2002

Mitglieder:

Otto Scherer †	1991 – 1992	Philipp Meier	seit 1991
Kurt Scheitlin †	1991 – 1996	Peter Suter	seit 1991
Georges Baumgartner	1991 – 1997	Ruedi Weidmann	seit 1991
Eduard Böhringer	1992 – 2001	Kurt Frey	seit 1997
Karl Stoller	1997 – 2002	Robert Binz	seit 2001
Paul Furrer	seit 1991	Marianne Bühler	seit 2002
Heiri Meier	seit 1991	Peter Schnüriger	seit 2002

Schlieren 200 Jahre beim Kanton Zürich

von Peter Suter

Schlieren – ein wirtschaftlicher «Spätentwickler»

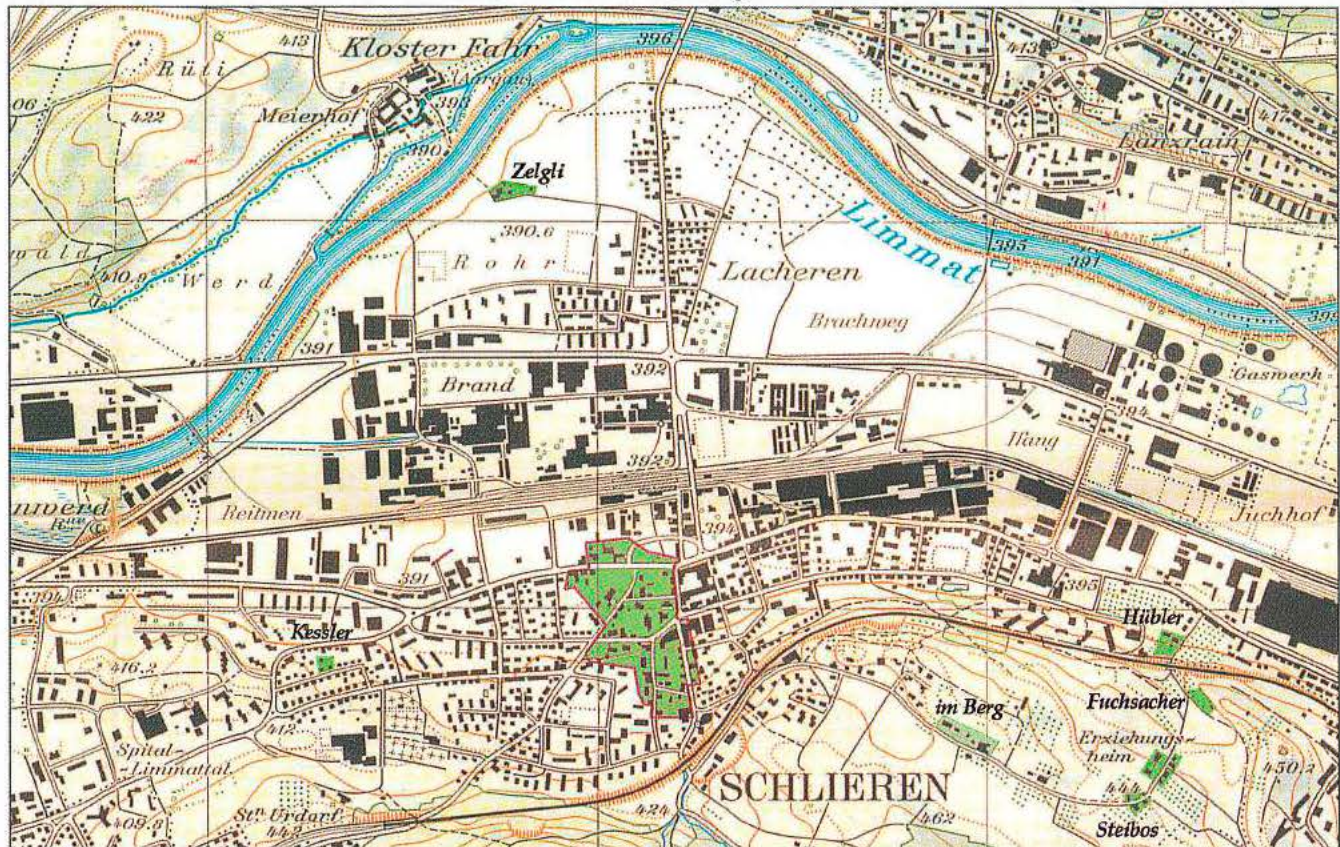
Das einstige Dorf Schlieren bildete ein geschlossenes Siedlungsgebiet – den sogenannten Dorf-Etter –, das sich über etliche Jahrhunderte hinweg flächenmässig kaum verändert hat. Es war sogar bis 1820 umzäunt. Erst nach 1820 kamen Aussenhöfe im Berg, im Steibos und im Fuchsacher dazu; später auch im Zelgli und im Kessler. Bis kurz vor 1900 war Schlieren ein reines Bauerndorf und sehr arm. Es gab hier keinen Sitz des Landadels oder der städtischen Aristokratie. Auch politisch spielte Schlieren nie eine aktive Rolle.



Die Industrialisierung hat in Schlieren erst kurz vor Ende des 19. Jahrhunderts eingesetzt; fast 70 Jahre später als im übrigen Kanton Zürich.

Denn die Wasserkraft der ungezüglichen Limmat liess sich nicht nutzen, weil sie sich gerade auf dem Gebiet Schlierens nach jeder Schneeschmelze einen neuen Lauf suchte und oft überschwemmte. Erst die Limmatkorrektion nach 1876 machte das Land im Limmatbogen nutzbar. Nach der Niederlassung der Luxuskutschenfabrik J. C. Geissberger & Co., der späteren Wagonsfabrik, im Jahre 1895 entstanden rasch hintereinander die ersten Mietskasernen entlang der Zürcherstrasse.

Der alte Dorfkern im Vergleich zu heute



Das einstige, besiedelte Dorfgebiet (grün) mit seinen Pflanz- und Obstgärten bedeckte knapp 4,5% der heute 241 Hektaren grossen, überbauten Fläche Schlierens. Noch immer bestehen aber 176 ha Wald (28%) und 128 ha Landwirtschaftsflächen (20%).

Was gibt's denn 2003 zu feiern ?

Konkret für Schlieren: Die Umteilung vom helvetischen «Canton Baden» zum eidgenössischen (und heutigen) Kanton Zürich vor 200 Jahren. Das war für Schlieren von eher marginaler Bedeutung. Oder etwas salopp ausgedrückt: es war geografische Kosmetik. Als Aargauer hätten sich die Schlieremer Bauern sogar billiger vom Zehnten loskaufen können und wären früher in den Genuss einer einigermaßen demokratischen Verfassung gekommen.

Die für das Individuum viel bedeutsamere, grundlegende Wende hatte früher stattgefunden: mit der «Erklärung der Menschenrechte», dem Ideengut der Aufklärung. Politisch erstmals 1776 verwirklicht in der Neuen Welt mit der «Bill of Rights of Virginia» und der Verfassung Amerikas. Dann 1789 in radikalster Form in der Französischen Revolution. Und schliesslich 1798 auch auf Schweizer Gebiet; leider auf schmerzliche Weise, unter dem Diktat Frankreichs und seiner Besatzungstruppen: Die «eine und untheilbare Helvetische Republik», ein Einheitsstaat, wenig geliebt, aber mit nachhaltigen Folgen.

Das Jahr 1798 war ein scharfer, tiefer Einschnitt; der Axthieb, der das morsche Gebäude der zerstrittenen Eidgenossenschaft und des «Ancien Régime» zum Einsturz (aber nicht zum Verschwinden!) brachte. Die von Napoleon verfasste Mediationsakte von 1803 hingegen war nur ein Übergang, vorerst sogar ein Rückschritt. Sie stand am Anfang jenes mühseligen, eigenständigen Entwicklungsprozesses, der schliesslich 1848 in der ganzen Schweiz und 1869 im Kanton Zürich zur direkten Demokratie führte. Aus dieser Sicht hätten also nicht nur Schlieren und Dietikon, nicht nur der Kanton Aargau, sondern die ganze Schweiz Anlass, diese 200-Jahr-Feier zu begehen.

Man kann weder das Jahr 1803 noch die Mediationsakte isoliert betrachten. Um ihre Bedeutung zu verstehen, muss man den Blick auf die Zustände davor und noch viel mehr auf die anschliessenden Jahrzehnte richten. Die rund 70 Jahre dieses Entwicklungsprozesses sind ungeheuer dynamisch und verflochten mit den politischen Ereignissen in Europa. Das zürcherische Limmatthal hat in diesem Geschehen nur ein einziges Mal eine kleine Nebenrolle gespielt – am 24./25. September 1799. Ich lege darum das Schwergewicht auf die geistigen und kulturellen Hintergründe zur Entwicklung zwischen 1798 und 1869. Und ich erwähne darum aus der Fülle der Ereignisse in Zürich, in der übrigen Schweiz und in Europa nur, was zur Erklärung nötig ist oder in einem Bezug zu Schlieren steht. Ich bin mir bewusst, dass das zwangsläufig Vereinfachungen und Lücken zur Folge hat.

Von Landvögten und «Gnädigen Herren»

Liebe Leserin, lieber Leser

Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, dass Ihnen bei diesem Titel der Name Gessler und Begriffe wie «grausam», «selbtherrlich», «hochnäsig» einfallen, insgesamt also ein eher negatives Bild entsteht.¹ Sie stehen damit nicht allein. Das «Ancien Régime» (so nennt man die politische Ordnung in der Schweiz vor der Französischen Revolution) und seine Träger stiessen schon kurz nach Beginn des 19. Jahrhunderts in der Geschichtsschreibung weitgehend auf Unverständnis und Ablehnung. Sie erfolgte natürlich bereits aus dem Blickwinkel der neuen Ideen. Und auch wir sind befangen. Wir betrachten jene Zeit aus unserer Sicht, als Nutzniesser all der politischen und sozialen Errungenschaften seit 1798. Wir übertragen «moderne», für uns selbstverständliche Vorstellungen auf eine Zeit, wo solche noch gar nicht bestanden, ja für die meisten Menschen nicht einmal vorstellbar waren. Andererseits ist vieles für uns nicht mehr nachvollziehbar, was für die damaligen Menschen aus allen Schichten nicht nur selbstverständlich, sondern sogar folgerichtig war.

Die Zürcher Räte führten die Anrede «Gnädiger Herr» schon seit dem 16. Jahrhundert, und sie war im Deutschen Reich noch im 19. Jahrhundert für jeden Gutsherrn üblich. Neben dem «Hochfürstliche Gnaden» für den Abt von Einsiedeln nahm sie sich doch recht bescheiden aus. Der Gemeinderat Schlieren schrieb noch 1898 an die «hochwohlloblichen Herren» der Zürcher Regierung. Und Dienstmädchen – bis zum Zweiten Weltkrieg sehr oft deutsche – in herrschaftlichen Familien pflegten zu fragen, was der «Gnädige Herr», die «Gnädige Frau» wünsche.

Um die Träger des Staates und ihr Verhalten vor 1798 sowie in den ersten Jahrzehnten darnach wenigstens ansatzweise gerecht – aber nicht kritiklos! – beurteilen zu können, müssen wir uns mit dem Geist der Zeit und dem damaligen Denken vertraut machen.

Verständnis und Selbstverständnis



Ein Ratsherr um 1750;
Kupferstich von David
Herrliberger (1750–1805)

Einen Schlüssel dazu bildet das Selbstverständnis der staatstragenden Schicht. Der Stadtarzt Hans Caspar Hirzel (1725–1803) hat es 1779 in der Biographie eines Zeitgenossen dargestellt.² Natürlich aus der Sicht des Städters aus einer am Regiment beteiligten Familie; also mit dem üblichen Standesbewusstsein des «Gnädigen Herren».

Ein Regierungsmitglied sah sich als «Vater» seines Landes, weshalb Hirzel vom «Patrioten» (von lat. «pater» = Vater) spricht. Heute bezeichnen wir jene regierungsfähigen Familien als Patrizier.

Hirzel zieht den damals sehr beliebten Vergleich des öffentlichen mit dem privaten Hausstand:

«Es kommt keine Pflicht in der Regierung eines Staates vor, die man nicht in der Regierung eines Hauses zu beobachten hätte... Aus zärtlicher Sorge für ihr Glück und aus vernünftiger Liebe müssen die unmündigen Kinder nötigenfalls bestraft werden.» Er beruft sich dabei auf den neutestamentlichen Hebräerbrief³, obwohl man im alten Zürich eher den strengen, oft zürnenden Gott des Alten Testaments zitierte.

Die Verantwortung, die die «öffentliche» Vaterstelle auferlegte, wurde im Allgemeinen sehr ernst genommen. Vieles erscheint uns heute allerdings als Bigotterie, als scheinheilig (was es gewiss in manchen Fällen auch war).

Auch für Zwingli war eine weltliche Obrigkeit unerlässlich; sie garantierte Ordnung im unvollkommenen Diesseits mit fehlbaren Menschen. Darum bekämpfte er die Wieder-täufer, die jede staatliche Autorität neben Gott ablehnten.

¹ Es gab aber gerade unter den zürcherischen Landvögten auch sehr weise und beliebte. Zum Beispiel den lebenswürdigen Salomon Landolt, den Gottfried Keller in seiner köstlichen Novelle «Der Landvogt von Greifensee» beschreibt.

² «Das Bild eines wahren Patrioten: Ratsherr Hans Blaarer von Wartensee»

³ Hebr. 12; 6: «...wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.»

Nach dem Glaubensgespräch von 1523 wurde der Kleine Rat oberste Kirchenbehörde und die zwinglianische Kirche zur Staatskirche, was sie bis 1831 geblieben ist. Der örtliche Pfarrer war auch Sittenwächter und damit der verlängerte Arm der Obrigkeit.

Der Adel hatte seit der Brunschen Zunftverfassung keine Sonderrechte mehr. Er war über die «Gesellschaft zur Constafel» mit den gleichberechtigten Zünften in die Regierung eingebunden. Und über die Zünfte wählte das Volk aus den regimentsfähigen Familien die Obrigkeit, die höchste Macht im Staat. Es herrschte Rechtsgleichheit unter den (eingesessenen) Stadtbürgern und in einem gewissen Sinn auch unter der Landbevölkerung. Man verstand sich durchaus republikanisch. Der Staat war eine «*res publica*», eine Angelegenheit der Öffentlichkeit, des Volkes. Es gab im 18. Jahrhundert mehrere Fälle, wo Mitglieder der Regimentsfamilien zur Rechenschaft gezogen und bestraft wurden.

Selbst wenn man Demokratie im heutigen Sinn nimmt (die zu jener Zeit nicht existierte) war Zürich sicher demokratischer als vergleichbare Staatsgebilde im Deutschen Reich, auch demokratischer als Bern, Luzern oder Solothurn. Nicht zu reden vom absolutistischen Frankreich unter Louis XIV.

In einem so wohl geordneten Staat fühlte man sich frei und schätzte die Vorteile als Stadtbürger. Man dankte Gott, dass keine fremde Gewalt über diesem Staat stand und man seine Regenten selber einsetzen konnte, die «*unseres Lands, Herkommens, Geblüts und mit uns einerlei Glaubens sind*».

Und wie hielt man's mit der Landschaft ?

Zürich war ein Stadtstaat mit einem grossen Territorium. Die Landschaft war aber nicht gleichberechtigter Teil davon, sondern städtischer Besitz, den man rechtmässig erworben, bzw. als nicht ausgelöste Pfänder behalten hatte. Die Verwaltung erfolgte darum von der Stadt aus durch Landvögte; meist Stadtbürger, gelegentlich auch Angehörige der ländlichen Oberschicht, und mit grossen Kompetenzen ausgestattet, aber dem Kleinen Rat von Zürich gegenüber verantwortlich. Die ungebildete Bauernschaft erachtete man als nicht regierungsfähig. Sie war – um beim Vergleich mit dem Haushalt zu bleiben – das Hausgesinde, auf das man angewiesen war. Denn es bestellte den Boden zur Versorgung der Stadt und daneben auch für seine eigenen Bedürfnisse, wofür es Grundzinsen zu zahlen hatte. Man musste es beaufsichtigen. Den Bauern gestand man Rechte dort zu, wo es die Versorgung sicherstellte, also in betrieblichen Belangen. Das Landvolk war auch militärisches Rekrutierungspotenzial.

Und in Schlieren ?

Den Schlieremern ging es eine Spur besser. Zwar sassen auch hier die wenigsten Bauern auf eigenem Grund und Boden; die meisten bewirtschafteten ihren Hof als Erblehen. (siehe S. 38). Die grössten Grundbesitzer waren das Kloster Wettingen und das Armenspital in Zürich. Beide waren als Wohltätigkeitsinstitutionen dringend auf Naturaleinkünfte aus dem Grundzins angewiesen; das Spital erhielt zudem den gesamten Zehnten. Die weltliche Macht über die gesamte Dorfgemeinschaft hingegen hatte der Abt von Wettingen inne.

Die Gnädigen Herren von Zürich hatten nur indirekt Einfluss: Über das Spital als Zehnt- und Grundherr, das längst dem Spitalamt des Kleinen Rats unterstand. Dieser ernannte auch die Pfarrer; von 1537 an nur noch reformierte. Ferner waren für Ehestreitigkeiten die örtlichen «Ehegaumer» und in

letzter Instanz das städtische Ehegericht zuständig. Die Sittenmandate der Stadtzürcher Regierung hatten zwar für Schlieren rechtlich keine Gültigkeit. Die Prediger der zwinglianischen Staatskirche dürften dennoch versucht haben, die rigorosen Vorschriften zu Kirchgang und Kleidung durchzusetzen. Ab 1526 hatten die Pfarrer ein Tauf-, Ehe- und Sterberegister, also das Zivilstandsamt, zu führen; eine Aufgabe, die erst 1874 an die politischen Gemeinden überging.

Die Dorfgemeinschaft hatte sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer recht einflussreichen Körperschaft entwickelt. Mit Gemeindeversammlung, Mehrheitsentscheiden und Wahlen sowie eigenen Dorfrichtern war sie urdemokratisch und bildete die Grundlage der heutigen Gemeinde-Autonomie

Man könnte daraus den falschen Eindruck gewinnen, Dorfbewölkerung und Obrigkeit hätten sich als feindliche Blöcke gegenüber gestanden. Der Landvogt in Baden als oberste Instanz wurde aber ebenso häufig von der Grundherrschaft wie von der Dorfgemeinschaft angerufen, wenn es darum ging, eigene Rechte durchzusetzen. Andererseits versuchte auch er, seinen Einfluss zu erweitern, besonders wenn ein Zürcher während seiner 7-jährigen Amtsdauer in Baden residierte.

Die grösseren Spannungen bestanden vielmehr innerhalb der Dorfgemeinschaft selbst, in der sich eine deutliche soziale Schichtung abzeichnete. Die Dorfämter besetzten nur Angehörige der 12 eingesessenen Familien. Sie kämpften ferner gegen eine Schmälerung ihrer Gerechtigkeiten (das sind Anteile an Holzschlag und Weidgang) durch die zunehmende Zahl von Tauern. So nannte man die landarmen oder gar landlosen Tagelöhner und zugewanderten Handwerker. Das landvogteiliche Urteil in einem Rechtsstreit von 1560 ist urkundlich festgehalten und noch 1750 am Jahrgerecht bestätigt worden: Die Tauner durften nur so viel Vieh auf die Gemeineweide bringen, als sie aus ihren Heuvorräten überwintern konnten. In den Gemeindeversammlungen hatten sie das Stimmrecht nur, sofern es nicht um den Wald oder die Höfe der Eingesessenen (um die «Gerechtigkeiten») ging.

Der Widerstand der Eingesessenen war verständlich. Die Bevölkerung wuchs zwar infolge hoher Kindersterblichkeit, Hungersnöten und Epidemien nur langsam. (Für 1634 ergibt eine Zählung 235 Einwohner, für 1755 eine Hochrechnung 400–500.) Dennoch wurde der Raum für neue Bauten innerhalb des bis 1820 eingezäunten dörflichen Siedlungsraums knapp. Der Wohnteil der Bauernhäuser musste darum oft zwei oder mehr Familien als Unterkunft dienen. Die Feldflur als Bauland zu nutzen, war in der Dreizelgenwirtschaft wegen des Flurzwangs nicht möglich. Zehnt- und Grundherren liessen zudem keine Schmälerung ihrer Einkünfte zu. Ganz abgesehen davon, hätten sich damit die Schlieremer auch die eigene, ohnehin knappe Ernährungsgrundlage beschnitten. Sie waren ja bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Selbstversorger, basierend vorwiegend auf Getreide-Anbau, von dessen Ertrag 15–20% als Fremdversorgung an Grundherr und Kirche abzuliefern waren. Gelände und Bodenbeschaffenheit beschränkten den Ackerbau zur Hauptsache auf die Zone zwischen dem Wald und der Landstrasse am Talrand. Schon in früher Zeit hatte man entlang der alten Uitikonstrasse und im Bädental Wald gerodet. Davon zeugen Flurnamen wie «Schlattacher» und «Altholzmätteli». Längst hat der Wald die Rodungen zurückerobert. Die kleingliedrige Parzellierung aber blieb bis zur Privatwaldzusammenlegung 1990 bestehen.

Die Produktion war infolge veralteter Anbaumethoden und Geräte weit geringer als heute. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts war der schwere Aargauerpflug in Gebrauch. Ein Gutachten von 1775 stellte allerdings fest, dass 25 Schlieremer Familien gar kein Zugtier besaßen. Die Ackererträge sanken stetig. Die Brache allein brachte dem Boden zu wenig Erholung. Die Düngung erfolgte sehr extensiv durch das Vieh auf der Stoppelweide und das anschliessende Unterpflügen, ergänzt durch etwas Stallmist. Allerdings war dieser natürliche Kreislauf wegen der Naturalabgaben nicht vollständig. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann man auf der Brache Futterpflanzen und Hackfrüchte anzubauen, wofür das Spital gleich auch Zehnten zu erheben versuchte.

Die Lebensperspektiven auf dem Lande

Zu diesem Thema appelliere ich an Ihre Vorstellungskraft.

Stellen Sie sich vor, Sie seien eine junge, gesunde, kräftige Bauerntochter! Dann wäre Ihr Lebensweg ziemlich genau vorbestimmt: Nimmt ein Mann Sie zur Frau, ist Ihre Existenz gesichert. Sie werden auf seinem Hof – hier im Dorf oder anderswo – all die Arbeit verrichten, die auf einer Bäuerin lastet. Und Sie werden ihm eine rechte Zahl Kinder gebären, die Sie und Ihren Gatten in Ihren alten Tagen versorgen.

Als ledige Jungfer können Sie natürlich auf dem elterlichen (später brüderlichen) Gut bleiben; mehr oder weniger als Magd. Oder Sie verdingen sich auf einem fremden Hof gegen Kost und Logis und ein kleines Handgeld zu Weihnachten. Haben Sie Glück, lässt man Sie dort Ihre alten Tage verbringen; sonst müssten Sie halt ins Armenspital nach Zürich. Dieses bietet Ihnen noch einen andern Weg: Sie arbeiten dort als Laienschwester gegen Kost und Logis und dürfen bis zu Ihrem Tod bleiben. Ein allfälliges Vermögen oder Erbe fiele allerdings an das Spital. (Daher auch der Name «Pfrundhaus».)

Als nachgeborener, jüngerer Sohn können Sie den Hof nur übernehmen, wenn ihr ältester Bruder frühzeitig unverheiratet stirbt (was gar nicht so selten vorkam). Sie können natürlich auf dem Hof bleiben – später samt Ihrer Familie – und ihn gemeinsam mit Ihrem erstgeborenen Bruder bewirtschaften; wohl in eher untergeordneter Stellung. Aber ob das Land für alle genug hervorbringt? In ein Nachbardorf ziehen? Dort werden Sie dann eben ein Tauner sein. So werden Sie sich als Knecht verdingen oder als Tagelöhner durchschlagen müssen. Schliesslich bleiben Ihnen noch die Auswanderung und der Söldnerdienst in einem fremden Heer.

Als Erstgeborener erben Sie den Hof. Wollen Sie Ihren Brüdern wirklich das eben geschilderte, traurige Schicksal zumuten? Also bleibt nur die Teilung des Hofes (auch des Wohnteils im Haus), und das wohl nicht zum ersten Mal in Ihrer Familie. Das bedeutet unter Umständen für alle Erbeteiligten eine nicht mehr existenzsichernde Produktionsfläche. Darum pachten oder kaufen Sie weiteres Land, vielleicht sogar ein aufgegebenes Gehöft. Dazu müssen Sie mit Sicherheit einen Kredit bei einem Stadtbürger oder Landjunker aufnehmen. Sie stürzen sich damit in Schulden. Jahrelange Zinszahlungen – in barem Geld – belasten Sie, treiben Sie in weitere Abhängigkeit oder gar in den Konkurs.

Wo Schmalhans Küchenmeister ist

Die finanzielle Situation der Bauern in heutiger Währung anzugeben, ist wenig aussagekräftig, da Umrechnungskurse und Preisvergleiche fehlen. Die nachfolgende, schematische Berechnung der Broterzeugung ergibt sicher eine konkretere

Vorstellung. Brotgetreide wurde ja jedes Jahr in einer der drei Zelgen angebaut.

Heute isst jeder Schweizer im Durchschnitt ein halbes Pfund Brot im Tag, das sind 90–100 kg pro Jahr. Damals dürften es kaum weniger gewesen sein, denn ausser Hafer-, Gersten- oder Erbsenmus gab es kaum andere Nahrungsmittel, die das Brot ersetzen konnten; Fleisch kam ohnehin nur selten auf den Tisch. Vom Kartoffelanbau wollte das Spitalamt bis 1790 gar nichts wissen, dann entbrannte ein jahrelanger Streit um die Bemessung des Kartoffelzehnten.

Als Basis der folgenden Rechnung dienen die sehr genauen Unterlagen von 1817 für den Zehntenloskauf. Danach mass das gesamte Ackerland in allen drei Zelgen 266 ha und gehörte 84 Haushalten. Daraus nun einen durchschnittlichen Besitz von 3,3 ha Acker zu berechnen, ergäbe aber ein falsches Bild.

Denn von den 266 ha Ackerland besitzen		
42 Familien 85%	226 ha	
42 Familien 15%		40 ha
pro Familie also im Schnitt	5,4 ha	0,95 ha
Fläche in einer Zelg	1,8 ha	0,32 ha
Um 1800 durfte man in guten Jahren bei Brotgetreide (vorwiegend Dinkel, teilweise Roggen, wenig Weizen) mit dem 5fachen Ertrag aus dem Saatgut rechnen, d.h. 1000 kg/ha (heute 6000 kg/ha – das 40fache des Saatguts!)		
Dinkelernte (100%)	1800 kg	320 kg
davon gehen weg:		
1/5 für Saatgut	-360 kg	-64 kg
1/10 für den Zehnten	-180 kg	-32 kg
mind. 1/20 für den Grundzins	-90 kg	-16 kg
bleiben für Eigengebrauch	1170 kg	208 kg
entspelzt+gemahlen (95%)	1112 kg	198 kg
Brot (0,75 kg Mehl für 1 kg)	1482 kg	264 kg
Diese Brotmenge reicht für	16 Pers.	knapp 3 Pers.

3-Personen-Familien gab es aber kaum, schon gar nicht in den ärmeren Bevölkerungsschichten. Für eine zureichende Ernährung einer durchschnittlich 6-köpfigen Familie war ein Hof mit total 3,5 ha nötig. Die der Rechnung zugrunde gelegte Dinkelernte gilt für ein gutes Jahr. Wehe, wenn schlechtes Wetter sie beeinträchtigte, wie anno 1816/17! Nicht berücksichtigt sind ferner «Zahlungen» (in Naturalien!) an den Müller, den Wagner, den Schmied, den Sattler für deren Arbeit.

Die Hälfte der Schlieremer Bevölkerung war also arm; viele Familien lebten sogar unter dem Existenzminimum. Da war man froh um ein paar «Batzen» aus einem gelegentlichen Nebenverdienst mit Heimarbeit für die Zürcher Seidenherren. Im Limmattal gab es aber nie eine Heimarbeiter-Industrie wie etwa im Zürcher Oberland.

Was machte übrigens ein Bauer mit einem Überschuss? Er verkaufte ihn innerhalb der Dorfgemeinschaft, vielleicht auch dem Kloster oder dem Spital. Als einzige Abnehmer konnten diese natürlich den Preis drücken. Einen freien Handel gab es nicht, den kontrollierten die städtischen Zünfte.

Sicher erhielten die Schlieremer Kenntnis von der Grossen Revolution und von der Abschaffung der Zinsen und Zehnten in Frankreich. Von durchreisenden Händlern und Soldaten in fremden Diensten (vielleicht sogar aus der eigenen Familie). Aus der Zeitung kaum (sofern man überhaupt eine solche bezog); denn diese mieden aus Zensurgründen solch brisante Nachrichten.

Ein neues Menschenbild

Wenn sich für die Landbevölkerung etwas ändern sollte, dann nur mit einem völlig neuen Menschenbild, einem anderen als das vom «unmündigen» Bauern.

Diese Änderung kam im 18. Jh. mit jener geistigen Strömung, die wir heute «Aufklärung» nennen. Sie war die vorläufig letzte Stufe einer Entwicklung, die im 14. Jahrhundert in Italien ihren Anfang genommen hatte. Künstler und eine breit gebildete Laienschaft liessen die Antike der Griechen und Römer, ihrer Vorfahren, wieder aufleben. Daher kommt der Name dieser Epoche: «Renaissance» (Wiedergeburt). Die katholische Kirche des Mittelalters sah sich als alleinige Wegbereiterin, den Menschen – seit dem Sündenfall dem Bösen ausgeliefert – aus dem irdischen Jammertal in ein paradiesisches Jenseits zu führen. Die Renaissance wollte einen Menschen, der sich im Diesseits entfaltet, harmonisch, selbständig, umfassend gebildet. Es war die Zeit von Universalgenies wie Leonardo da Vinci. Weil ihnen der «Mensch das Mass aller Dinge» war, nannten sich die Gelehrten Humanisten.

Am Ende dieser ersten Phase setzte die Reformation ein.



100 Jahre nach der Reformation zeichnete der Pfarrer von Dättlikon bei Winterthur dieses Schema der drei Stände in die Chronik: Beachten Sie den wesentlichen Unterschied zur Zeichnung auf Seite 33! Nach der Reformation ist es nicht mehr Gott, der diese Ordnung schafft, sondern – im Zeitalter des Humanismus – der Mensch. Und kein «Du sollst!» Jeder spricht für sich: Der Pfarrer (nun als Gelehrter): «Ich bätt für eüch alle», der Kaiser als oberste weltliche Macht: «Ich streitt für eüch alle». (Die Schweiz gehörte bis zum Westfälischen Frieden 1648 völkerrechtlich zum Deutschen Kaiserreich!) Und der Bauer sagt: «Ich ernähr eüch alle».

Noch gründlicher erschüttert wurden die Dogmen der katholischen Kirche in der Epoche der Entdeckungen und Weltumsegelungen. Nun war bewiesen: Die Erde war eine Kugel; und sie war nicht Mittelpunkt der Welt, sondern drehte sich wie andere Planeten um die Sonne und nicht umgekehrt. Kopernikus (1473–1542) wusste sehr wohl, warum er

diese Erkenntnisse erst wenige Tage vor seinem Tode veröffentlicht liess. Galilei (1564–1642) musste für die Bestätigung dieser ketzerischen Lehre seine zweite Lebenshälfte lang dafür büssen. Er wurde erst 1992(!) vom Papst rehabilitiert. Aber Galileis moderne wissenschaftliche Methode, die Theorie durch das quantitative Experiment zu beweisen, hat eine gewaltige Entwicklung ausgelöst. Das 17. und 18. Jahrhundert wurden das Zeitalter der Naturwissenschaften.

Welch geistiger Wandel sich innert einem halben Jahrtausend vollzogen hatte, lässt sich kaum besser verdeutlichen als mit der Gegenüberstellung zweier Aussprüche: Das alte kirchliche Bekenntnis des Anselm von Canterbury (1034–1109) «*Credo, ut intelligam.*» (Ich glaube, um zu verstehen) und das des Mathematikers und Philosophen René Descartes (1596–1650) «*Cogito, ergo sum.*» (Ich denke, also bin ich). An die Stelle der «*fides*» (Glaube) trat die «*ratio*», der Verstand. Rationalismus nennt man darum diese zweite Phase.

Viele Gelehrte Europas wollten das kritische, verstandesmäßige Denken nicht auf die Naturwissenschaften beschränkt sehen. Die menschliche Vernunft sei fähig, alle Fragen des Lebens zu beantworten. Als vernunftbegabtes Wesen könne sich jeder Mensch am Zusammenleben der menschlichen Gesellschaft, also am Staat, beteiligen.

Die Aufklärung in Zürich

Als Wegbereiter der Aufklärung gilt der Engländer John Locke (1632–1704). Aufgrund der Sprache und den langjährigen kulturellen Beziehungen beschäftigten sich die Schweizer Gelehrten vornehmlich mit den französischen Aufklärern: Mit Diderot und seiner «*Encyclopédie*», einem Lexikon des gesamten Wissens jener Zeit und Grundstein für die Überzeugung, dem menschlichen Erfinder- und Entdeckergeist seien keine Grenzen gesetzt. Mit Montesquieu, der die Dreiteilung der Staatsgewalt in gesetzgebende, ausführende und richterliche Behörde forderte. Weniger mit Voltaire und seinen Angriffen auf den Absolutismus des Königs und die katholische Kirche, wofür es in Zürich ja keinen Anlass gab. Grosse Anhängerschaft fand der Genfer Jean Jacques Rousseau mit seinem «*Contrat social*», dem Entwurf einer modernen Demokratie, und später mit seinem schwärmerischen «*Retour à la Nature*». Seine Vorstellungen von einer natürlichen Erziehung beeinflussten Heinrich Pestalozzi (1746–1827).

Die Universitäten waren im Hochmittelalter aus den Dom- und Klosterschulen hervorgegangen, da nur die Kirche und die Orden über gebildete Lehrpersonen verfügten. Darum thronte die Theologie über allen Fakultäten. Das war am «*Carolinum*», dem einstigen Chorherrenstift und Priesterseminar am Grossmünster, nicht anders. Dort studierten die zürcherischen Aufklärer. Es darf uns also nicht wundern, dass sie vorerst Theologen waren und sich erst dann – oft autodidaktisch – der Philosophie, Geschichte und Dichtung, den Naturwissenschaften und der Medizin zuwandten. Einige wenige Namen müssen genügen: Die Zürcher Joh. Jak. Scheuchzer, Joh. Jak. Bodmer, Conrad Gessner, Joh. Casp. Lavater. Der Berner Albrecht von Haller und Horace-Bénédict de Saussures aus Genf widmeten sich der Erforschung der Alpen. Selbst die Basler Mathematiker Bernoulli und Euler waren ausgebildete Theologen. Manche lehrten an den Universitäten von Berlin und St. Petersburg. Sie korrespondierten mit Gelehrten aus aller Welt und empfingen illustre Gäste; so traf sich u.a. Goethe mit Lavater. Zürich erlebte

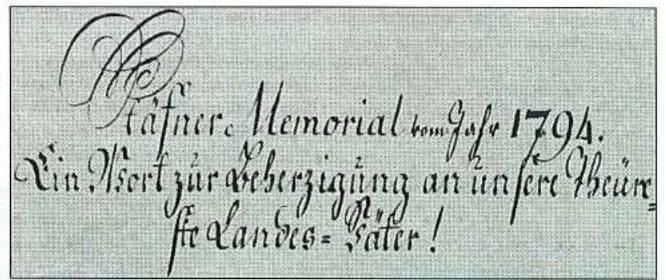
im 18. Jahrhundert eine geistige und kulturelle Blüte wie nachher nie mehr.

Um so seltsamer berührt das sture Festhalten der städtischen Regimentsfamilien an einer völlig veralteten Regierungsform, natürlich wegen ihrer Privilegien. Die Gnädigen Herren standen den neuen Gedanken misstrauisch gegenüber; die bedrohlichen Nachrichten aus Frankreich liessen sie überreizt handeln. So im Falle des «Stäfner Memorials». Dabei zeigen schon der Titel und das Vorwort, dass damit in keiner Weise ein Sturz der Regierung beabsichtigt war. Diese besetzte jedoch Stäfa mit 3000 Soldaten. Über den Initianten Johann Caspar Pfenninger verhängte sie das Todesurteil, schickte ihn dann aber in die Verbannung. Viele seiner Anhänger wurden mit lebenslangem Gefängnis bestraft.

Es mag verwundern, dass auch die vielen Gelehrten nichts zur Veränderung unternahmen. Vergessen wir nicht: Sie selber waren in patriarchalischen Familien und im zwinglianischen Geist aufgewachsen!

Zudem bestand in Zürich noch immer die von Zwingli geforderte Zensur. Selbst der angesehene Joh. Casp. Lavater musste seine «Evangelischen Betrachtungen» den Behörden einreichen, die sie dann «billigten» oder wenigstens «nichts dagegen hatten». Die Zensur vermochte allerdings den Zustrom ausländischer Schriften und Zeitungen nicht zu verhindern.

So hüteten sich denn die Gelehrten, dem Regiment mit aufklärerischen Gedanken öffentlich entgegenzutreten. Sie zogen es vor, wissenschaftliche Zirkel zu gründen wie die «Naturforschende Gesellschaft», in denen Gleichgesinnte diskutierten. Besondere Bedeutung kam der «Ökonomischen Kommission» zu, die Vorschläge zur Verbesserung der Landwirtschaft veröffentlichte; was ganz im Sinne der Obrigkeit lag. Die Schriften stellten allerdings zu hohe Ansprüche an die Lesefertigkeit des Landvolks. Seit der Stadtarzt Hirzel den «Kleinjogg», den Musterbauern Jakob Guyer, in einem Buch «gross herausgebracht» hatte, galt es in gehobenen Kreisen als chic, mit dem Reformbauern über landwirtschaftliche Neuerungen zu diskutieren und sie auf den eigenen Landsitzen anzuwenden. Auch in Schlieren hörte man sicher von Kleinjogg; sein Musterhof in der Katzenrüti lag ja grad ennet dem Gubrist. Aber die Dreifelderwirtschaft liess viele seiner Vorschläge gar nicht zu.



... Es sind vielleicht wenige, vielleicht kein einziger, der nicht unsere Regierungsform für eine Republik als die beste und zweckmässigste anerkennt, und keiner, der nicht die Konstitution von Zürich über alles erhebt, weil sie dem Bürger alle Rechte des Erwerbs zugesteht und ihn vor willkürlicher Regierung und drückenden Auflagen sichert und alle Stände ins Gleichgewicht setzt. Nur bedauert es jeder Landmann, dass diese Konstitution innerhalb der Mauern der Stadt vergraben und das Landvolk davon ausgeschlossen ist ... Gebt uns eine Konstitution, die den Bedürfnissen des Landes angemessen ist, und sorget für deren Garantie! ...



Der Sturm fegt über unser Land

Damit die Menschenrechte endlich allen Bevölkerungsschichten zuteil wurden, hat es der Brutalität des Einmarsches und der Besetzung durch französische Truppen bedurft. (Bezeichnenderweise fehlt in allen Proklamationen das dritte der drei Schlagworte der Französischen Revolution: die «Fraternité», die Brüderlichkeit, die Menschlichkeit.)

Die 13 Alten Orte waren bis zum letzten Moment uneinig, ob man sich militärisch rüsten sollte oder ob dies Napoleon nicht erst recht provozierte. Die Berner wehrten sich, die eidgenössische Hilfe kam zu spät. Auch die Nidwaldner kämpften auf verlorenem Posten. Die Zürcher Regierung bot in ihrer Überstürztheit ein erbärmliches Bild:

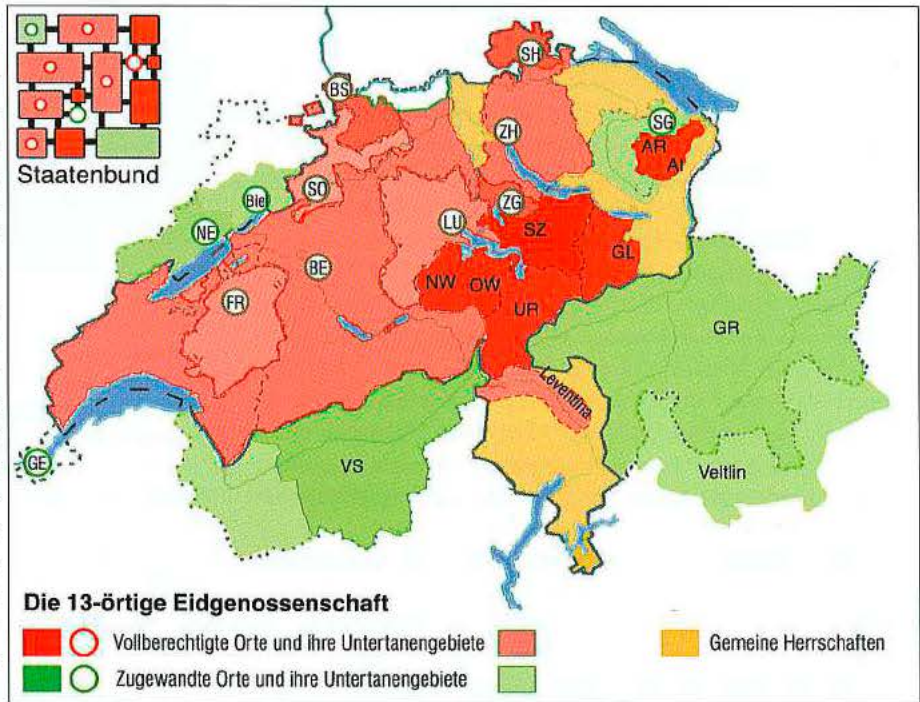
- Am 29./30. Dezember 1797 gewährte sie den im Stäfner Handel Verurteilten Amnestie.
- Am 5. Februar 1798 erklärte sie Stadt und Land für gleichberechtigt.
- Am 21. Februar trat ein Parlament zusammen.
- Am 15. März bildete man eine neue Regierung.
- Am 29. März beschwor man im Grossmünster die neue helvetische Verfassung; und trotzdem rückten ...
- am 26. April die französischen Truppen in Zürich ein und holten wie schon in Bern den Staatsschatz ab; später auch noch das Zunftsilber.

Zudem forderte der Oberkommandierende General Schauenburg von den Regimentsfamilien hohe Geldsummen (Kontributionen). Denn wie er in der Einleitung zu seiner ersten Proklamation schrieb,

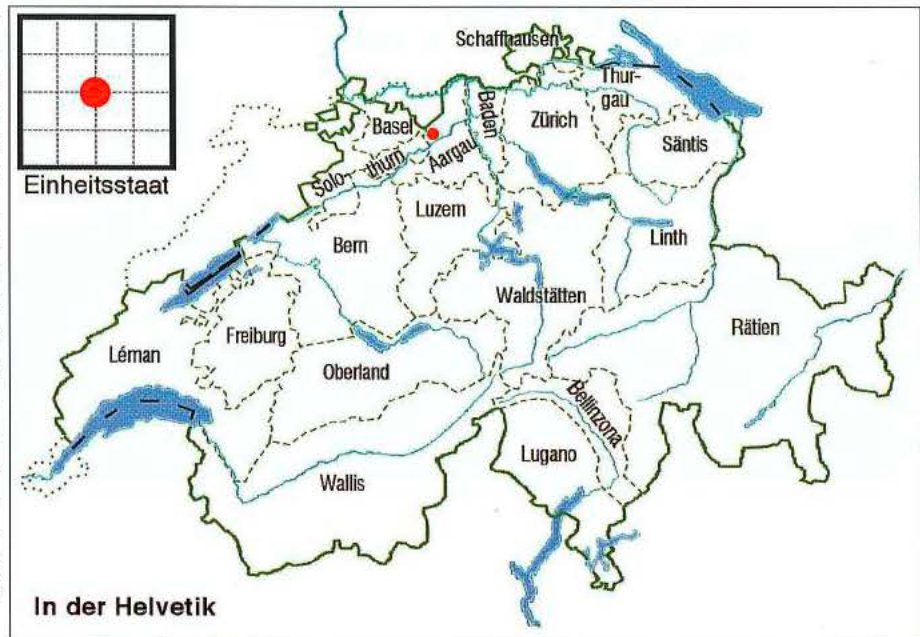
«... ist es nur gerecht, dass der Französische Staat rasch Schadenersatz erhalte für die beträchtlichen Kosten, die die Entsendung von Truppen verursacht hat, um die Freunde der Freiheit zu schützen und den Provokationen der Oligarchie [der herrschenden Elite] entgegenzutreten.»

Gross war natürlich die Freude auf der Landschaft, auch im Limmattal. Die Oberengstringer und die Dietiker richteten Freiheitsbäume auf. Wie lange hat wohl der grüne Kranz auf der Stange im Winde geschaukelt? Schneller als erwartet kehrte sich nämlich die Freude in Enttäuschung und Zorn. Die französischen «Befreiungstruppen», die man einzuquartieren und zu versorgen hatte (im Limmattal 2800 Mann), erwiesen sich als Plünderer und Gewalttäter. Schlieren und Dietikon wurden 1799 während der Schlachten bei Zürich noch zusätzlich hart getroffen. Die Bevölkerung hatte alles Vieh und die gesamte Ernte den Truppen General Masséna – an die 8 000 Mann – abzuliefern, bevor diese am 24. September beim Schäfli bach die Limmat überquerten.

Die alte Eidgenossenschaft war ein Staatenbund, in den die einzelnen vollberechtigten Orte wie auch die zugewandten durch bilaterale und multilaterale Verträge eingebunden waren. Jedes Mitglied war völlig souverän, durfte z. B. mit ausländischen Herrschern Bündnisse abschliessen. Den 5 überwiegend katholischen «Ländern» standen acht wirtschaftlich starke, mehrheitlich reformierte Städteorte gegenüber. Da stand der Wille zur Konsensfindung nicht im Vordergrund. Die jährlich abgehaltene Tagsatzung war nicht übergeordnetes Organ, da ihre Beschlüsse für die Orte nicht verbindlich waren. Man regelte in erster Linie Angelegenheiten in den Gemeinen Herrschaften. Einig war man sich nur in einem Punkt: An den für alle Regierungen vorteilhaften Zuständen durfte nicht gerüttelt werden.



Die Helvetische Republik war ein Einheitsstaat nach dem Vorbild Frankreichs, eingeteilt in «cantons», womit erstmals in der Schweizergeschichte der Begriff «Kanton» auftaucht. Die Einteilung erfolgte über traditionelle Grenzen hinweg nach revolutionär-napoleonischen Prinzipien: Bisherige Untertanengebiete machte der Korse zu gleichberechtigten Kantonen, so auch die Landvogtei Baden mit der Gerichtsbarkeit Wettingen, zu der eben Schlieren gehörte. Wer sich ihm entgegengestellt hatte, wurde hingegen bestraft: Bern verlor grosse Gebiete, Nidwalden wurde mit den andern Urkantonen zu einem einzigen Kanton vereinigt. Genf und Neuenburg schlug Napoleon zu Frankreich, das Veltlin zur «Cisalpinischen Republik» (Italien).



Noch viel wichtiger als diese geografischen Änderungen waren die rechtlichen Neuerungen:

Keine Vorrechte des Standes oder des Ortes mehr, Abschaffung der Untertanengebiete, Aufhebung der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, Abschaffung der Zünfte, Trennung der gesetzgebenden von der ausführenden und der richterlichen Gewalt, allgemeines Wahlrecht (für Männer), Niederlassungsfreiheit, Glaubens-, Meinungs- und Pressefreiheit, Abschaffung des Zehnten (letztere allerdings mehr auf dem Papier).

Alle diese Forderungen der Aufklärung und der Französischen Revolution sind durch alle Wirren des 19. Jahrhunderts bis heute gültig geblieben; manchmal arg missachtet, immer wieder erkämpft. Sie bildeten sozusagen den Rohbau eines Staatsgebäudes, das unsere Vorfahren nach und nach mit alten, überlieferten, freiheitlichen Rechten nach unseren schweizerischen Gewohnheiten ausgestattet haben, und an dem wir auch heute noch mitarbeiten dürfen und sollen.

Die beiden so gegensätzlichen Staatsformen bestimmten die Vorgänge in der Schweiz in den anschliessenden 50 Jahren, in deren Verlauf sie ihre eigene Lösung fand. Auf der einen Seite kämpften die Föderalisten (von lat. *fœdus*, das Bündnis) für die alten Zustände; später dann in gemässigerer Weise als Konservative (die «Bewahrenden»). Auf der andern Seite sahen die Unitarier (von franz. *unité* = Einheit) oder Zentralisten das Heil nur in einer einheitlichen und darum wirtschaftsfreundlichen Verfassung. Darum finden wir unter ihnen viele Kaufleute und Unternehmer aus Stadt und Land, von denen sich später die Liberalen und die Radikalen abspalteten. Je mächtiger und extremer sich im Hin-und-Her die eine Partei gebärdete, desto stärker wurde jeweils die Gegenseite. Nach anfänglichen, unerbittlichen Richtungskämpfen, bewegten sich aber die Extreme nach und nach gegen eine gemeinsame Mitte; und man fand sich schliesslich im gut eidgenössischen Kompromiss der Bundesverfassung von 1848.

Der Glanz der Grossen Revolution schwindet

Viele der von den Bauern erhofften Erleichterungen blieben blossе Versprechen oder wurden wieder rückgängig gemacht. Nur der kleine Zehnten wurde abgeschafft (was den Schlieremern überhaupt nichts brachte, da sie sich schon 1643 davon losgekauft hatten). Den grossen Zehnten führte die helvetische Regierung 1800 wegen Geldnöten wieder ein. Wählen durfte das Volk gerade einmal, und erst noch indirekt: nämlich die eine Hälfte der Wahlmänner (je einen pro hundert Bürger), die andere Hälfte wurde zugelost. Die Wahlmänner wählten ihrerseits das Bundesgericht, den Senat und den Grossen Rat (Legislativen) sowie das Direktorium (die Exekutive). Dieses bestimmte die Regierungsstatthalter (in Zürich wurde das Joh. Casp. Pfenninger), diese wiederum die Bezirksstatthalter. Die letzteren setzten die Gemeindevorsteher ein, die «Agenten». In Schlieren war das ein Conrad Bräm, Besitzer des Hauses Badenerstr. 18. Sein Vater war noch Ammann des Klosters Wettingen gewesen. Diese Ämterbesetzung «von oben» widersprach den demokratischen Wahlgewohnheiten der Dorfgemeinschaften.

Viele Gemeinden hatten die neue Ordnung zum Anlass genommen, Allmendland privat aufzuteilen und zu kultivieren und den Zehnten nicht mehr zu zahlen. Das wurde von den helvetischen Behörden gestoppt. Die Schlieremer hatten nicht dazu gehört; denn das Spital bezog im Kriegsjahr 1799 keinen Zehnten. Und «in Anbetracht der unerhörten Requisitionen der Franzosen und den Schäden, die sie in der Gemeinde angerichtet hatten,» stundete das Spital der ausgeraubten und völlig verarmten Gemeinde die Schulden für zwei Jahre.

Im Urteil eines Zeitgenossen bestanden Senat und Grosser Rat aus Männern ohne Erfahrung für das Amt, ohne Kultur und Bildung, ja sogar aus Analphabeten. Sie erliessen eine Flut von Gesetzen von teilweise weitreichender Bedeutung: Abschaffung der Binnenzölle, der Folter und der Zünfte; mit der Durchführung jedoch haperte es. Ebenso mit dem Aufbau eines einheitlichen Rechtssystems.

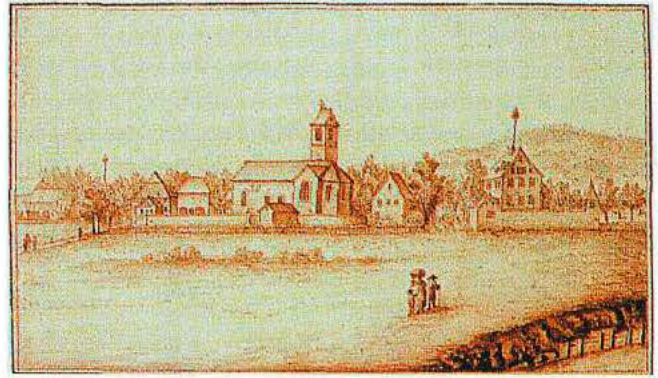
Es gab auch helle Köpfe wie Hans Conrad Escher (der spätere «von der Linth»), Paul Usteri oder der Erziehungsminister Philipp A. Stapfer. Dieser plante schon damals eine moderne Volksschule mit Handarbeits-, Haushalt- und Turnunterricht; aber dazu fehlte wie für vieles andere dem Direktorium das Geld.

Das einzige, was einigermaßen funktionierte, waren die ehemaligen, gut organisierten Dorfgemeinschaften, obwohl diese in Munizipalgemeinden (heute politische Gemeinden) umgewandelt wurden, in denen Eingessene, Zugewanderte und Landlose die gleichen Rechte besaßen.



1799 wurde die Helvetik in die Kriege der Grossmächte verwickelt. Die helvetische Legion, zu der auch Zürcher Scharfschützen gehörten, kämpften gegen Österreich unter der republikanischen Fahne, die dieser Zürcher Fähnrich hält. (Miniatur nach einer Zinnfigur)

Napoleon «vermittelt»



Das Errichten von Freiheitsbäumen – hier auf dem Dach des Pfarrhauses Dietikon – ebenso wie ihr Umlegen widerspiegelte die jeweils vorherrschenden politischen Sympathien im Dorf.

Das Verhalten der französischen Besatzungsmacht hatte das Vertrauen in die helvetische Regierung untergraben. So fehlte dem neuen Staat nicht nur das Geld, sondern auch die Autorität. Zwischen 1800 und 1802 erfolgten nicht weniger als fünf Staatsstreichе, Umsturzversuche gegen die helvetische Regierung und umgekehrt. Das Direktorium konnte sich nur dank der französischen Truppen halten. Da nützten Napoleon seine bekannten Tobsuchtsanfälle auch nichts mehr. Im August 1802 zog er seine Truppen aus der Schweiz ab; sein erster Schachzug. Es geschah, was er erwartet hatte: Die Föderalisten versammelten sich zu einer Tagsatzung nach Schwyz und schufen am 27. Sept. 1802 eine neue Verfassung. Das Direktorium stand mit dem Rücken zur Wand – nur die Waadt hielt noch zu ihm – bereit zur Flucht nach Savoyen. Am 4. Oktober marschierten die französischen Truppen wieder ein. Dann folgte Napoleons zweiter Schachzug: Im November rief er, nunmehr Konsul auf Lebzeiten und Alleinherrscher (um nicht das Wort «Tyran» zu verwenden) eine Delegation zur «Helvetischen Consulta» nach Paris.

In Flugblättern liess er verkünden: «Seit zwei Jahren bietet Ihr ein betrübliches Schauspiel. Ihr habt Euch gestritten, ohne Euch zu verstehen; wenn man Euch weiter gewähren lässt, werdet Ihr Euch drei Jahre lang töten, ohne Euch besser zu verstehen. Eure Geschichte beweist, dass Eure inneren Kriege nie anders als durch das Eingreifen Frankreichs endeten(!) ... Ich will der Vermittler [«médiateur»] Eures Streits sein.»

Die 60 Delegierten – unter ihnen Heinrich Pestalozzi – waren mehrheitlich Zentralisten, die natürlich auf die Unterstützung Napoleons zählten. Über zwei Monate lang debattierten sie. Auch das hatte Napoleon erwartet. Am 19. Februar überreichte er der «Consulta» einen fertigen Vertragsentwurf, die Mediationsakte. Zum Erstaunen und Schrecken der Zentralisten war sie föderalistischer als die Föderalisten es sich je träumen liessen. Bonaparte erklärte dazu:

«Ihr Schweizer! Die Natur hat Euch zum Staatenbund, zum Föderalismus bestimmt, sie besiegen zu wollen, kann nicht Sache eines weisen Mannes sein. Ich spreche zu Euch, als wäre ich selbst ein Schweizer. Ich selbst bin ein geborener Bergbewohner ... Wer kann es leugnen, dass die Waadtländer und die Bewohner der ganz kleinen Kantone ganz verschiedene Menschen sind ... Für kleine Staaten ist der Staatenbund ungleich vorteilhaft ... Niemals werden sich die Kinder Tells einer Regierungsform unterwerfen, die weniger frei macht als vorher...»

Das war nun wirklich den Leuten den Honig ums Maul geschmiert. Dahinter steckte eine klare Strategie Napoleons: Für den bevorstehenden Angriff auf Österreich, Preussen und letztlich Russland konnte er keinen ständigen Unruheherd im Herz Europas brauchen, der ihm womöglich dringend benötigte Truppen band. Nur eine zufriedene, aber völlig von Frankreich abhängige Schweiz bot Garantie. Napoleons Worte bei der Verabschiedung der Consulta-Teilnehmer: *«Ich werde nie einen andern Einfluss in der Schweiz dulden als den meinigen, und sollte es mich 100 000 Mann kosten»*, entlarven den wahren Charakter dieses machtbessenen Mannes. Hätte er diese Drohung wahrgemacht, wären wir heute eine (arme) Provinz Frankreichs, für die alles weit weg in Paris entschieden würde: Löhne, Steuern, Sozialleistungen, Strassen- und Schulhausbau, Schulsystem, sogar die jährlichen Prüfungsaufgaben; und wir wären – ohne Volksentscheid! – in der NATO und in der EU.



Titelseite und letzte Seite der Mediationsakte mit den Unterschriften.

Von französischer Seite signierten unter anderem:

Napoleon Bonaparte,
und der berühmte Talleyrand
(Aussenminister)

Von Schweizer Seite erkennt man neben anderen:

Louis d'Affry,
(erster Schweizer Land-
ammann)

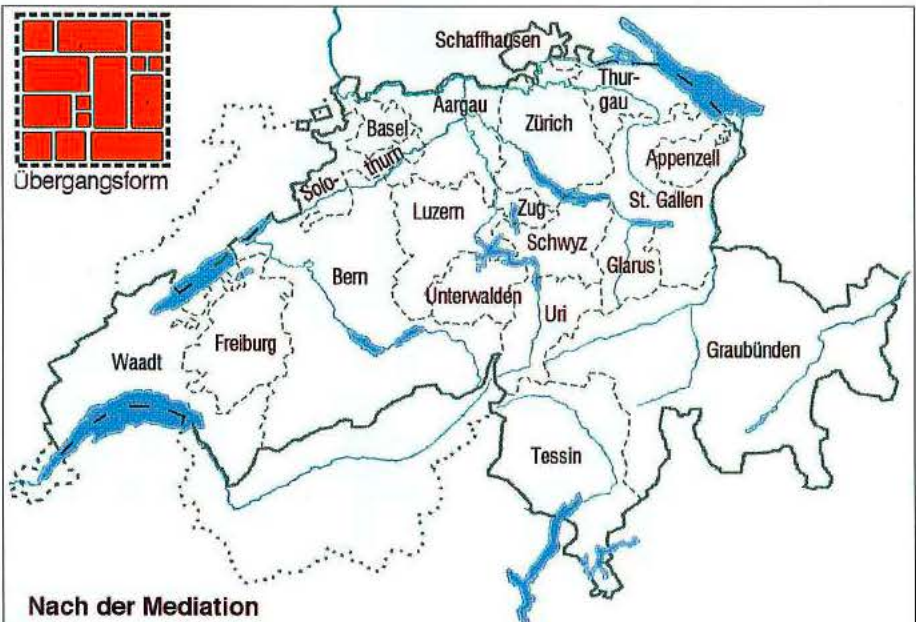
Hans von Reinhard
(letzter Landvoigt in Baden
Regierungsstatthalter in
Zürich)

Paul Usteri
(Mitglied des Direktoriums)
Philipp A. Stapfer
(eidg. Erziehungsminister)

Die Mediationsakte stellte die Souveränität der 13 Alten Orte wieder her, beliess aber die einstigen Untertanengebiete als selbständige Kantone: Waadt, Thurgau und Tessin und Aargau (inkl. Ct. Baden und Fricktal). Graubünden und St. Gallen kamen als neue Kantone dazu. Da seit 1798 die Klöster aufgehoben waren, kamen Schlieren als städtischer Zehnten und das mehrheitlich reformierte, kirchlich mit dem zürcherischen Urdorf gekoppelte Dietikon zum Kanton Zürich.

Genf, das Wallis, Neuenburg und den jurassischen Teil des Bistums Basel verleihte sich Frankreich ein. Die Eidgenossenschaft war nun abermals ein loser Staatenbund von 19 Kantonen; allerdings mit einer massgebenden Spitze: dem Landammann der Schweiz. Dieses Amt übten reihum die Bürgermeister der Kantonshauptstädte von BE, BS, FR, LU, SO und ZH aus.

Nebst dem Landammann bestanden die Bundesbehörden aus der Tagsatzung und einer eidgenössischen Kanzlei, die jeweils beim Wechsel des Vorortes mit einigen Kutschen umzog. Der Bund bekam zwei wesentliche Kompetenzen: Er verfügte über ein Bundesheer aus kantonalen Truppenkörpern und führte die Aussenpolitik. Auf diese beiden Gebiete beschränkte sich auch die Macht der Tagsatzung. Den Kantonen stand das Recht zu, sich eine Verfassung nach eigenem Ermessen zu geben. Es war ihnen jedoch verboten, unter sich oder mit dem Ausland Verträge abzuschliessen. Die freiheitlichen Neuerungen der Französischen Revolution (d.h. der Aufklärung) blieben (zum Teil nur auf dem Papier) erhalten: Alle Bürger waren vor dem Gesetz gleich und besaßen das aktive und passive Wahlrecht. Sie durften sich ohne Restriktionen an einem Ort ihrer Wahl niederlassen; Meinungs-, Handels- und Gewerbefreiheit waren gewährleistet und – es gab ein Schweizer Bürgerrecht.



Da war aber auch eine düstere Kehrseite: In einem zusätzlichen Allianzvertrag, ohne den die Mediationsakte keine Gültigkeit erlangt hätte, musste mit Frankreich eine sog. Militärkapitulation abgeschlossen werden, die Napoleon das Recht gab, 16 000 Soldaten in der Schweiz anzuwerben und sie in ganz Europa einzusetzen; im Falle eines Angriffs auf das französische Staatsgebiet sogar weitere 8 000 Mann. Der Vertrag enthielt auch wirtschaftliche Bestimmungen, um die schweizerische Textilindustrie völlig in das französische Wirtschaftssystem einzugliedern. Was vorerst nur auf dem Papier stand, offenbarte seine Folgeschwere erst, als sich die europäischen Grossmächte unter Führung Englands zum Schlusskampf gegen Napoleon zusammenschlossen. Die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre (Ein- und Ausfuhrblockade) gegen England, einem wichtigen Handelspartner der Schweiz, hatte für die Textilindustrie und die Gebiete mit Heimarbeit (Zürcher Oberland) katastrophale Folgen.

Aufgrund der Mediationsakte kehrten die Landsgemeinde-Orte UR, NW, OW, SZ, GL, ZG, AI und AR sofort zur Demokratie zurück; die Stadtkantone Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn zu ihrer alten, nur wenig gemilderten Aristokratie. Der Kanton Aargau blieb bei seiner repräsentativ-demokratischen Verfassung aus der Helvetik und bewahrte damit einen gewissen freiheitlichen Geist.

«Meine Gnädigen Herren prügeln wieder scharf»

So spottete Hans Conrad Escher von der Linth, Aristokrat, aber überzeugter Liberaler, über die neue Regierung des «Kantons» Zürich. Denn die rund 80 alten Regimentsfamilien der Stadt Zürich taten sich schwer, sehr schwer, die politischen Rechte mit der Landbevölkerung zu teilen. Jahrhundertlang in der Erhaltung von Macht geübt, gelang ihnen die Restauration der vorrevolutionären Zustände. (Danach benennt man die Zeit von 1803–1830). Dies unter arger Strapazierung alter, verbrieftter Rechte und der Auflagen der Mediationsakte. Aktives und passives Wahlrecht blieben zwar gewährleistet, aber die Macht blieb in den Händen der Besitzenden. Sie setzten einen hohen Zensus an: Nur wer Grundeigentum oder ein Vermögen von 500 Franken besass, konnte 65 der 195 Mitglieder des Grossen Rats direkt wählen. Die restlichen Mandate wurden unter 260 Kandidaten ausgelost, die ihrerseits über ein Vermögen von mindestens 20 000 Franken verfügen mussten. Der Zensus hatte insofern eine gewisse Berechtigung, als alle Behörden für ihr Amt finanziell selbst aufkommen mussten. Mit den Finanzen gingen sie sehr haushälterisch um; die ausgeraubte Staatskasse füllte sich bald wieder.

Der Grosse Rat setzte sich schliesslich wie folgt zusammen: die 11 000 Stadtbewohner hatten 75 Sitze
die 182 000 Landbewohner erhielten 120 Sitze.

Die Gegner der Französischen Revolution besaßen ein Übergewicht von 30 Stimmen. Vordergründig war der Grosse Rat (≈ Kantonsrat) das höchste Organ, da er Gesetze erlassen konnte. Die eigentliche Regierungsgewalt übte der Kleine Rat aus (≈ Regierungsrat). Dort sassen 15 Stadtzürcher und 10 von der Landschaft (keiner aus dem Limmattal!); nur fünf Kleiräte konnte man als Vertreter der neuen Ideen bezeichnen.

Wer derart fest im Sattel sitzt, kann bedenkenlos drauflos galoppieren. Man kehrte zur Folter und zur Todesstrafe zurück; sogar zum Tod auf dem Rad – eine Todesstrafe, die seit 1628 nie mehr angewandt worden war. Im Dezember 1803 wurden durch eine neue Schulordnung die Bildungsmöglich-

keiten des Landvolks massiv eingeschränkt, dafür auf ihre Kosten ein Landjägerkorps geschaffen. Ferner sollten weiterhin die mittelalterlichen Feudallasten die Steuerprivilegien der Stadtaristokratie sichern. Machten doch die gesamten Zehnten- und Grundzinseinnahmen der Stadt fast 50 % der laufenden jährlichen Einnahmen aus. Ein neues Ablösungsgesetz von 1803 verdreifachte die Zehnten-Ablösungssummen. Zudem konnten sich nur ganze Gemeinden loskaufen, und das auch nur, wenn die doppelte Mehrheit der Pflichten mit dem doppelten an Landbesitz einverstanden war.⁴

Um das durchzusetzen, scheute sich die Obrigkeit nicht, zusammen mit eidgenössischen Truppen gegen protestierende Bauern – diesmal vom linken Seeufer – militärisch brutal vorzugehen. «Alle Rebellen mit einer Waffe in der Hand sind sofort zu erschiessen und Frauen und Kinder als Geiseln zu nehmen», lautete der Befehl. Dieser «Proberstein der neuen Verfassung» erfüllte seinen Zweck: Für die nächsten 20 Jahre herrschte Grabesruhe im Kt. Zürich. Nun konnte man das Begonnene vollenden: Nach dem Bundesvertrag von 1815 (siehe S. 64) wurde der Grosse Rat auf 212 Mitglieder erweitert, der 130 neue Mitglieder selbst ernannte. Der Zensus blieb. So standen 133 Stadtvertretern, die 5% der gesamten Bevölkerung repräsentierten, gerade mal 79 Landschäftler gegenüber. Als Stützen der städtischen Vorherrschaft setzte man Bezirksstatthalter ein, später Oberamtänner genannt, ausschliesslich Stadtbürger. Sie waren mit richterlichen und exekutiven Vollmachten ausgestattet wie einst die Landvögte. Für die Armenfürsorge und die Schule hatten die Gemeinden aufzukommen. Die Aufsicht übernahm der «Stillstand»⁵ unter der Leitung des von der Stadt eingesetzten Pfarrers.



Diese Karikatur von David Wyss zeigt, welche Meinung man in der Stadt von der Landbevölkerung hatte.

⁴ Dennoch brach in weiten Teilen des Kantons eine «Loskaufbegierde» aus, wie das einige Magistraten spöttisch nannten. Schlieren folgte erst 1820.

⁵ So genannt, weil diese Herren nach dem Gottesdienst noch stehen blieben, um Amtsgeschäfte zu besprechen.

Demütigung und Armut

Napoleons Kalkül war aufgegangen: Im Lande der Eidgenossen herrschte Ruhe. In breiten Bevölkerungsschichten war politische Lethargie und Resignation spürbar. Der Umsturz und die Jahre danach hatten tiefe Wunden geschlagen. Psychische – seit ihrer Existenz war die Schweiz noch nie von fremden Mächten besetzt gewesen – und physische: Der Aderlass der Napoleonischen Feldzüge war gewaltig und auch im Limmattal spürbar. Von den 10 000 Schweizern, die im Russlandfeldzug den Rückzug der «Grande Armée» an der Beresina deckten, kehrten gerade noch 700 zurück, teils schwer verwundet. Die Textilindustrie steckte wegen der Kontinental Sperre von 1806–1813 in einer tiefen Krise. Das Land war völlig verarmt. Jedermann wusste, dass die schweizerische Politik von Paris aus bestimmt wurde. Gegen die neuerlich alten Zustände konnten die Bauern allein eh nichts ausrichten. Von der Helvetik wollte man auch nichts mehr wissen. Das Interesse der Bevölkerung konzentrierte sich aufs Überleben. Vermehrt wurde nun auch in Schlieren Weidland privatisiert und Allmendboden kultiviert. 1820 waren in Schlieren die Voraussetzungen und Berechnungen für den Zehntenloskauf geschaffen. Insgesamt über 100 000 Fr. hatten die 84 Bauern dafür aufzubringen, zahlbar in sechs Jahresraten plus 4% Zins je auf Martini. Ist es verwunderlich, dass die letzten Zahlungen erst in den 60er-Jahren erfolgten?

Man kann diese Zeit aber auch positiv werten: als innere Einkehr. Man besann sich auf die gemeinsamen Wurzeln und begann sich für die eigene Geschichte zu interessieren. Wesentlichen Anteil daran hatte der Zürcher Johannes Müller, dessen «Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft» 1808 als Gesamtwerk erschien. Überall im Land führte man Tellspiele auf. In den Zürichseegemeinden und im Oberland (aber nicht in Schlieren) bildeten sich Lesezirkel; so 1819 der politisch stets besonders aktive, 1795 verbotene Lesezirkel in Stäfa. Man fand sich zusammen in Vereinen aller Art: in Turnvereinen, Schützengesellschaften, Chören. Hans Georg Nägeli gründete 1810 den ersten Männerchor in Zürich. Man mass sich national an Sängerver-, Turn- und Schützenfesten. 1805 fand das erste Schwinger- und Älplerfest in Unspunnen statt. Das eidgenössische Schützenfest von 1832 in Zürich übertraf an Glanz und Aufwand alles Bisherige. Im gleichen Jahr wurde der Eidg. Turnverein aus der Taufe gehoben. Eher versteckt bildeten sich – streng getrennt – auch Frauenvereine.

Das Trauerspiel geht weiter

Obwohl Napoleons Ende bevorstand, dem dann die «grosse Abrechnung» folgen würde, und die Siegermächte deutlich machten, dass nur eine geeinte Schweiz am Friedenskongress Gehör fände, boten die eidgenössischen Stände ein abstossendes Bild der Uneinigkeit. So zentralistisch die Regierungen der Stadtkantone nach innen herrschten, so verbissen kämpften sie in der Tagsatzung gegen jegliche Einheit. Zudem wollte Bern die Waadt und den Aargau, Uri die Leventina als Untertanengebiet zurück. Man sträubte sich sogar, die einst zugewandten Orte Genf, Neuenburg und das Wallis als neue Bundesgenossen aufzunehmen. 1813 setzte man die Mediationsverfassung ausser Kraft

Aus der «Langen Tagsatzung» zu Zürich vom 6. April 1814 bis zum 7. August 1815 ging schliesslich der sog. Bundesvertrag der heutigen 22 Kantone hervor, der sich nur wenig von der Mediationsakte unterschied. Er enthielt magere

15 Artikel, aber keine Revisionsmöglichkeit. Immerhin waren künftig die Beschlüsse der Tagsatzung für alle Kantone verbindlich und sie allein entschied über Krieg und Frieden und schloss Bündnisse. Sie wurde im Zwei-Jahres-Turnus von Zürich, Bern und Luzern präsiert. (Deshalb führen diese drei die offizielle Auflistung der Kantone in der Bundesverfassung an – vor den Urkantonen.) Und sie verfügte über ein Bundesheer, das allerdings vorerst unfähig war, Grenzverletzungen wie die der Siegermächte zu verhindern.

Am Wiener Kongress traten neben der offiziellen Schweizer Delegation auch Vertreter einzelner Kantone auf. Sicher kein Zeichen einer geschlossenen und entschlossenen Schweiz, ihre Chancen zu nutzen. Genf bekam das Pays de Gex nicht, das Veltlin war für immer verloren, dafür teilte man den jurassischen Teil des Bistums Basel mit dem «Pruntrut Zipfel» dem Kanton Bern zu, der damit für die nächsten 150 Jahre ein Problem am Hals hatte.

Dass trotz des beschämenden Auftritts für die Schweiz etwas ganz Wesentliches resultierte, haben wir dem Geschick des Genfers Pictet de Rougemont zu verdanken: Nämlich die Anerkennung der Unverletzlichkeit und der immerwährenden Neutralität der Schweiz, und deren eigenständige Verteidigung ohne fremde Schutzmacht.

«La Suisse n'existait pas»

So lose und oft uneins das Bündnis der Alten Orte in ruhigen Zeiten war, sie traten wenigstens in schwieriger, gefährlicher Lage dem Feind gemeinsam entgegen. Zwar jeder Ort unter eigener Fahne, aber vereint als Eidgenossen unter dem roten Blutbanner mit dem schlanken Kreuz bis zum Rand. Nur die Franzosen redeten von «la Suisse» und die Schwaben 1499 von «Kuhschweizern». Welsche Redner wenden sich noch heute mit «*Chers Confédérés*» oder «*Compatriotes*» an uns. Im Bundesvertrag von 1815 einigte man sich bezüglich des Namens für den neuen Staat auf eine Mischung aus Einheit und Föderalismus: «Schweizerische Eidgenossenschaft»; das ist noch immer der offizielle Titel.

DER VORSTEHER

DES EIDGENÖSSISCHEN VERKEHRS- UND ENERGIEWIRTSCHAFTSDEPARTEMENTES

Die Bundesräte bezeichnen sich im Briefkopf als Vorsteher eines eidgenössischen (nicht schweizerischen!) Departements.



Im Siegel des Bundesvertrags von 1815 taucht zum ersten Mal das Feldzeichen der alten Schweizer als Wappen auf: Im roten Feld ein – im Unterschied zu Savoyen – schwebendes weisses Kreuz. Ein Bundesbeschluss von 1889 bestimmt, dass die Schenkel $\frac{1}{6}$ länger als breit sein müssen.

Die industrielle Revolution

Die Jahrhundertwende hatte nicht nur auf geistiger und staatspolitischer Ebene eine Wende gebracht. Noch viel gewaltiger und folgenreicher waren die Umwälzungen auf technisch-wirtschaftlichem Gebiet. 1765 kam in England die erste, noch handbetriebene Baumwoll-Spinnmaschine in Betrieb, 1785 folgten der mechanische Webstuhl und der Antrieb durch Dampfmaschinen. Das Textilexportland Schweiz hielt mit. 1801 entstand in St. Gallen die erste mechanische Baumwollspinnerei der Schweiz, 1802 die erste zürcherische in Winterthur, 1814 liefen im Kt. Zürich bereits 70 000 Spindeln in 74 Spinnereien. 1834 folgte die erste mechanische Weberei in Siebnen SZ. Mangels Kohlevorkommen nützte man bei uns die Wasserkraft an Töss, Jona, Glatt, Pfäffiker Aa, Sihl und an der Limmat vom See bis Höngg. Den über 50 000 Heimarbeitern im Zürcher Oberland wurde die Lebensgrundlage entzogen. Aus den Textil- wurden später Maschinenfabriken.

Fultons erster Raddampfer war 1807 den Hudson hinauf gefahren. Bald schon verdrängten die wetterunabhängigen Dampfschiffe die Segler auf den Weltmeeren. Getreide aus Übersee liess die Preise in der Schweiz fallen. 1823 fuhr das erste Dampfschiff der Schweiz, die «Guillaume Tell», auf dem Genfersee; 1835 nahm die «Minerva» den Güter- und Personenverkehr auf dem Zürichsee auf. 1830 pustete die erste Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, 1844 traf der erste Zug aus Frankreich in Basel ein, 1847 rollte die erste schweizerische Eisenbahn durchs Limmattal.

Die Industrielle Revolution bedeutete aber mehr als nur Maschinen und Fabriken. Sie zog völlig neue Produktionsmethoden nach sich. Massenware und Billigprodukte überschwemmten den Markt und der Handel wandelte sich. Die Zahl der Lohnarbeiter und der Mietwohnungen stieg rasant.

Eine neue Opposition – von bürgerlicher Seite

Die Notwendigkeit, die Textilfabriken an Flussläufen überall im Kanton zu errichten, gab den ländlichen Gebieten mehr wirtschaftliches Gewicht. Neben der hablichen Oberschicht von Weinbauern und den aus der Stadt zugezogenen Grundherren am rechten Zürichsee-Ufer wuchs im Unter- und Oberland eine Generation von Fabrikanten heran, deren Reichtum nicht mehr auf Grundbesitz, sondern auf Kapital und Produktion beruhte. Sie fühlten sich vom Patriarchat der Stadt politisch bevormundet. Zu ihnen gesellten sich die Landärzte und die jungen Juristen in der Stadt. Diese hatten vornehmlich an deutschen Universitäten studiert und dort den aufklärerischen Freiheitsdrang und den aufkeimenden Nationalismus der akademischen Burschenschaften miterlebt. Sie waren aber nicht mehr die ideellen Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Sie hatten klare Vorstellungen von einem zeitgemässen Staat: In persönlicher Freiheit sollten sich die Menschen entfalten können und vor staatlichen und kirchlichen Eingriffen geschützt sein. Sie nannten sich deshalb «Liberaler» (von lat. *liber* = frei). Sie erachteten gute Schulen als wichtigste Voraussetzung für Selbstverwirklichung, Wohlstand und Mitwirkung im Staat.

Über die vaterländischen Vereine verbreiteten sich diese Gedanken auch unter Handwerkern und Bauern, die sich dem ländlichen Besitz-Bürgertum anschlossen. Öffentliche Aktivität ging wiederum von den Seegemeinden aus. Der deutsche Emigrant Ludwig Snell formulierte die Forderungen der doch recht bunt zusammengewürfelten Opposition im «Küsnachter Memorial», das die Regierung aber ignorierte.

Die Julirevolution 1830 in Paris war dann das Signal, auch im Kt. Zürich zu handeln. Die Führer der Liberalen riefen auf Montag, 22. November 1830, zu einer Landsgemeinde nach Uster auf. Über 10 000 Männer strömten zusammen, was angesichts der mangelhaften Verkehrsmöglichkeiten erstaunt; ebenso der friedliche Verlauf dieser Massenversammlung. Vielleicht eine Folge der «stillen Einkehr» der vergangenen Jahrzehnte. Denn von Seiten des Bürgertums (Fabrikanten), der Bauern, der Heimarbeiter und von Vertretern kleinerer Landgemeinden wurden harte, zum Teil auch widersprüchliche Forderungen erhoben. Nur zwei Tage danach überreichte eine Delegation dem Bürgermeister von Zürich das «Ustermer Memorial» mit 274 Petitionen. Der «Ustertag» wird bis heute besinnlich-festlich begangen.

Ein schneller, friedlicher Umsturz

Das Zürcher Regime hatte offensichtlich den technisch-wirtschaftlichen Wandel nicht wahrgenommen, nicht wahrnehmen wollen. Die letzten Patriarchen hingen noch immer an der fast mittelalterlichen Fiktion, dass Staatsgeschäfte und Militär Sache einer kleinen Führungsschicht seien, und wollten nicht einsehen, dass die Restauration ausgedient hatte. Und sie hatten die starke Opposition unterschätzt.

Aufgeschreckt von der Julirevolution in Paris mit blutigen Strassenschlachten und vom Gedanken, sie könnte sich wie einst auf Schweizer Gebiet ausdehnen, schrieb der Kleine Rat am 6. Dezember 1830 Neuwahlen aus, in denen nach einer Forderung des Ustertags zwei Drittel der Sitze im Grossen Rat der Landschaft zuteil werden sollten. Die Liberalen gewannen die Zweidrittelmehrheit im Grossen Rat.⁶ Dieser begann sofort mit der Beratung einer neuen Verfassung, die das Volk bereits am 20. März 1831(!) gut hiess. Zürich war nun eine repräsentative Demokratie, d.h. der Grosse Rat war der Vertreter des Souveräns, des Volkes, und wählte die Regierung und die Oberrichter. Der Zensus wurde abgeschafft; Konkursiten und Armengenössigen blieb das Stimmrecht jedoch verwehrt. Ebenso den Frauen, obwohl Conr. Melchior Hirzel den zaghaften Vorstoss gemacht hatte, ihnen in separaten Organisationen politische Rechte zu geben.

Die Vormacht der Stadt Zürich war gebrochen. Als Symbol hierfür musste sie 1833 ihre Schanzen schleifen. Getreu ihrem rational-aufklärerischen Weltbild und Fortschrittsoptimismus begann die liberale Übermacht ihre «Revolution von oben» in allen gesellschaftlichen Bereichen. Von den 274 Petitionen des Ustermer Memorials wurden in den darauffolgenden Jahren die meisten verwirklicht; nicht aber das Verbot von Webmaschinen. Das führte dazu, dass 1833 während der ersten Gedenkfeier zum Ustertag erzürnte Heimarbeiter die Spinnerei Oberuster in Brand steckten.

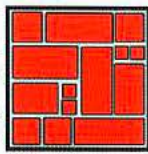
Der Kanton bekam ein modernes Volksschulgesetz, eine Kantonsschule, eine eigene Universität und ein Kantonsspital. Man verbesserte das Strassennetz und baute es aus. Den Gemeinden gestand man die Wahl der Pfarrer und Lehrer zu, verlangte aber die Beteiligung an den Kosten für die Schule und das Armenwesen. Sie durften jedoch bis 1917 nur Vermögenssteuer und eine Kopfsteuer erheben, während sich der Kanton die Steuern auf Einkommen zuschanzte. Ein streng hierarchisches Rechtswesen und eine zentralisierte Finanzverwaltung führte entgegen den liberalen Prinzipien zum Ausbau der Staatsmacht. Auch die Religionszugehörigkeit wurde Privat-

⁶ Erster Grossrat Schlierens war ein A. Meier

sache, die Staatskirche wurde aufgelöst. Damit entstand den Liberalen Widerstand sowohl von reformierter wie von katholisch-konservativer Seite. Freikirchen und Sekten erhielten mächtig Aufschwung.

Die wichtigsten Forderungen der Wirtschaft aber waren für die Liberalen nur auf gesamtschweizerischer Ebene durchsetzbar: Aufhebung der Binnenzölle, staatliche Post, einheitliche Währung, Masse und Gewichte, Anpassung der unterschiedlichen kantonalen Wirtschaftsgesetze.

Nachdem der Liberalismus langsam von der Ostschweiz bis in die welschen Kantone vorgedrungen war, forderten die liberalen Kräfte 1832 erstmals die Revision des Bundesvertrages von 1815. Unter ihrer Führung machte man sich in den 40er-Jahren an die Schaffung einer neuen Bundesverfassung, die dann 1848 Realität wurde. Es war eine harte Ausmarchung mit den Konservativen. Noch einmal glaubte das Ausland, sich in diese Entwicklung einmischen zu müssen, allen voran Fürst Metternich. Die Februar-Revolution von 1848 in ganz Europa setzte dieser Anmassung ein jähes Ende und beschleunigte das Zustandekommen der Bundesverfassung. Sie ist noch immer ein guter Kompromiss zwischen Einheitsstaat und Föderalismus.



Bundesstaat

Auswüchse – der Wirtschaftsliberalismus

Unter den Kaufleuten, Industriellen und Bankiers treffen wir auf altbekannte Geschlechter: Werdmüller, Escher, Wyss, Bodmer usw. Das neue Bürgertum distanzierte sich zwar von der früheren städtischen Aristokratie. Aber die gelinde gesagt «patriarchalische» Weise, wie es seine Betriebe führte und seine Angestellten behandelte, verriet das mentale Erbe seiner Vorfahren. In der jüngeren Generation verstärkte sich die Radikalisierung (von lat. *radix* die Wurzel), mit der jegliche Behinderung der persönlichen Freiheit in Religion, Bildung und ganz besonders in der Wirtschaft an der Wurzel gepackt werden sollte. Als «Urahn» dieses Wirtschaftsliberalismus gilt der Engländer Adam Smith (1723–1790) (!). Er formulierte es so: *«Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers uns gegenüber erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen.»*

Alfred Escher (*1819), dem wohl berühmtesten liberalen Exponenten, verdankt Zürich die ETH, die ganze Schweiz noch viel mehr: Den Ausbau des Eisenbahnnetzes und den Entscheid für eine Gotthardbahn. Als Gründer, Präsident und Mitinhaber von Eisenbahngesellschaften, Banken und Versicherungen und als politischer Drahtzieher verschmolz er Wirtschaft und Politik. Das trug ihm viel Feindschaft ein. «König Escher» starb 1882 krank und verbittert.

Im Namen der aufklärerischen Ideale von Freiheit und Gleichheit hatten die Liberalen ihren Siegeszug begonnen. Nun wurden sie die Geister, die sie riefen, nicht mehr los. Entgegen ihren Erwartungen schuf die bürgerlich-industrielle Gesellschaft nicht allgemeinen Wohlstand, sondern mächtige Mechanismen zur Erzeugung von Ungleichheit und Klassengegensätzen. Die Eigenverantwortung – auch ein liberales Ideal – war zu Gunsten des Eigennutzes abhanden gekommen.

Die zweite bürgerliche Revolution

Extremismus erzeugt Gegenkräfte. 1847 veröffentlichte Karl Marx das «Kommunistische Manifest» als Kampfansage an den Kapitalismus. In der Schweiz predigte der Deutsche

Wilhelm Weitling seinen «Handwerkerkommunismus». In fast panischer Angst um ihren materiellen und politischen Besitzstand reagierten Konservative und Liberale gemeinsam mit scharfer Polizeigewalt und erliessen das sogenannte «Maukrattengesetz» gegen «kommunistische Umtriebe». Dabei fiel die revolutionäre, linksextreme Saat in der Schweiz vorerst sowieso auf steinigem Boden. Joh. Jak. Treichler schuf 1845 zusammen mit Arbeitern aus Maschinenfabriken den «Gegenseitigen Hilfs- und Bildungsverein», die erste sozialdemokratische Partei der Schweiz. Sie hatte kurzfristigen Wahlerfolg bei den Kantonsratswahlen 1854. Karl Bürkli, Gesinnungsgenosse Treichlers und Anhänger des Genossenschaftsgedankens, gründete 1851 den Zürcher Konsumverein. Er hatte damit mehr Erfolg als mit seiner Kommune in Texas. Bald schon verkauften über 40 Filialen im Kanton die wichtigsten Grundnahrungsmittel zu günstigem Preis.

Bürkli wurde aber später als Vertreter der «Demokratischen Bewegung» in den Grossrat gewählt. Diese heterogene Gruppe aus Bildungsbürgern, Handwerkern und Bauern stellte sich dem radikalen Wirtschaftsliberalismus entgegen. Zwar knüpfte auch sie an die Forderungen der Aufklärung an, verlangte aber die Lösung der sozialen Frage durch die Eigenverantwortlichkeit der Besitzenden sowie die direkte Einflussnahme des Bürgers. Deshalb schlossen sich ihr auch Teile der Angestellten- und Arbeiterschaft an. Ihr Sprachrohr war die Winterthurer Zeitung «Der Landbote». Denn dort und im Zürcher Unter- und Oberland formierte sich die Demokratische Partei. Sie gewann zusehends Anhänger im ganzen Kanton, so dass sie 1868 eine Totalrevision der Kantonsverfassung durchsetzen konnte. Am 18. April 1869 nahm das Volk die noch heute gültige Kantonsverfassung an, mit Initiativrecht, obligatorischem und fakultativem Referendum (ausgenommen beim Budget). Mit der Volkswahl aller Behörden (ausgenommen der Oberrichter) und vor allem mit der Gesetzesinitiative geht sie sogar einen Schritt weiter als die Bundesverfassung. Die 69er-Verfassung galt als vorbildliches, modernes Verfassungswerk. Zur Zeit wird sie von einem Verfassungsrat der Totalrevision unterzogen. Die Frage sei mir erlaubt, ob dabei etwas Besseres herauskommt.

Vor einer erneuten Wende ?

Verfolgen wir die Geschichte noch einige Jahrzehnte über 1869 hinaus – Schlierens wegen.; in jener Zeit noch immer ein Bauerndörfchen mit etwa 800 Einwohnern, umgeben von Wiesen, Äckern und Ried. Davon kauft Heinr. Glättli 1869 einige Hektaren für seine Leimfabrik; sein Nachfolger wird Eduard Geistlich. Dann setzt 1895 mit der Niederlassung der Firma Geissberger, der späteren «Wagi», die Industrialisierung endlich auch in Schlieren ein, in gewaltigem Ausmass. Innert 25 Jahren vervierfacht sich die Bevölkerung. Denn es folgen noch das Gaswerk, das Aluminium-Schweisswerk, die «Färbi». Mit Ausnahme der Firma Geistlich sind sie heute alle wieder verschwunden. 1983 gibt Schindler bekannt, die «Wagi» zu schliessen. Die empörten Schlieremer hatten das richtige Gespür: Trotz gegenteiliger Beteuerungen wurde hier eine Konkurrentin gekauft, um sie auszuschalten. So erlebte Schlieren damals die Anfänge des «Neo-Liberalismus». Unterdessen macht sich eine Gegenbewegung spürbar.

2003 gedenken wir der Mediationsakte mit der alles anfang. Anders als vor 200 Jahren besitzen wir alle heute politische Rechte. Das Jahr 2003 sollte Anstoss sein, sie auch zu nutzen.

Auch das 20. Jahrhundert ist schon Geschichte

«Schliermer Dorfgschichte»

verzellt vom «Gmeindschriiberheiri» (Heiri Bräm)

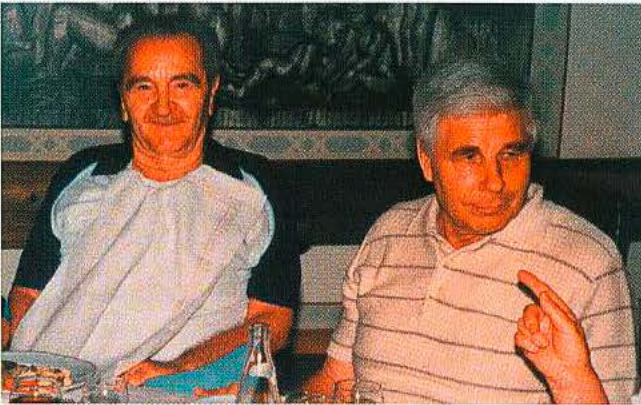
Die Geschichte von Schlierens 300-m-Schiessanlagen

von Robert Binz



Die heutige «Salmenkreuzung» (Freie-/Uitikonener-/Schulstrasse) um etwa 1950.
 In der Mitte das Haus «am Bach», auch «Hanopels Haus» genannt, das Geburtshaus von «Gmeindschriiberheiri» (Heiri Bräm).
 Rechts anschliessend die «Lenz» mit dem tief heruntergezogenen Dach, wo Briefträger Simmen wohnte. An Stelle dieser beiden Häuser errichtete Coop einen Neubau, in den nun die Post eingezogen ist. Im Hintergrund ist noch die Zehntenscheune zu erkennen und am rechten Bildrand «Weibel Lipsens» Haus. Auch es musste einem Neubau weichen. Darin ist jetzt der Kantonspolizei-Posten. Vorher befanden sich hier die Schalter der Schweizerischen Kreditanstalt; aber das ist auch schon Geschichte ...

«Schliermer Dorfgschichte»



Heinrich Bräm (*1915)

«De Gmeindschriiberheiri». Als Strassenmeister der Stadt Schlieren erlitt er kurz vor seiner Pensionierung in Ausübung seines Berufes einen schweren Unfall. Seither ist er völlig gelähmt und an den Rollstuhl gebunden.

«Gmeindschriiberheiri» nannte man ihn nicht seines Vaters wegen, der Bauer war, sondern nach dem Amt, das sein Grossvater ausgeübt hatte. Solche Zunamen waren nötig, weil es viele Schlieremer mit gleichem Familien-, ja sogar mit demselben Vornamen gab. Das galt besonders für die «Bräm», das zahlenmässig stärkste Geschlecht in Schlieren.

1980 setzte sich Ruedi Weidmann mit seinem Freund und Vorbild aus der Jugendzeit zusammen, um Erinnerungen aufzufrischen. Daraus ist ein Jahr später das Erzählbändchen «Schliermer Dorfgschichte» entstanden, geschrieben und herausgegeben von Ruedi Weidmann. Der Erlös von 6 000 Fr. aus dem Verkauf kam dem Paraplegikerzentrum Basel zugute, wo Heiri Bräm 14 Monate verbrachte.

Das Büchlein ist längst vergriffen. Wir geben diese Geschichten hier wieder; und auch die Zeichnungen mit denen Margret Weidmann – damals noch Schülerin – das Werklein auflockerte.

Rudolf Weidmann (*1930) ist Mitglied der Arbeitsgruppe für Ortsgeschichte seit ihrer Schaffung und hat für einige der Jahrhefte Beiträge geschrieben. So unter anderen 1996 jenen zum 100-jährigen Bestehen des «Landwirtschaftlichen Vereins Schlieren».

Ruedi Weidmann ist in Schlieren aufgewachsen. Er hat zwar nicht das ganz alte Schlieren miterlebt, aber jene Zeit, die auch schon zur Geschichte geworden ist: Nämlich den endgültigen Wandel Schlierens zur Stadt in den Sechzigerjahren.

Er hat sich am «Strickhof» zum Landwirt ausgebildet, um einmal den väterlichen Hof übernehmen zu können. 1963 hat er seinen Vater davon überzeugt, die ganze Viehhabe zu verkaufen, weil Viehhaltung in der immer städtischer gewordenen Umgebung seines Hofes nicht mehr wirtschaftlich war.

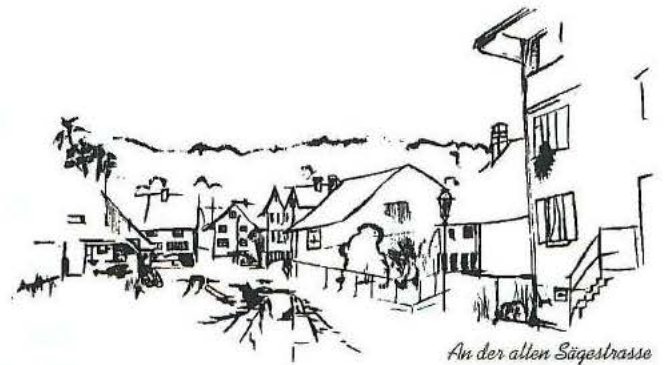
Schreiben war schon immer Ruedi Weidmanns grosses Hobby: Seine Verse zu allerlei Anlässen und Beiträge in den Zeitungen machten ihn bei vielen Schlieremern bekannt. Acht Jahre wirkte er in der Schulpflege mit. Dann war er von 1973 bis 1998 Friedensrichter. In dieser Zeit machten wohl etliche Hundert Schlieremer nicht ganz freiwillig seine persönliche Bekanntschaft ... (Die Red.)

Esoo isch es gsii

Mängmaal hät mer langi Ziiit
nach eme Dorf, mit liebe Lüüt.
Erinnerige ane Ziiit,
wo rund füzg Jahr dihine liit:
Schliere, es Dorf i aller Stilli,
es Dorf, mit Saagi, Bach und Mülli.

Puurehüuser, Chüe im Stall,
Chind uf de Strasse überall.
Sattler, Huef- und Wageschmied,
de Beck, wos suuri Zältli giid,
Zimmerlüt, Fuerhaltere ye,
Lädeli und Spezere ye.
Heufueder, Mischt- und Garbewäage,
Zaine, zum Schiitli umeträage,
Bräämechessel, Zuchtstierhalter,
de Saabelhans im hööche Alter
und ander Lüüt, mit ander Gschichte,
wo-n-iich jetz gäärn devoo wett prichte.

(R.W 1981)



An der allen Sägestrasse

De «Gmeindschriiberheiri» verzelt

«GSCHTÄLTLI»

Gerade dort, wo sich das erste Coop-Center befand und vor einiger Zeit die neue Poststelle eröffnet wurde, stand meines Vaters Haus (später Hanopels Haus)¹. Ein altes Bauernhaus mit angebauter Scheune und Stall und einem breiten Firstdach, das auf der Westseite beinahe bis zum Erdboden reichte.

Für unternehmungslustige Lausbuben war es ein Leichtes, über Briefträger Simmens Gartenhag das Biberschwanziegeldach zu ersteigen. Derartige Ausflüge in luftige Höhen hinterliessen ihre Spuren, weil als Folge des Öftern Regenwasser durchs Schindeldach rann. Begreiflich, dass meine Eltern für die Kletterkünste ihres Sprösslings und dessen Kameraden wenig Verständnis aufbrachten.

Also hielten wir uns mehr und mehr an den Dorfbach, der vom Mühleweiher her damals noch offen die Sägestrasse hinunter und dann an unserer Haustüre vorbei blubberte.

Ein eisernes Fanggitter vor der Röhre, die unter der Uitikonerstrasse hindurch hinüber zum «Beck Hug» führte, hielt groben Unrat zurück. Der Bach wurde so zur Fundgrube für dreikäsehohe Sammlertypen, die wir damals waren.

Ausserdem wirkt Wasser anziehend, hat aber nebenher die unangenehme Eigenschaft, nach Ausrutschern unübersehbare Spuren zu hinterlassen. Und solche Stürze liessen sich geraume Zeit nicht vermeiden im Dorfbach, dessen Steine mit allerhand glitschigem Zeug überzogen waren.

So weit, so gut; nasse Socken und algenverschmierte Kniehosen vermochten schon damals den Unmut besorgter Mütter zu erwecken. Und weil die langen Sommertage unseren Tätigkeitsdrang geradezu herausforderten und dabei das trockene Zeug in der Wäschezaine immer rarer wurde, zog mir die Mutter jeweils kurzerhand einen Rock über.

Man stelle sich vor, der kleine «Gmeindschriiberheiri» im Rock seiner Schwestern, mit «Gschtältli» und Strümpfen! Strafen werden verhängt, um erlitten zu werden. Auch Stubenarrest wird wohl seine zwei Seiten gehabt haben, eine gute und eine schlechte. Hinterher glaube ich mich zwar zu erinnern, dass eingeschränkte Bewegungsfreiheit des Nachwuchses den Eltern zwar trockene Hosen, ansonsten aber nicht nur eitel Freude gebracht hat.

Eine andere Ansicht kam mir kürzlich zu Ohren: «Ein bisschen verwöhnt sei er seinerzeit schon gewesen, der Heireli!»

«SPRÜTZEHÜUSLI»

Eben an jenem Sommertag, als Wegknecht Benz zusammen mit Fuhrmann Ramstein den Spritzenwagen bereitstellten, um aus zwei Brausen Wasser auf die staubigen Strassen zu träufeln, machte «Bernete Bädi» seinem Heimatdorf wieder einmal seine Aufwartung.

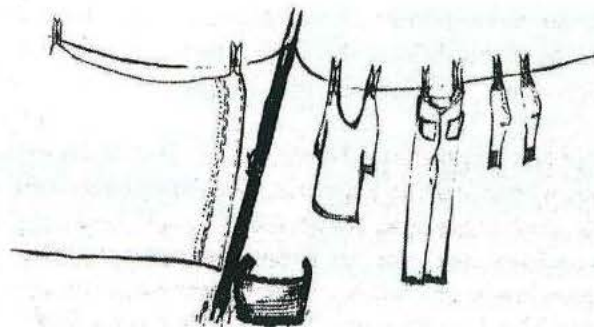
Bernete Bädi zählte zu jenen Trampnern, welche mehr von der Hand in den Mund lebten als von geregelter Arbeit. Seinem Bruder, dem Saabel-Hans¹, seines Zeichens Gemeindepolizist, bereiteten solche Besuche nicht eitel Freude. Schliesslich war er Hüter des Gesetzes. Saabel-Hans hatte für Ordnung im Dorf zu sorgen. Penner zählten nicht zu seinen Freunden, auch nicht, wenn es sich um seinen nächsten Verwandten handelte. Seine grossen Tage waren die «Chilbi» am Sonntag vor Martini, wenn ihn die Schausteller jeweils mit Karussellfreibilletten ausstatteten, oder die Feuerwehrhauptübung. Zu diesen Anlässen glänzten seine Uniformknöpfe wie Sterne, und an seiner linken Seite baumelte der lange Säbel, als müsste er die Wehrhaftigkeit seines Trägers über alle Generationen hinaus dokumentieren.

Bernete Bädi, der Möstler und Gelegenheitsarbeiter, hatte tagsüber hinter der Trotte Klötze gespalten und dafür einen Teller Suppe und Tranksame erworben. Seine Arme waren müde und seine Füsse rund. Gerade, als sich Bernete Bädi anschickte, in einem Strohhaufen sein Nachtlager aufzuschlagen, erschien Saabel-Hans mit der klaren Absicht, seinen Bruder für die Nacht im «Sprützehüusli» zu versorgen, was offensichtlich missglückte, wie sich gleich zeigen wird.

In selbiger Sommernacht erschien nämlich Bernete Bädi bei Saabel-Hansens Gattin. Er überbrachte dieser die Kerkerschlüssel, verbunden mit schönen Grüssen ihres Gatten und der höflichen Bitte, sie möge doch die Freundlichkeit haben, einem armen Penner das Morgenbrot ins «Sprützehüusli» zu bringen.

Gross muss ihr Erstaunen gewesen sein, als sie am Morgen ihren eigenen Gatten durch das Gitter erblickte. Zähneknirschend hatte er die Nacht auf der kurzen Pritsche seines eigenen Kerkers verbringen müssen. Bernete Bädi aber war längst über alle Berge entschwunden.

¹ Im Plan S. 77 sind die Heimstätten der Hauptpersonen der Geschichten eingetragen.



«BOTZ TUUSIG»

Ueli Büebl's Bruder hiess im Volksmund «Botz tuusig». Der Familienname «Bräm» war zu meiner Knabenzeit in Schlieren so häufig, dass man, um Verwechslungen zu vermeiden, Übernamen zu Hilfe zog. Eine durchaus praktische Überlegung, die zugleich über besondere Eigenschaften des Trägers Aufschluss geben konnte.

Gmeindschriiber Heiri, Forster Heiri, Heizer Heiri, Chääser Heiri usw. Der Vorname Heinrich muss zu jener Zeit besonders beliebt gewesen sein. Ebenso war damals üblich, dem ersten Sohn den Namen des Vaters zu geben. Und weil gewöhnlich der Älteste den Hof übernahm, hiessen eben viele Schlieremer Heinrich Bräm. Etwas unverständlich schien mir die Sache bei den «Stüürmeiern», die eigentlich auch «Bräm» hiessen. Und Meier hatte es damals auch einige, so dass auch die «Meier/Meyer» und die «Hug» mit unprotokollierten Namen bedacht wurden.

Um nun auf den eingangs erwähnten «Botz tuusig» zurückzukommen: «Botz tuusig» hatte sich seinen Beinamen als direkte Folge seiner Redensart zuzuschreiben. Beinahe in jeden Satz flocht er ein bezeichnendes «botz tuusig» ein. Während fünfunddreissig Jahren arbeitete «Botz tuusig» bei der SBB, wurde nach dem damaligen Usus schon im Alter von 55 Jahren pensioniert und erfreute sich hernach bis zum neunzigsten Lebensjahr geruhsamer Stunden. An Plauderzeit fehlte es diesem Frührentner wahrlich nicht und möglicherweise auch nicht an Neidern. Wer hatte damals schon die Möglichkeit, das halbe Leben in bezahlter Freizeit und Musse zu verbringen! «Botz tuusig» hat die Möglichkeit bis zur Neige ausgeschöpft und Schlierens Wirte waren ihm dafür dankbar.

CHÄÄSER HEIRI

Chääser Heiri's gab es deren zwei, den Alten und seinen Sohn. Beide wohnten vor einem halben Jahrhundert an der Brunn-
gasse, direkt hinter Schaggi Burkhard's Bauernhaus.

Der Chääser Heiri sen. trug einen langen weissen Bart. Meistens war er zufrieden und sehr kinderfreundlich. Immer nämlich, wenn ihn ein Knabe oder Mädchen mit seinem Namen (Bräm) grüsste, klaubte er sein Portemonnaie hervor und machte einen Fünfer locker.

Als ich in der Schule das sinnige Gedicht vom alten Ribbeck² lernte, kam mir der freigebige Chääser Heiri in den Sinn. Von Ribbeck hatte in seinem Garten einen Birnbaum stehen. Dessen Früchte verschenkte er den Kindern des Havellandes. Als er im Sterben lag, bat er darum, ihm eine Birne mit ins Grab zu legen, in der weisen Voraussicht, der nachfolgenden Jugend weiterhin saftige Birnen zu verschenken.

Ribbeck wusste genau, was damals er tat,
als um eine Birn' ins Grab er bat,
und im dritten Jahr aus dem stillen Haus,
ein Birnbaumsprössling sprosst heraus.

Der weise Ribbeck sorgte also vor, dass für die freundliche Jugend auch in späteren Jahren noch etwas abfiel. Und im weitesten Sinne tat Chääser Heiri sen. Ähnliches. Für die Jugend ist noch einiges abgefallen. Nämlich die Erinnerung an einen senkrechten, zufriedenen Bürger. Chääser Heiri junior, der inzwischen ebenfalls längst gestorben ist, hatte sich anlässlich seiner zahlreichen «Referate» in der alten Post jeweils den bezeichnenden Namen «der letzte der Delawaren» zugelegt. Oder meinte er vielleicht «der letzte Mohikaner»?

JOGGI DER SATTLER ODER DIE ZEIT ZUM PLAUDERN

Vor rund fünfundzwanzig Jahren, kurz nach seinem unerwarteten Tod, hat man seine Arbeitsstätte abgerissen. Das kleine Haus umfasste einen Werkstatttraum mit Firstdach darüber und wurde rund hundert Jahre vorher vom «Chüefler-Ruedi» als Küferwerkstatt gebaut. Heute rasen über jene Stelle in der Spitzenzeit stündlich rund 1400 Motorfahrzeuge.

Zur Glanzzeit des Joggi Homberger gab es Autos noch nicht in dieser Zahl. Damals wurden elegante Pferde vor Kutschen, Landauer oder «Breaks» und schwere Pferde von kräftiger Postur vor die Fuhrwerke gespannt. Peitschenknall und ächzende, eisenbeschlagene Holzräder kündeten die Transportfuhrwerke an. Schellengebimmel und Wölklein aufsteigenden Strassenstaubes wiesen auf Sonntagsfahrer, im gefederten, leichten Gefährt sitzend, hin. Der Huf- und Wagenschmied Blöchle, Wagner Kaufmann und der Sattler Homberger praktizierten damals in «organischer» Gemeinschaft nebeneinander an der Badenerstrasse in Schlieren. Sie alle verdienten ihren Unterhalt mit ehrbarem Handwerk, fertigten neue Gefährte und «Geschirre» an und reparierten die alten. Der Sattler, der mir zu Zeiten meiner Kindheit als ordentlich alter Mann erschien, verstand sich vorwiegend auf das letztere. Er sass auf einem standfesten Schemel inmitten seiner Raritäten, vornüber gebeugt, weil seine Augen im Halbdunkel seiner Bude gelitten hatten, und flickte Pferdegeschirr.

Oft schickte mich mein Vater mit einem zerrissenen Lederriemen hin: «Gang schnäll zum Sattler abe, er söll en flicke und bring grad na es Bündeli Zwick hei!» Befehle zu Dienstleistungen wurden sonst meistens mit einem mehr oder weniger verstecktem Murren quittiert. Zum Sattler aber ging ich gern. Der hatte immer ein paar neckische, teilnehmende Worte bereit.

Die Eingangstüre liess sich schwer öffnen, irgendwie musste sie im Laufe der Jahre aus dem Senkel geraten sein und klemmte dadurch irgendwo. Einmal drinnen, erfüllte ein höchst angenehmer Ledergeruch die Werkstatt. Ursprünglich bestand der Werkstattboden ganz aus Holz, das mit der Zeit erstickte und den direkt darunterliegenden Erdboden freigab. Grosse, tief ausgetretene Löcher zierten diesen Boden, doch sie passten so gut zu den düsteren Fenstern, den aufgehängten Häuten, Riemen, Filz- und Lederhaufen, dass das Ganze äusserst stilrein und harmonisch wirkte.

Und mittendrin sass der Sattler mit einer Flickarbeit auf seiner Lederschürze, einem kräftigen «Nähdlig» im Mund und einer glänzenden Ahle in seiner Faust. Er hat mich immer fasziniert, der Sattler, denn er strahlte vollkommene Zufriedenheit aus. Er sass da, über seine Arbeit gebeugt, eher wortkarg und doch jederzeit zu einem Gespräch bereit, bereit zum Zuhören! Dort glaube ich, lag das Geheimnis seiner Zufriedenheit. Er war unterhaltsam, indem er seinen Besuchern zuhörte. Im Grunde muss er ein sehr gütiger, lieber Mensch gewesen sein – und er schaffte zu sehr niedrigen Tarifen.

Mancher Schlieremer nützte das unordentliche und doch so heimelige Refugium des Sattlers als Deckung zu einem gemütlichen, längeren Schwatz. Damals, zu Zeiten des Sattlers Joggi Homberger, war Schlieren noch ein ganz richtiges Dorf. Einer hat den andern gekannt, mit seinen Stärken und Schwächen. An Gesprächsstoff fehlte es nicht; und das Wichtigste: Damals fand man noch Zeit zum Plaudern.

² «Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland» von Theodor Fontane

SILVESTEREIEN

Ortspolizisten, die ihr Berufsethos hoch halten, hatten schon seit jeher mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht nur die prächtige Uniform gibt im Dorfe zu reden, nein, wer als Gesetzeshüter den Verkehr, die Nachtruhe, die Polizeistunde u. a. m. zu überwachen hat, ist schon zu allen Zeiten auf das Gespött gewisser Kreise gestossen. Dabei sind sich natürlich auch die miesesten Spötter über die Wichtigkeit dieses öffentlichen Amtes absolut im Klaren. Zu Zeiten als Schlierens Strassen noch vorwiegend von Hafermotoren beherrscht wurden, stellte der Strassenverkehr allerdings noch keine unlösbaren Probleme. Verspätet eingelöste Velonummern, Flurwache, Nachtlärm von Spätheimkehrern nebst Überwachung von vagabundierenden Strolchen erforderten dazumal eine starke Hand. Soeben hatte sich der legendäre «Saabel-Hans» zur wohlverdienten Ruhe gesetzt. Der neue Ortspolizist, ein kräftiger, senkrechter Bürger, trat mit jugendlichem Eifer in die Stapfen seines Vorgängers. Als Militär-Radfahrer erkämpfte er sich gar den Schweizermeister-Titel. Seines Haarschopfes wegen hängten ihm die «Überhöcker» zwei sinnige Übernamen an: «Rote Pfil» und «Chupferblätz».

Das unbotmässige Treiben der Jugend gab schon früher Anlass zu polizeilichen Interventionen. In den Grundzügen hat sich diesbezüglich eigentlich nur wenig verändert. Dazumal galt allerdings bloss die Silvesternacht als Kernstück für Aktivitäten jugendlichen Übermutes. Zur Schonung der Ruhebedürftigen fasste daher der Gemeinderat den Beschluss, Silvesterlärm frühestens ab dem ersten Hahnenschrei zu gestatten. Der hohe Rat verfügte, der Ortspolizist hatte auszulöffeln. Derartige Arbeitsteilung blieb natürlich den agilen Nachtbuben nicht verborgen und der Reiz, den Neuen auf die Probe zu stellen war bedeutend grösser als die Angst.

Schon morgens drei Uhr griff daher Schlierens verdorbene Jugend zu Schellen und Pfannendeckeln und machte Krach, was das Zeug hielt. Alle Viertelstunden kam sie aus Hanopels Keller gekrochen; minutenlange Ovationen und dann mit Gekicher zurück ins sichere Refugium. Eine solche Taktik schien erfolgversprechend.

Der Neue aber war nicht aus Pappe. Schon beim dritten Anlauf hatte ihn sein Riechorgan für Kriminelles an den Ursprung der Lärmquelle geführt. Dem ersten Besten hieb er eins über den Rücken. Handgreiflich gewarnt verstob die Bande vor «Weibel Lipsens» Haus in alle Winde. Sogar der Prügelknabe entwichte unerkannt, wobei ihn sein Respekt vor blauen Flecken zu äusserster Vorsicht gemahnte. Die neue Lagebesprechung sollte in Hanopels Keller stattfinden. Dieses Ziel galt es nun ohne weitere handgreifliche Zwischenfälle zu erreichen.

Der Neue hatte seinen Überraschungsangriff befriedigend gelandet. Wir sahen uns gezwungen, unseren ausgeheckten Plan als gescheitert zu betrachten. Wohl hatten sich meine Kameraden ins Kellerversteck retten können, ich aber sah mich noch immer den rauhen Winden der Nacht und dem lauernenden Auge der obrigkeitlichen Gewalt ausgesetzt. Mit schmerzender Schulter suchte ich Richtung Lindmätteli und Illenwegli einen sicheren Umweg. Unbestritten sass mir der Schreck in den Knochen. Wie wäre sonst zu erklären, dass ich vorbei an den Gärten ob dem Schulhaus Grabenstrasse, über den Bahndamm, bis hinauf zu Wetter Friedels Kiesgrube verduftete. Später wagte ich mich auf dem Fussweg an der Mühle vorbei hinunter bis zu «Lumpenfurrers» Eldorado, wo mir wiederum der Atem stockte: Auf der Sägestrasse glaubte ich

im Dunkel einen Mann zu erkennen. War das vielleicht der Polizist mit seinem Knüppel? Geraume Zeit verhielt ich mich mäschenstill. Der Mann jedoch stand und stand und rührte sich nicht vom Fleck. Nein, soviel Geduld war dem eifrigen Hüter des Gesetzes nicht zuzutrauen. Ich fasste mir ein Herz, um alsbald zu erkennen, dass es sich hier um einen alten Ofen handelte, den andere Frühaufsteher zu Ehren des Silvesters mitten auf die Strasse gestellt hatten.

Der letzte Teil meiner nächtlichen Irrfahrt führte dann über «Biiswinds» Holzplatz, hinter dem «Sprützenhüüsli» durch die Gärten, zurück in Hanopels Keller.

Die Runde war wieder komplett, meine Schmerzen hatten sich auf einsamen Pfaden verflüchtigt. Wie so oft in sicherem Refugium spannten wir einen Wildwestfilm in unseren handgetriebenen Projektor und warteten bei flimmernden Indianerkämpfen auf den ersten Hahnenschrei. Zufrieden, dem Neuen nur einen bescheidenen Teilerfolg zugestanden zu haben.

Schliesslich blieben wir unerkannt. Glücklicherweise, denn unsere Väter verstanden bezüglich Überschreitung von Verboten schon damals keinen Spass. Wir waren uns einig, der nächste Silvester musste noch besser durchdacht und vorbereitet werden. Ein volles Jahr stand uns zur Verfügung.

«CHUMM HANSLI, CHUMM!»

«Damals, als ich noch jung und eben frisch verheiratet war, fand ich eines Tages in unserem Garten einen kleinen Igel.» So begann heute mein schwerkgeprüfter Freund Heiri mir folgende Episode zu erzählen:

«Es war Spätherbst und der stachelige Nachzügler von der Grösse eines prall gefüllten Tabaksäckels musste eingeschlafen sein, bevor er den schützenden Hort eines Laubhaufens erreichen konnte. Offensichtlich lähmte der frühe Kälteeinbruch seine Glieder. Ohne Hilfe wären seine jungen Tage gezählt gewesen.

Also nahm ich den müden Todeskandidaten vorsichtig auf, um seine Geister unter Beizug des lauen Kachelofens wieder zu wecken. Dem ungewissen Unterfangen war Erfolg beschieden. Wir taufte ihn Hansli, richteten im Keller ein Kistlein her, fütterten den kleinen Freund mit Milchbrocken und gewannen ihn sehr lieb. Die Zuneigung schien gegenseitig zu sein. Das niedliche Stacheltier entwickelte sich zusehends. Es schätzte offensichtlich seine neue Umgebung und fühlte sich darin wohl. Unser kleiner Gast gedieh prächtig.

Am Abend, wenn ich von der Arbeit heimkehrte, gehörte mein erster Besuch dem kleinen Pensionär im Keller. «Chumm Hansli, chumm!», rief ich jeweils ins halbdunkle Gemach. «Chumm Hansli, chumm!»

Nicht schlecht staunte ich, als auf meinen mehrmaligen Lockruf hin Nachbars Hansli auf der Kellertreppe erschien, im sicheren Glauben, die Rufe hätten ihm gegolten. Ein kleines Missverständnis mit unvermutetem Nebeneffekt. Ein weiser Mann soll einmal gesagt haben:

Alles im Leben ist unwichtig, ausser Lachen.

Gern hätten wir unseren Igel verhätschelt und uns noch lange an seinen Aktionen ergötzt. Des Frühlings Sonnenschein aber, gepaart mit Freiheitsdurst und Art-Instinkt, gewannen die Oberhand. Eines schönen Tages wählte «Hansli» die Freiheit. Zum Leidwesen aller verliess er unseren Garten und alle, die ihn kannten.



ALLTAG

Für den Strassenmeister im Dienste der Dorfgemeinschaft fielen neben den Routinearbeiten immer wieder Sonderaktionen an. Der friedliche Mühlebach z. B. hatte die sonderbare Eigenschaft, anlässlich heftiger Sommerregen sich zum reisenden Ungeheuer zu entwickeln.

Einmal, als nach längerer Trockenzeit die Schleusen des Himmels gänzlich offen standen, sammelten sich die Wasser vor dem Strassendurchlass oben an der Uitikonerstrasse. Dürres Geäst, Laub, Steine und Unrat verschlossen nach und nach die Röhre gänzlich. Die Flut suchte sich einen neuen Weg längs der Strasse und ergoss sich in die Wiese nördlich des Bahndammes. Haufenweise wurde dort mitgeführtes Geschiebe abgelagert, was aus kanalisationstechnischen Gründen der Übel nicht das schlimmste gewesen wäre, wie sich gleich zeigen wird.

Die Feuerwehr, dein Freund und Helfer, war guten Glaubens ausgerückt, den oberen Strassendurchlass wieder frei zu machen. Das feuchte Unternehmen gelang, wenigstens fürs Erste. Verheerend aber wirkten sich die Folgen aus: Aufgestaute Wassermassen, vereint mit dem tosenden Risibach und den fortdauernden Gewittergüssen überstiegen das Fassungsvermögen der Kanalisation beträchtlich. Hunderte von Kubikmetern Geschiebe wurden durch die Gewalt der Strömung hinunter in die Tiefe des Röhrensystems gespült.

«Nach em Rääge schiint d Sunne». Die Niederschläge hatten aufgehört, die Wolken verzogen sich und mancher Keller längs der Dorfbachkanalisation war wieder trockengelegt. Unten aber, in Schlierens «Katakomben», lagerten viele Tonnen träges Material und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Für den Strassenmeister war die Aufgabe klar gestellt, deren Lösung gehörte zum Ressort «Strassenwesen», präsentierte sich aber bedeutend weniger klar.

Nun – kommt Zeit, kommt Rat. Zusammen mit meinem eher zurückhaltenden Mitarbeiterstab entwickelte sich im Laufe der «Bergungsarbeiten» ein System, das sich für den oberen Kanalisationsteil (Steine und Kies) bestens bewährte. Mit Hilfe unserer universell verwendbaren Strassenwalze, unter Verwendung langer Drahtseilzüge und einer speziell entwickelten Stauchschaufel, holten wir auf einfache Art viele Lastwagenladungen schweren Materials aus der Tiefe. Tag um Tag, Woche um Woche, oft in gebückter Stellung unter Tag, eine mühevoll angelegene, die eigentlich mit entsprechenden Überlegungen und vorbeugenden Massnahmen hätte vermieden werden können ...

Noch schwieriger gestalteten sich unsere Aktionen im unteren Kanalisationsteil, dort wo die feineren Sandpartikel kompakt und festgepresst in den Röhren lagerten. Unter diesen Voraussetzungen versagte unsere Seilzugerfindung gründlich. Wiederum steckten wir in der Sackgasse. Was nun?

Ein möglicher Ausweg zeigte sich vorerst mit der Bestellung eines Druck- und Saugfahrzeuges einer Privatfirma. Aus Zeit- und Kostengründen erwies sich dieser arbeitstechnische Lichtblick aber als Utopie. Jeder gehobene Kubikmeter Sand verschlang einen runden «Hunderter». Die rettende Idee stellte sich dann über Nacht ein:

Wasserkraft hatte das Geschiebe angeschwemmt, also sollte Strömungskraft die Ablagerungen auch wieder beseitigen können. Ein diesbezüglicher Versuch wurde bei erster

Gelegenheit gestartet. Wasser mit vollem Druck ab Hydrant; die Sache hatte Faden.

Unten im «Antoniloch» wunderte sich der Klärmeister in der Folge allerdings, woher plötzlich die enormen Quantitäten Sand kämen, die sich in seinen Klärbecken sammelten und absetzten. Er liess daraufhin sachverständige Aufpasser ausschwärmen, um damit den seltsamen Ereignissen auf die Spur zu kommen. Ohne Erfolg. Als die Sachverständigen nämlich in Schlieren erschienen, glänzten unsere Röhren bereits in alter Frische.

Hiermit sei das Geheimnis zuhanden des Schlammkranführers im «Antoniloch» gelüftet. «Nüt für unguet!» Ich hoffe, die Sache sei inzwischen verjährt. Unsere beiden «Wildbäche» haben unterdessen ein neues Kleid erhalten. Vorbeugend wurden sie mit Verbauungen versehen und damit nicht unwesentlich gezähmt. Allfälliges Geschiebe wird seither oben im Wald festgehalten.

Damit hat sich's; gescheiter werden ist nicht verboten! Lasst rauschen!

HÜÜ LIIDI!

Mutter Gross führte ihren Bauernbetrieb an der Uitikonerstrasse zusammen mit den beiden Söhnen Otto und Walter. Eine Goldgrube war das Heimet nicht, ernährte aber die Familie. Immer hatte Frau Gross für uns Kinder ein freundliches Wort übrig, deshalb blieb sie mir auch in guter Erinnerung.

Weil ihre beiden Söhne von früher Jugend an schlecht hörten, gewöhnte sich Frau Gross lautes und deutliches Sprechen an. Sprachschulen gab es dazumal noch nicht. Otto, der ältere, wurde hie und da vom Asthma als zusätzliche Erschwerung geplagt. Besonders im Herbst, wenn Hans Seilers Dreschmaschine ratterte und enorme Staubwolken aus den Scheunentoren qualmten, hatte Otto mit dem Atmen die liebe Mühe.

Dreschtage verlangten allenthalben erhöhten Einsatz. Schlierens Bauern halfen sich dabei gegenseitig aus. So kam es, dass jeweils ein Tross von zehn Bauern mit Knechten von Scheune zu Scheune und von Küche zu Küche pilgerte. Dreschtagen wohnte ein besonderer Reiz inne. Neben harter Arbeit gab es manches zu scherzen und zu lachen und dabei machte Otto gerne mit.

Früh hatten die beiden ihren Vater verloren. Deshalb mussten sie schon in der Jugend kräftig zupacken. Mit einem Kuhgespann, der Lisi und dem Fleck, holten sie ihr Gras nach Hause. Im Sommer, wenn die Bremsen durch die Luft schossen, waren die Zugtiere besonders schwer zu führen. Eines Tages, als Otto und Walter auf der «Herrenwiese» Gras mähten, kreisten die Bremsen angriffiger als gewöhnlich um das Kuhgespann. Lisi und Fleck nahmen Reissaus, wobei Otto stürzte. Wehrlos auf dem Rücken liegend, liess er seine verzweifelten Rufe «Hüü Liidi! Hüü Liidi!» (Lisi) in den schwülen Sommertag hinausschallen. Seinem Bruder gelang alsbald, die beiden ungeduldigen Ausreisser gebührend in den Senkel zu stellen. Schlimmeres konnte nach dieser Aufregung verhindert werden. Auch Otto stand inzwischen wieder auf den Füßen, wenn auch schwer atmend und ordentlich mitgenommen.

Wie man sieht, selbst Grasfuhren können durchaus ihre Tücken haben.

«Hüü Liidi» wurde im Knechtenjargon zum geflügelten Wort. Lachen soll gesund sein.

IRRTUM

Seinerzeit, als ich noch ein kleiner Lausbub war vor bald 50 Jahren, da war Schlieren noch ein richtiges Bauerndorf. Wohl hatte sich im nördlichen Dorfteil bereits Industrie angesiedelt: Gaswerk, Wagons-Fabrik, Walo Bertschinger, Geistlich, Färberei. Der Dorfkern aber und die Siedlungen gegen den Wald hinauf hatten ihre ursprüngliche Zweckbestimmung weitgehend behalten. Vor den Bauernhäusern scharnten Hühner rund um die Miststöcke, und in den Ställen plärte gegen Abend das liebe Vieh. Wer keine eigenen Tiere besass, sammelte Rossbollen für den Garten. Kam einmal ein Auto vorbei, rannten die Kinder weg. Erwachsene wichen der Staubwolke aus.

Oben, dort wo die Uitikonerstrasse durch den Damm unter der SBB-Linie durchführt, wohnte der «Tunnel-Chäppi» mit seiner Frau. Der Rücken jener Frau wurde im Laufe der Jahre krumm und krümmer. Im Alter, wie wir sie kannten, war er so krumm geworden, dass ihr Haupt tiefer lag als das Kreuz. Steinalt, dachten wir, muss «Tunnel-Chäppi» Frau sein.

Nun hatte sich zugetragen, dass im nahen Wald ob dem Bahndamm ein Jäger auf der Lauer stand. Es war Herbst und im Dorf machte das Gerücht die Runde, wieder einmal seien Wildsäue gesichtet worden. Chäppis Alte hatte sich eines Tages zu einem Spaziergang entschlossen. Schwarz gekleidet, wie alle älteren Leute seinerzeit, mühte sie sich den Steinerweg hinauf. Wer die Gegend näher kennt weiss, dass jener Weg ein Stück weit in einem Graben liegt. So kam es, dass sich dem aufmerksamen Jäger beim genauen Hinschauen bloss ein schwarzer, langsam sich vorwärts bewegender Rücken zeigte.

Sein Herz begann zu pochern. Sollte seine immense Geduld nun endlich belohnt werden. Ein Prachtskerl, der Grösse nach zu beurteilen, ein wuchtiger Keiler musste das sein.

Eine derartige Trophäe hätte sein Ansehen in Jägerkreisen bedeutend aufzupolieren vermocht. Die Kugel war im Lauf. Bereit stand er, um dem seltenen Jagdglück Aug' in Auge gegenüberzustehen. Noch runde zwanzig Meter und die Beute war ihm sicher ...

Der Jäger, namens Chäppi Müller, seines Zeichens Dorfschulpräsident, muss nicht wenig erschrocken sein, als nach und nach eine Hand sichtbar wurde, die ein Stock-Ende umfasste. Sein Jagdglück hatte sich an diesem Tag dennoch eingestellt. Anders als ursprünglich erhofft, aber immerhin, Glück ist Glück, für alle Teile!

Auch Ruedi Weidmann hat zu den «Schliermer Dorfgschichte» Erinnerungen beigetragen, von denen wir ein paar hier folgen lassen.

DIE WIESE

Als die Bauern des Nachbardorfes, die Urlafinger², den denkwürdigen Beschluss gefasst hatten, ihre Parzellen zwecks rationaler Bewirtschaftung zusammenzulegen, erhielt mein Grossvater eine Wiese im Ausmass von 2,5 Hektaren zugesprochen.

Mit dem Pferdefuhrwerk war das Grundstück in dreiviertel Stunden zu erreichen. Diese Entfernung trug ohne Zweifel dazu bei, dass unsere Wiese im Nachbardorf eine eher extensive Bewirtschaftung erfuhr, das heisst, bezüglich Düngung im Vergleich mit den hofnahen Parzellen nicht sonderlich verwöhnt wurde. Lediglich zwei Schnitte, den Heuet und den Emdet hatte sie zu ertragen. Allerhand selten gewordene Gräser und Kräuter zierten daher ihre Flora. Echter Kümmel, Zittergras, Knöterich, Wegwarte, Spitzwegerich, Storchenschnabel, Margriten und Herbstzeitlosen gehörten neben den Schmalen (Raygräser) zum Bestand. Eine echte Magerwiese also!

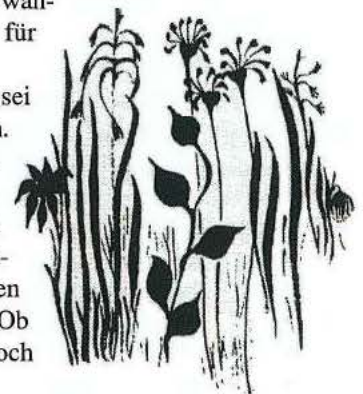
Unsere Wiese im Nachbarsdorf musste oft lange auf den Heuet warten und kaum einmal war uns das Wetterglück beschieden, die Ernte ohne Regen einzubringen. Daher machte sich in Urlafingen der ketzerische Spruch breit: «De Weidme chunnt, es chunnt cho rägne!» Dabei mag ein bisschen Neid mitgeschwungen haben. Landwirtschaft über Gemeindegrenzen hinweg barg eben schon damals gewisse Tücken.

Item, für uns Kinder standen keine wirtschaftlich bedingten Überlegungen im Vordergrund. Für uns zählte allein das Erlebnis. Auf dem Brückenwagen sitzend, die Mähmaschine hinten angekettet, zog man frühmorgens los. Zettgabeln, Sensen, Ersatzmesser, Futterkrippe, Verpflegungszaine nebst Korbflaschen gefüllt mit Most, Tee und Kaffee, holperten auf den belagfreien Strassen durcheinander. Der Urlafinger Heuet, unser grosser «Marathon», hatte begonnen. Unsäglich freuten wir uns auf den «Znünibaum», auf den Bach, der das Grundstück begrenzte, die Kletterbäume an dessen Saum, die Eicheln, die glänzenden Haselruten, die Forellen unter den Steinen und auf das «Eglisana», das die Mutter ausnahmsweise mit eingepackt hatte.

Die ganze Familie den ganzen langen Tag beisammen; Knecht und Helfer, Pferde, «Schiff und Geschirr» vereint unter dem grossen Schattenspender, dem alten Wetzingerbirnbaum, beim Mittagsschmaus mit Brot, Käse, Speck und Wurst, Heu und Hafer. Ein wahres, echtes Erlebnis, Jahr für Jahr!

Man sagt, die Vorfreude sei die schönste aller Freuden. Auch wehmütige Erinnerungen an vergangene Zeiten können Freude bereiten.

Sofort will ich nun zuhinterst im Schopf den alten «Brämenkessel» suchen. Ob das verbeulte Ding wohl noch zu finden ist?



² Falls Sie diesen Ort nicht kennen, brauchen sie keine Landeskarte und schon gar nicht einen Atlas. Die Sache ist viel naheliegender!

MILCH

Mein Vater war Milchgenossenschaftspräsident. Über viele Jahre führte er die Geschicke der Milchproduzenten, in den Dreissigerjahren etwa 25 an der Zahl. Alle Milch, die schon damals in Strömen floss und landesweit den Bedarf überstieg, wurde in Schlieren als Frischmilch ausgemessen. Gekochte Milch gehörte in allen Familien morgens und abends auf den Tisch.

Jeder Produzent hatte seine Kunden, welche mit dem Kesseli erschienen, um ihren Bedarf an Frischmilch täglich abzuholen. Frau Bötschi von der Bahnhofstrasse und das Adli-Babettli waren unsere letzten Kundinnen. Jeden Abend, auch sonntags, erschienen die beiden treuen Konsumentinnen auf einen kleinen Schwatz am häuslichen Herd. Solche Begegnungen förderten das gegenseitige Verständnis. Man kannte die Sorgen und Nöte der andern. Zeit war noch nicht Geld!

Zweimal täglich, zur Melkzeit versammelten sich auch die Katzen der Umgebung vor unserem Stall. Unser Katzenteller erfreute sich grosser Beliebtheit.

Ein ansehnlicher Teil des täglichen Milchsegens diente der Selbstversorgung. Im offenen Küchengestell standen immer zwei, drei Milchbecken – irdene Gefässe zur Rahmgewinnung. Die eigentliche Butterherstellung im «Ankenglas» zählte zum Aufgabenkreis des Grossvaters, wie übrigens auch Teig kneten und Brot backen. Zusammen mit anderen Küchenabfällen wanderte die Magermilch in den Schweinetrog. Das Wort «Wegwerfgesellschaft» wurde erst später geboren. Eine restlose Verwertung alles Essbaren zählte zu den obersten Geboten.

Bargeld war rar und resultierte vorwiegend aus den Frischmilchverkäufen an die Milchhändler, welche ihrerseits jede Haushaltung des Dorfes lückenlos bedienten. Die vier Milchhändler Schnüriger, Pfenninger, Hubmann und Schoch teilten sich in diesen umstrittenen Handel. Die Verkaufsorganisation liess zu wünschen übrig. In manchen Mehrfamilienhäusern fuhren täglich alle vier Lieferanten vor. Gewiss, das war eine äusserst freiheitliche Verkaufsmethode, hatte aber zweifellos unrationelle Folgen. Milch verlor natürlich ihre Frische, wenn sie ungekühlt – auf langen Verkaufstouren bis gegen Mittag hin – auf Handkarren und Einspännern über holprige Strassen geschüttelt wurde. So entstanden Probleme für den Präsidenten der Milchgenossenschaft und nicht allein die Milch in den oftmals nicht eben keimfreien Gefässen wurde sauer.

Nach einigen intensiv geführten Debatten wurde dann der Schlüssel für eine allseits befriedigende Kreiseinteilung gefunden. Im Zuge einer Routenverkürzung traten sich die Händler gegenseitig Kunden ab. Die Hauslieferungen über Gemeindegrenzen hinweg gehörte fortan der Vergangenheit an und auf die «Kesseltradition» wurde gänzlich verzichtet. Das treue Adli-Babettli erschien fortan seltener – nun als Besucherin und ohne zwingenden Grund – zum obligaten Schwatz.

Die Tischgespräche am trauten Familientisch mussten durch andere, brisante Themen ersetzt werden. Für kurze Zeit blieb die Milchschwemme noch aktuell, dann aber überschatteten die Wirren des zweiten Weltkrieges allen Kleinkram. Die Überschussprobleme fanden schlagartig eine Lösung; statt kontingentiert wurde rationiert und später wurde jede Hand und jedes Flecklein Land für die Anbauschlacht gebraucht. Mancher Stadtbewohner knüpfte seine Bande zur Landschaft wieder fester. Hunger litt niemand, aber die Wertschätzung des täglichen Brotes erhielt einen neuen Stellenwert.

Wie man sieht, hat jedes Ding seine zwei Seiten.

DENNOCH – ICH GLAUBE AN EINE BESSERE ZUKUNFT

Um die Wende zum 20. Jahrhundert war auch in Schlieren die Welt noch in Ordnung. Immer vorausgesetzt natürlich, dass man das Ringen um das tägliche Brot mit Muskelkraft als «in Ordnung» bezeichnet.

Damals begann der Tag morgens um fünf Uhr im Viehstall und endete abends nach zwanzig Uhr wiederum dort. Dazwischen wurde, unterbrochen durch fünf Mahlzeiten, hart gearbeitet. Ausser dem Lehrer und dem Pfarrer gab es nur Bauern. Selbst die Handwerker versorgten sich mit Nahrungsmitteln weitgehend selbst.

Alle täglich anfallenden Handarbeiten erforderten den Einsatz von Muskelkraft. Wohl gab es hölzerne, teilweise mit Blech verstärkte Geräte, Sensen, Gabeln, Rechen, Hauen, Kärste, Äxte und Sägen. Die Geräte waren aber vielfach selbst angefertigt und im Vergleich zu heute unpraktisch und mühsam zu handhaben.

Mit grossem Einsatz, mit gekrümmtem Rücken und auf den Knien, führte jeder Mann, jede Frau einen endlosen Kampf gegen die Dauerunkräuter Disteln, Winden, Weisswurzeln, Hahnenfuss und Blacken in Äckern und Gärten. Ausser Sterzenflug und Transportfuhrwerken gab es keine Maschinen, welche in der Landwirtschaft Muskelkraft ersetzt hätten.

Jede Familie baute vorwiegend auf Selbstversorgung. Federvieh wurde gehalten, Säue im dunkeln Stall mit Abfällen gefüttert, Stein- und Kernobst aller frühen und späten Sorten geerntet, Gartenfrüchte und Obst gedörrt, Sauerkraut in irdene Töpfe gestampft, Fässer mit Most und Wein gefüllt, wöchentlich Brot aus Korn gebacken, Leintücher und Kleiderstoffe aus Eigenanbau gewoben und selbstverständlich mit Holz geheizt und gekocht. Der Lebensmittelmarkt beschränkte sich auf Salz und Zucker sowie einige exotische Gewürze. Geld war rar, und wenn man die Sache richtig bedenkt, so war der Unterschied zu den heutigen sogenannten Unterentwickelten sehr, sehr klein. Alles spielte sich damals ohne Benzinmotor und ohne Elektrizität ab. Chemie in der Landwirtschaft gab es nicht. Und dennoch lag das Durchschnittsalter der Menschen dreissig Jahre tiefer als heute ...

Man bedenke: Bloss winzige vier Generationen liegt diese Zeit zurück. Eine Zeit, die von Massenepidemien, Infektionskrankheiten und sehr hoher Kindersterblichkeit gekennzeichnet war. Eine Zeit ohne 35-Stunden-Woche, ohne Ferien, ohne Reisemöglichkeiten für das Volk. Es war keine humane Zeit für ledige Mütter, für missgebildete Menschen, für schwächer gebaute, für minder begabte Menschen.

Viele Menschen leben heute in Ängsten. Damals vielleicht nicht?

Das oft zitierte «Rad der Zeit» ist nicht anzuhalten, geschweige denn rückwärts zu drehen. Die Zahl der Erdenbewohner hat zugenommen. Menschenwerk ist Flickwerk; dennoch: Alle wollen leben. Daher kommt es, dass Fortschritt nicht aufzuhalten ist. Auch nicht, wenn er offensichtlich zum Untergang führen könnte. Aber was heisst schon Untergang!

So oder so, die Natur wird siegen. Dessen bin ich gewiss.



ZUNEIGUNG

Als wir beide noch jung waren, Du ein Mann im besten Alter und ich ein soeben der Schule entronnener Halbwüchsiger, kreuzten sich unsere Wege.

Du warst frischgebackener Schlieremer Strassenmeister und ich avancierte zum angeheuerten Fuhrmann. Zweimal wöchentlich zogen die Pferde meines Vaters Blöchles eisernen Kehrichtwagen durch unser Dorf von Tür zu Tür. Wir beseitigten gemeinsam anderer Leute Abfall, räumten in nassen Winternächten Schnee von den Strassen oder streuten später Salz bei klirrender Kälte.

Zeitgemässe Methoden verdrängten dann die beschauliche Art handwerklicher Tätigkeit im Strassen- und Gesundheitswesen weitgehend. Unsere Wege trennten sich. Das Dorf mauerte sich zur Stadt durch.

Du bist bis kurz vor der Pensionierung Strassenmeister geblieben und hast dabei einen schweren Unfall erleiden müssen. Ein tragisches Missgeschick, dessen Folgen sehr ernster Natur sind. Zeitlebens wirst Du auf tatkräftige Unterstützung und Hilfe angewiesen sein.

Seinerzeit hast Du mir mit Deinem Einsatz, Deiner Fürsorge und mit Deinen mitfühlenden Ratschlägen ein unauslöschliches Beispiel redlicher Menschlichkeit und Pflichterfüllung gegeben.

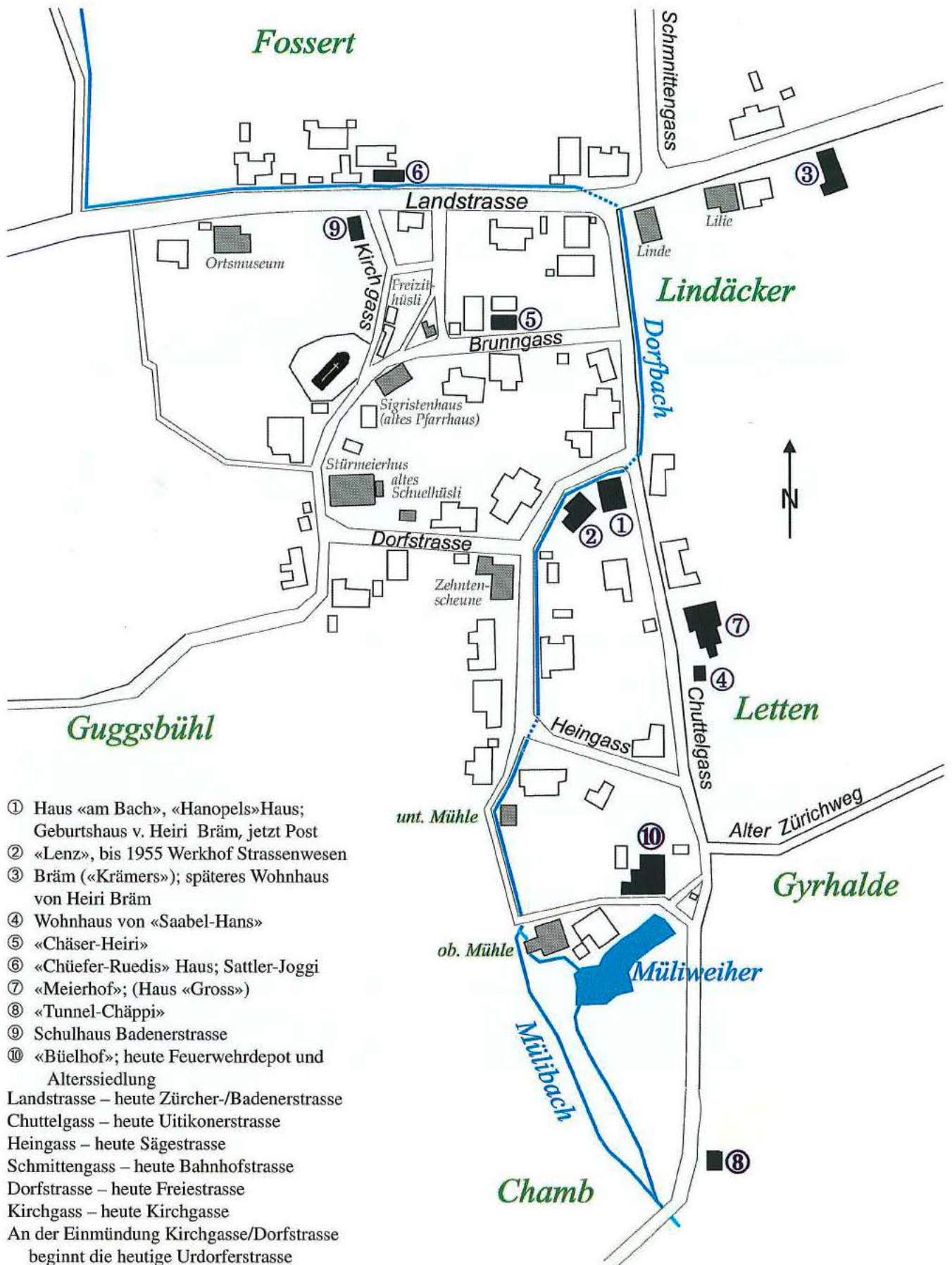
Warum soll ich Dir heute nach Möglichkeit nicht Ähnliches widerfahren lassen? Seitdem ich Dich regelmässig zur Therapie fahren darf, hat sich meine Zuneigung zu Dir und Deinen Nächsten verstärkt. Erst durch die Not haben wir uns so ganz richtig kennengelernt. Dein Geist ist intakt geblieben, Du kannst denken, genau wie eh und je. Nütze Deine Zeit, lass uns Deine Erinnerungen an frohe Episoden Deines Lebens festhalten. Denke nach! Ich werde mich bemühen, das erarbeitete Ergebnis aufzuschreiben.

Mein Freund, Du wirst noch gebraucht!

E anderi Ziit hät Iizuug g'halte,
e Ziit, wo scho gärn s'Alt wett b'halte.
Nu mues mer siich im Klaare sii:
Alles gaht emaal verbii.
Das choge Redli vo der Ziit
läuft immer vorwärts und au d'Lüüt
sötted de Blick meh vorwärts richte,
dänn all die ideelle Gschichte
läbed daa und deet na wiiter,
doch wär's vergässe chaa, isch gschiider!

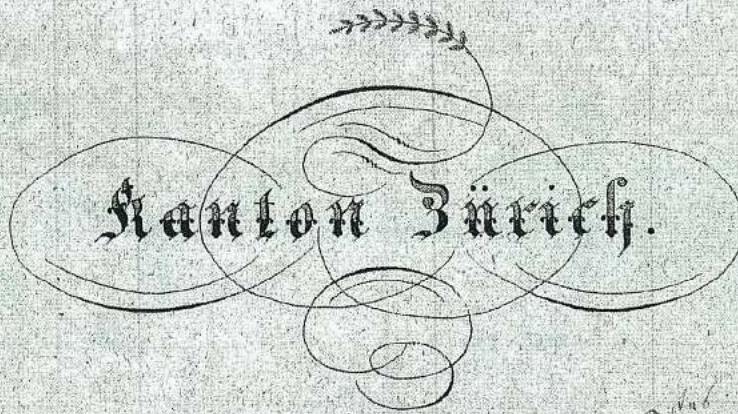
Mer sött halt nööd, es isch zum Schreye,
vo eim Extreem is ander gheye.
Wär d'Gschicht als Läbeshilf iibout,
wird mit de Hindergründ vertraut.

(R.W. 1981)



Ingenieur Denzler fand bei der Vermessung für das Blatt XVII der Wild-Karte des Kantons Zürich zwischen 1849 und 1851 noch immer dasselbe geschlossene, bebaute Ortsgebiet Schlierens vor, wie es schon jahrhundertlang bestanden hatte.

(Original-Messstischblatt, bearbeitet durch P. Suter)



I. ^{ter} Militairkreis.

II. ^{ter} Quartier.

INFANTERIE.

Schiessrodel der Schiessstatt zu Schlieren

über das am 16 Juli 1852 um 2 Uhr Nachmittag
begonnene Zielschießen.

Witterung: Sonnenschein u. s. warm

Dimensionen der Scheiben oder Wände, auf welche geschossen worden:

- a.) im Einzelfeuer: gewöhnliche Scheibe, Durchmesser 3 Fuß
- b.) im Platoon- und Rottenfeuer: zwei Figuren von 6' [Fuss] Höhe und 3 3/4' Breite

Schiessrodel der Schiessstatt zu Schlieren
über das am 16. Juli 1852 um 2 Uhr Nachmittag
begonnene Zielschießen.

Witterung: Sonnenschein u. s. warm

Dimensionen der Scheiben oder Wände, auf welche geschossen worden

- a) im Einzelfeuer: gewöhnliche Scheibe, Durchmesser 3 Fuß
- b) im Platoon- und Rottenfeuer: zwei Figuren von 6' [Fuss] Höhe und 3 3/4' Breite

Die Geschichte der 300-m-Schiessanlagen



Für das Jahrbuch 2001 «Feuer und Wasser» lag es auf der Hand, den ehemaligen, langjährigen Polizeivorstand und Masch'ing HTL Robert Binz (*1925) für den Beitrag über die Feuerwehr anzufragen. Während seiner Recherchen in Feuerwehr- und Ratsprotokollen und Fachbüchern ahnte er wohl nicht, in welche Falle er damit geraten war: Man wählte ihn gleich als Mitglied in die Arbeitsgruppe für Ortsgeschichte, wo er es nun mit dem Schiesswesen zu tun bekam.

(Die Red.)

Mit der Bundesverfassung vom 12. September 1848 bekommt die Schweizerische Eidgenossenschaft zum ersten Mal seit ihrem Bestehen handlungsfähige Behörden und eine klare Ausscheidung der Bundeskompetenzen. Eine Ausnahme dabei bilden die militärischen Befugnisse, die weiterhin überwiegend bei den Kantonen liegen. Hierzu drei Dokumente der «Zielschiessübung» vom Juli 1852.

Schiessplatz Schönen.

Munitionsrapport.

1852.

Von dem Quartierkommando erhalten:

Scharfe Patronen
/ Kapselhülsen zu 25 Stück jede, im Ganzen Kapseln

Ausweis.

a. Verbraucht:

Laut Schiessrolle an 34 Schützen, jedem 6 Patronen
An 37 Schützen, welche Gewehre mit neuem Feuer haben, jedem 6 Kapseln
Patronen verbraucht, um Pulver auf Zündspannen nachzuschütten.
(NB. Die Kugel folgt anbei zurück)

Kapseln zum Nachhelfen bei nicht losgegangenen Schüssen

b. Vergütet:

An baar vergütet, Patronen, das Stück zu 3 Rappen
Kapseln, je 2 Stück zu 1 Rappen

c. Zurückerstattet:

Dem Quartierkommando

Soll		Haben	
Patronen.	Kapseln.	Patronen.	Kapseln.
100	200		
		185	105
			15
		3	
Summa	100 200	190	200

Schönen am 17. Juli 1852.

Für die Richtigkeit dieser Abrechnung:
Der Schützenmeister: *Käuffli Rudolf Schönen*

Eingereichen: der Schützenstandskommandant:
Wüß Ulrich

Hochgeachteter Herr Quartiers-Commandant.

Der Unterzeichnete findet sich veranlaßt, nachstehende
Bemerkung über das Zielschießen der Schießstatt Schlieren
anzuführen:
Es waren auf der Schießstatt 38. Schießpflichtige anwesend, und
nur für 31. Mann, Munition gefaßt, nun machte ich sofort ein
Gesuch, lt. Beilage No. 1. um uns dem Mangelnden auszuweichen,
was aber von der Schützenvorsteherschaft ^{Dietikon} verweigert wurde.
Nun wurde ich genöthigt, jedem Schützen nur 5. Patronen
zu erteilen, was aber einiges Mißfallen erregte.

Mit Achtung u. Ergebenheit, zeichne

Schongau bei Rifferswil,

Der Schützenstands-Commdt.

den 3. Juli 1852.

Weiß Hrch.

Der Fehler ist von der Schützenvorsteherschaft gemacht worden.
Warum fassen dieselben nicht genügend Munition?

Quart. Comdo

Wortlaut des Briefes:

Hochgeachteter Herr Quartiers-Commandant

Der Unterzeichnete findet sich veranlaßt nachstehende
Bemerkung über das Zielschießen der Schießstatt Schlieren anzuführen.
Es waren auf der Schießstatt Schlieren 38 Schießpflichtige anwesend, und
nur für 31 Mann Munition gefaßt, nun machte ich sofort ein
Gesuch lt. Beilage No. 1 um uns dem Mangelnden auszuweichen, was aber
von der Schützenvorsteherschaft Dietikon verweigert wurde.
Nun wurde ich genöthigt, jedem Schützen nur 5 Patronen
zu erteilen, was aber einiges Mißfallen erregte.

Mit Achtung und Ergebenheit zeichnet

Schongau bei Rifferswil
den 3. Juli 1852

Der Schützenstands Commdt
Weiß Hrch.

Exerziermstr:

Der Fehler ist von der Schützenvorsteherschaft
gemacht worden. Warum fassen dieselben
nicht genügend Munition ?

Quart. Comdo

21. April 1872

Auf Wunsch einer Mehrheit der wehrpflichtigen Mannschaft wird «behufs Gründung eines Feldschützenvereins» auf Sonntagnachmittag ins Restaurant Lilie eingeladen. Dem Gründungsprotokoll ist zu entnehmen, dass jährlich mindestens 5 Schiessübungen auf bekannte und unbekannte Distanzen von 150–400 Meter abgehalten werden.

5. Mai 1872

Auf offenem Feld wird eine erste Schiessübung auf dem Landkomplex zwischen dem Oberengstringer Fussweg und dem sogenannten Ober-Ifang durchgeführt und von Westen nach Osten geschossen.

Die Polizeidirektion des Kantons Zürich hat das Schiessen bewilligt, mit dem Ersuchen, dass nachträglich die Genehmigung der Schiessstätte eingeholt werde. Im Herbst wird der Schiessplatz mit Pfählen abgegrenzt.

19. April 1874

Die Totalrevision der Bundesverfassung von 1874 wird in der Volksabstimmung angenommen. Das Militärwesen wird Bundessache. Die neue Verfassung wird am 29. Mai durch die Bundesversammlung in Kraft gesetzt.

1877–1881

werden die Schiessübungen in Altstetten auf dem Stand «Dunkelhölzli» durchgeführt (Pos. IV in der Karte unten).

1881

Die feldmässig angelegte Schiessanlage «Pfluhgarten» (ohne Schützenhaus), Schussdistanz 400 m, wird bezogen (Pos. I in der Karte). 5 Jahre später wird zur Schonung des Waldes ein Erdwall errichtet.

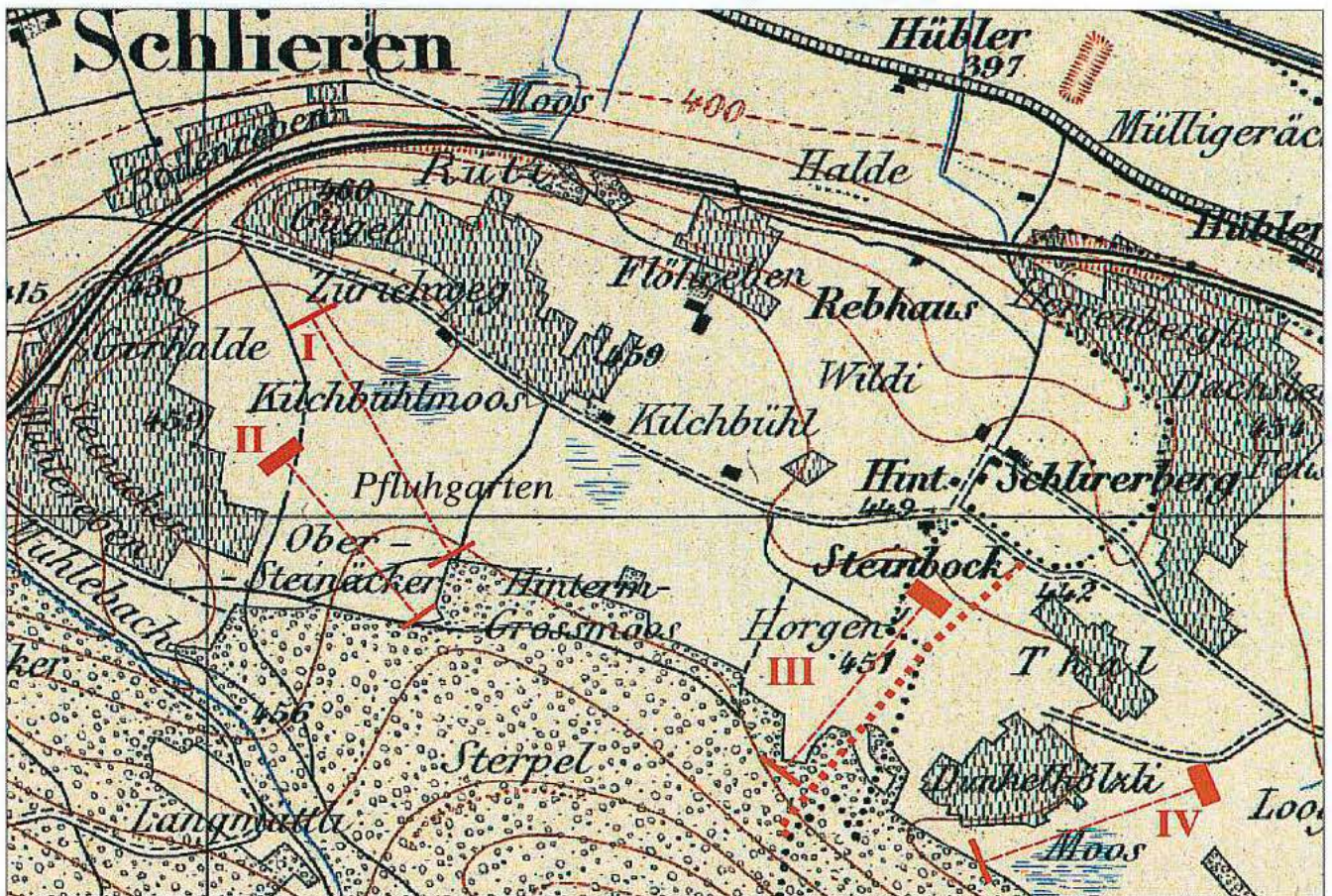
27. Januar 1897

Die Militärdirektion des Kantons Zürich gibt dem Gemeinderat vom Kreisschreiben des Waffenchefs der Infanterie Kenntnis. Dem Schriftstück ist zu entnehmen, dass die Schiessanlage bezüglich der Schussdistanzen und Sicherheit gegenüber dem Publikum ungenügend ist.



12. August 1897

Man errichtet einen neuen Schiesswall und schafft 10 neue Scheiben zum Zusammenrollen und eine solide Vorrichtung zur Befestigung auf dem Scheibenstand an.



Landeskarte 1:25 000 Blatt VIII (1904), bearbeitet von P. Suter

Eidg. Landestopographie Bern-Wabern

1908

Alle Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten im Alter von 20–40 Jahren, die mit Gewehr oder Karabiner ausgerüstet sind, werden zur Erfüllung der jährlichen Schiesspflicht verpflichtet.

27. Februar 1910

Die Gemeindeversammlung stimmt dem Bau eines festen Schützenhauses mit 10 Schiessständen und der Erstellung eines Scheibenstandes mit 8 Scheiben auf Distanz 300 Meter und 2 Scheiben auf Distanz 400 Meter zu. Die letzteren werden 1922 aufgehoben.

Das Schützenhaus liegt gegenüber der feldmässig angelegten Schiessanlage von 1881 etwa 150 m weiter südlich. (Pos. II im Plan S. 81)

Erst 1949, also 39 Jahre später, wird im Schützenhaus das elektrische Licht installiert.

1914

Infolge des ersten Weltkriegs wird der Schiessbetrieb reduziert und 2 Jahre später ganz eingestellt.

12. Mai 1930

Die Gemeindeversammlung stimmt der Erweiterung des Schützenhauses um 2 Schiessstände und der Erweiterung des Scheibenstandes um 4 Zugscheiben zu.

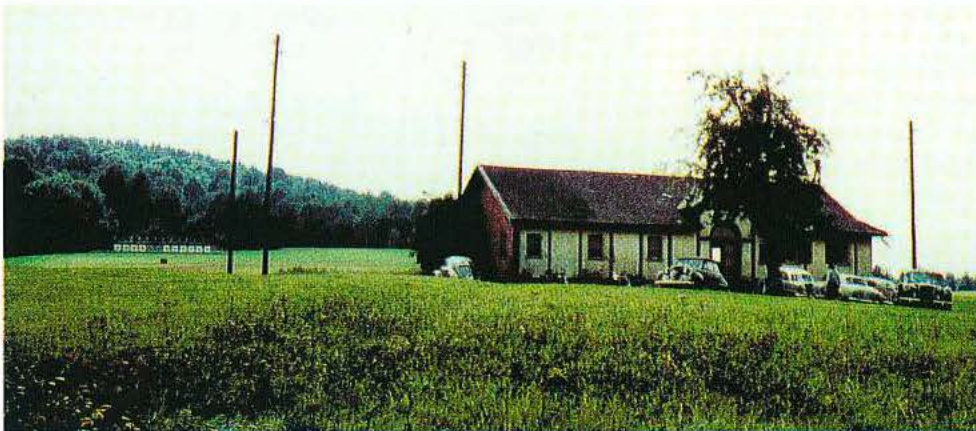
Schlieren zählt 362 Schiesspflichtige.

2. Mai 1938

Der Eidgenössische Schiessoffizier nimmt die Schiessanlage unter Berücksichtigung der durchgeführten Änderungen ab und gibt sie für den Schiessbetrieb frei.

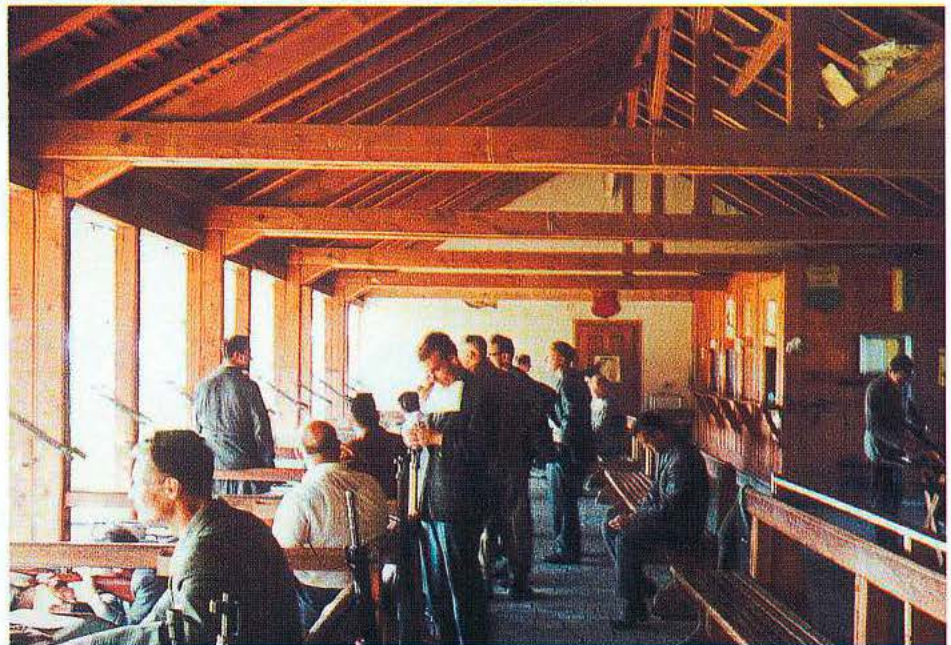
1940

Infolge Munitionsmangel wird während des zweiten Weltkriegs die Erfüllung der Schiesspflicht bis 1945 eingestellt.



Das alte Schützenhaus im «Fluhgarten» von aussen, ...

... und der Betrieb im Innern



Wir wissen nicht, bei welchem Fest von welchem Schützenverein jemand diese Aufnahme machte. Es muss aber vor 1930 gewesen sein. Denn in jenem Jahr zerstörte ein Orkan den Holzschuppen, der hier offensichtlich noch als Festhütte diente.

- 6. Januar 1948
Die Volkswirtschaftsdirektion des Kts. Zürich erinnert die Gemeinden mit einem Schreiben, sich bei der Gestaltung der Schiessprogramme unbedingt an die gesetzlichen Vorschriften über die Sonntagsruhe zu halten.
- 27. September 1949
Der Eidgenössische Schiessoffizier empfiehlt die bestehende Schiessanlage, die nach dem ersten Weltkrieg auf 12 Scheiben ausgebaut wurde, wie in anderen, vergleichbaren Gemeinden auf 18 bis 20 Scheiben zu erweitern. Diese Arbeit ist umgehend in Angriff zu nehmen.
Am 31. Oktober stimmt die Gemeindeversammlung dem Projekt und den Kosten der Erweiterung der Schiessanlage auf 20 Scheiben zu. Am 14. November genehmigt die Militärdirektion des Kantons Zürich die Erweiterungspläne.
- 14. Juni 1952
Der Infanterie Schiessverein feiert mit einem Jubiläumsschiessen sein 50 jähriges Bestehen.
- 13. September 1953
Im Vorfeld der Urnenabstimmung hat das Vorhaben plötzlich viele Gegner: Die einen wollen das Plateau auf dem Fluhgarten als Erholungszone behalten, die andern sehen darin künftiges Baugebiet. An der Urnenabstimmung wird die Erweiterung mit 448 zu 744 Stimmen verworfen.
- 19. November 1953
Nach der Ablehnung der Erweiterung richtet der Gemeinderat eine schriftliche Anfrage an die Ökonomie-Verwaltung des Klosters Fahr betr. eine Zusammenlegung mit dem Schiessplatz Unterengstringen.

Mit Schreiben vom 21. November teilt die Verwaltung mit, dass sie kein Interesse an einer vergrösserten Schiessanlage auf dem heutigen Areal von Unterengstringen habe.

- 4. Oktober 1954
Der Eidgenössische Schiessoffizier stellt fest, dass der Schiessplatz den heutigen Anforderungen nicht mehr genügt. Die Schiessanlage wird zu einem dringenden Sanierungsproblem.
In einem Schreiben vom 17. November 1953 befürworten nun beide Schützenvereine sowohl eine Erweiterung als auch die Verlegung der Schiessanlage Fluhgarten.
- 18. Januar 1955
Die Militärdirektion des Kantons Zürich nimmt die Tiefblende am alten Schützenhaus ab, mit der Bedingung, dass die Erweiterung der Schiessanlage nicht auf unbestimmte Zeit verschoben werden darf.

Einige Worte an die Stimmbürger unserer Gemeinde
 Heute und morgen müssen Sie über die Erweiterung der Schiessanlage entscheiden. In den bisherigen Beratungen dieser Vorlage wurde deren Dringlichkeit im Platzmangel bei den Schiessübungen und dem schlechten Zustand der Anlage gründet. Im Glauben an die Richtigkeit dieser Behauptungen haben der Gemeinderat und die Gemeindeversammlung den Kredit von 140 000 Franken bewilligt.

Heute aber sieht die Sache anders aus!!!
 In der Zwischenzeit hat sich nämlich herausgestellt, dass die Öffentlichkeit durch Aufbauschung von gewissen Missständen geläuscht wurde. Solche Missstände bestehen weil man defekte Signal- und Scheibenanlagen, anstatt zu reparieren, ganz verlottert liess. Die durch die schlechte Organisation des Schiessbetriebes verschuldeten Stauungen hat man bestehen lassen und damit den Behörden die Notwendigkeit einer Neuanlage demonstriert.

Das ist aber kein ehrliches Spiel!!!
 Die interessierten Kreise haben sich nicht mit dem Gemeinderat unter Druck der Sportschützenvereine zufriedengegeben.

Der Schiessanlage: NEIN
 Stimm- und Steuerberechtigte



Blick von Westen über das «Plateau» des Schlierer Bergs, das die einen Gegner der Vorlage als Nah-Erholungsgebiet retten wollten, andere als künftiges Baugebiet betrachteten. In der Mitte des Bildes das alte Schützenhaus. Ganz oben im Bild hinter den Wiesen unmittelbar vor den ersten Häusern Altstettens der Schiessstand «Dunkelhölzli». Vorn die Wettertsche Kiesgrube.

13. September ein **JA** in die Urne zu legen.

Feldschützenverein

Schießplatzkommission

Infanterieschießverein

19. Januar 1956

Der Eidgenössische Schiessoffizier lehnt die Verlegung der Schiessanlage Fluhgarten ins Betschenrohr an der Limmat aus sicherheitstechnischen Gründen ab. Positiv zu werten sei ein Zusammenlegen mit der Schiessanlage Unterengstringen.

Eine weitere Anfrage des Gemeinderates in dieser Angelegenheit lehnt die Ökonomie-Verwaltung des Klosters Fahr mit Schreiben vom 5. Dezember erneut ab.

1. Juli 1958

Die Schiessplatzkommission orientiert über eine allfällige Verlegung in das Gebiet «Horgen».

9. Oktober 1958

Der Eidgenössische Schiessoffizier insistiert erneut und betrachtet es als seine Pflicht, die Gemeindebehörde einzuladen, die Frage der Rekonstruktion beziehungsweise die Verlegung der Schiessanlage Fluhgarten nicht länger zu verschieben.

2. Februar 1959

Gemeinderäte, Gemeinde-Ingenieur, Mitglieder der Schiessplatzkommission, Vertreter beider Schützenvereine und der politischen Parteien sind zu einer Orientierung über die sanierungsbedürftige und völlig ungenügende Schiessanlage «Fluhgarten» eingeladen.

Seit 1951 bearbeitet eine Schiessplatz-Baukommission alle zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, kommt aber zu keinem Entscheid. Dieser liegt nun bei der Exekutive, die am 13. Februar die Erweiterung der Anlage «Fluhgarten» beschliesst. Das löst heftige Opposition aus, da immer mehr Argumente für einen Neubau und die Verlegung an die Gemeindegrenze «Im Horgen» sprechen.

18. September 1959

Gemäss dem Stadtrat von Zürich besteht die Möglichkeit, den Schiessplatz Altstetten «Dunkelhölzli» (Pos. IV in der Karte S. 81) an die Grenze Schlierens zu verlegen. Eine Kombination mit der Schiessanlage Schlieren wird geprüft aber nie vollzogen. (Denn die Schiessanlage «Dunkelhölzli» wurde später abgebrochen.)

18. Dezember 1959

Die Gemeindeversammlung stimmt dem Projekt und den Kosten der neuen Schiessanlage im «Horgen» an der Grenze zur Stadt Zürich zu.

(Kostenvoranschlag: Fr. 398 000.–)

Am 21. Dez. genehmigt die Militärdirektion des Kts. Zürich die Pläne für den Neubau der Schiessanlage mit 20 Zugscheiben. (Pos. III in Karte S. 81)

17. Januar 1960

Trotz einem Flugblatt gegen die neue Schiessanlage sagen die Stimmberechtigten an der Urne mit 793 : 502 Stimmen ja zur Vorlage.

Im Projekt ist die Erweiterung der Scheibenzahl von 20 auf 24 berücksichtigt.

2. Juni 1960

Der Regierungsrat des Kantons Zürich erteilt die Bewilligung mit Auflagen zur Rodung von 64,2 a Wald im «Horgen» (genauer im «Sterpel») für die Erstellung des Scheibenstandes.

1. Dezember 1962

Die neue Schiessanlage «Im Horgen» bedingt die Verlegung der Gemeindegrenze zwischen der Stadt Zürich und der Gemeinde Schlieren. Verschiedene Einsprachen und Rekurse gegen den Standort verzögern den Bau um Jahre. Sie müssen im Expropriationsverfahren erledigt werden. Mit der Bewilligung des Eidg. Schiessoffiziers (sie muss jedes Jahr neu erteilt werden) zur Benützung der Anlage Fluhgarten ist der Schiessbetrieb 1963 sichergestellt.

5. Juli 1963

Der Gemeinderat orientiert an der Gemeindeversammlung, dass er am 13. Juni 1963 beschlossen hat, mit dem Bau der Schiessanlage «Im Horgen» sofort nach Erteilung der Baubewilligung zu beginnen. Sobald die Expropriationsentscheide vorliegen wird der erforderliche Nachtragskredit beantragt.

29. März 1966

Für das laufende Jahr erteilt der Eidgenössische Schiessoffizier eine Ausnahmegewilligung zur Benutzung der Schiessanlage Fluhgarten; unter der Bedingung, dass spätestens 1967 die neue Anlage «Im Horgen» in Betrieb genommen wird.

Schiessplatz-Projekt: die Opposition sagt JA

1953 sprachen wichtige Gründe gegen die Vorlage — heute sprechen wichtigste Gründe dafür

Wir waren vor 7 Jahren fast allein gegen die damalige Flick-Vorlage. Die seitherige Entwicklung hat uns recht gegeben. Heute werden unsere Argumente von allen Seiten anerkannt.

Wir wollten dass der Schiessplatz in sonst unbenütztes Land verlegt werde. Jetzt ist es soweit. Er ist im Grüngürtel zwischen Altstetten und Schlieren vorgesehen, wo kein Wohngebiet verloren geht.

Wir wollten das prächtige Hochland für ruhige Jagd und Schiesssport. Jetzt wird das münchener Hochland für ruhige Jagd und Schiesssport nicht nur...

Das neue Schützenhaus im «Horgen» von Südwesten

Der zukunftsreichen Lösung ein freudiges JA

Für die Oppositionsgruppe «Stimm- und Steuerberechtigte»: P. Furrer



8. Oktober 1966

Der Gemeinderat lädt zum Stand-Eröffnungsschiessen auf der neu erstellten Anlage «Im Horgen» ein, deren Kosten schliesslich Fr. 797 267.– betragen haben.

27. Oktober 1966

Die neu erstellte 300-m-Schiessanlage mit 20 Zugscheiben wird durch die Kantonale Militärdirektion abgenommen und für den Schiessbetrieb frei gegeben.

24. November 1966

Im Protokoll des Stadtrates der Stadt Zürich ist die mit dem Bau verbundene Verlegung der Gemeindegrenze Zürich-Schlieren endgültig festgelegt. (Siehe Karte S. 81)

11. Mai 1967

Der Gemeinderat beschliesst, das Schützenhaus «Fluhgarten» vorübergehend dem Fürsorgevorstand zur Verwendung als Freizeitzentrum zu überlassen.

Am 21. Dezember wird Strassenmeister Heinrich Bräm mit dem Abtragen und Planieren des alten Scheibenwalls und des Scheibenstands beauftragt und erhält die Vollmacht, die maschinellen Arbeiten selbst zu vergeben.

5. November 1967

Das Schützenhaus Fluhgarten wird abgebrochen.

1972

Jubiläumsschiessen

«100 Jahre Feldschützenverein Schlieren».

1979/1980

Im Schützenhaus «Im Horgen» wird eine Schützenstube eingebaut.

18. November 1985

Auf Antrag des Stadtrates genehmigt der Gemeinderat den Einbau von 8 Scheiben mit elektronischer Trefferanzeige. Die Scheiben werden 1986 dem Betrieb übergeben.

Durch diese Ergänzung können die Tage für die obligatorischen und freiwilligen Schiessübungen reduziert und der Schiessbetrieb einfacher gestaltet werden.

2000

Als Folge der Lärmschutzverordnung für Schiessanlagen sind einige Anpassungen notwendig.



Das alte Schützenhaus 1967 als Freizeitzentrum – reif für den Abbruch!

Bisherige Ausstellungen

zusammengestellt von Thomas Stauber

Jahr	Themen	Ausstellungsort
1951	Spital-Urbar, Dokumente der Kirche Schlieren	in der Vitrine von P. Furrer
1952	Lichtbildervortrag «Entstehung von Schlieren» (Komitee für Heimatkunde)	im Restaurant Bahnhof
1953	Lichtbild-Vortrag und Gründung der Vereinigung für Heimatkunde Alte Bilder der Gemeinde Schlieren, Bilder und Postkarten	Papeterie Vollenweider, Badenerstr. 5
1954	Seltene Gegenstände aus Schlieren, Dorfbild von 1890 (Leihgabe)	Papeterie Vollenweider, Badenerstr. 5
1955	Regionale Ausstellung Schlieren, Dietikon, Altstetten, Höngg, Albisrieden Kacheln, Karten, Werkzeuge, Bilder, Urkunden	in der Turnhalle Grabenstrasse
1956	—	
1957	Dorfrundgang mit E. Hug, H. Frey, Heinr. Meier-Rütschi	
1958	—	
1959	Eröffnung des Ortsmuseums im Schulhaus Hofacker Pläne, Ansichten, Wild-Karte von 1851, Küferwerkstatt und-geräte (mit Demonstration)	im Schulhaus Hofacker
...		
1967	Gegenstände, Urkunden, Bilder aus Schlieren, Küferwerkstatt, Münzensammlung, Alemannengrab	im Schulhaus Hofacker
...		
1975	«Puure-Metzgete», Limmattal-Strassenbahn	im Schulhaus Hofacker
1976	Limmattal-Strassenbahn	im Schulhaus Hofacker
1977	—	
1978	«Als wir noch zur Schule gingen», Fotos ehemaliger Schulklassen	im Schulhaus Hofacker
1979	Zimmerhandwerk und Holzbau (mit Demonstration)	im Schulhaus Hofacker
1980	Mutter und Kind, Küche im Charakter des 18. Jahrhunderts, Stube mit Spätbiedermeier-Mobiliar	
1981	Einweihung des Ortsmuseums an der Badenerstrasse 15, Schlieren in den letzten 100 Jahren, von der Weide zum Korb	wo künftig alle Ausstellungen stattfinden
1983	«Was wir sammeln», Kuchenformen, erste Kupfer-Lichtdrucke	
1984	Korbmacherei, Sängerstube, Puppenausstellung, Foto-Lichtdrucke, Fasnacht und Masken	
1985	50 Jahre Jungwacht, Gordon-Bennet-Ballonwettfliegen 1903, 75 Jahre Damen-Turnverein, Blechdosensammlung	
1986	«Was Grossmutter noch liebte», Porzellan des 19. Jahrhunderts, Ansichtskarten Schlieren, Werke des Kunstmalers Werner Christen, Spreitenbach	
1987	Geschichte des Gaswerks, Ackerwalze (Leihgabe für 6 Jahre), Pläne und Bilder alter Strassen in Schlieren	
1988	Ofenkacheln und andere Raritäten aus eigenen Beständen, Limmattkorrektur im 18. Jh.	
1990	Limmattkorrektur im 18. Jahrhundert, Flachsverarbeitungs-Utensilien Gegenstände aus der Färberei, Jahrgänger-Fotos, restauriertes Sammelgut	
1991	Ofen- und Kachel-Ausstellung	
1992	Ofen- und Kachel-Ausstellung, 100 Jahre Samariterverein	
1993	Geologie im Limmattal	
1994	Zehntenplan von 1819, Geschichte des Knochenleims (Fa. Geistlich) Geologie-Ausstellung, 10 000 Jahre altes, fossiles Föhrenholz	
1995	Geologie-Ausstellung, 75 Jahre SATUS	
1996	Waldausstellung, kulturelles Leben in Schlieren in den letzten 20 Jahren	
1996	Waldausstellung (verlängert)	
1998	Schlieren während des Zweiten Weltkriegs, 75-Jahr-Jubiläum der Harmonie Schlieren	
1999	Renovation des Ortsmuseums	
2000	Textilausstellung, Luftaufnahmen, Brunnen	
2001	Limmattal-Strassenbahn, Feuerwehr, Luftaufnahmen	
2002	Fotos aus der Geschichte der VHS und Ereignisse der letzten 50 Jahre	
2003	vorgesehen: «Unsere Jugend sammelt»	

Bisher erschienene Jahrhefte

- 1954 Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Schlieren
von Gustav Fausch (vergriffen)
- 1955 Vom Schlieremer Wald
von Dr. Emil Surber (vergriffen)
- 1957 Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten
von Hugo Brodbeck,
Heinrich Wipf und Hans Brunner
- 1959 Schlieren vor 100 Jahren
von Dr. Emil Surber und Heinrich Meier-Rütschi
- 1961 Das Tragerbuch aus dem Jahre 1759
von Rolf Grimm
Grosse Überschwemmung und Hochwasser
im Limmattal am 14. und 15. Juni 1910
von Eduard Böhringer
Albert Vollenweider-Schuler
Lebensfragment eines alten Schlieremers
von Heinrich Wipf
Rudolf Hollenweger von Schlieren,
Lehrer in Blumenau, Brasilien
von Heinrich Meier-Rütschi
- 1963 Rückblick auf die ersten 10 Jahre des Bestehens
der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren
von Heinrich Meier-Rütschi
Bürgernutzen vor 100 Jahren
von Dr. Hans Heinrich Frey
Die Aufhebung des Bürgernutzens in Schlieren
von Heinrich Meier-Rütschi
Der 1. Juni 828, ein Markstein
in der Geschichte von Schlieren
von Rolf Grimm
- 1965 Die grosse Schulreise von 1833
von Rolf Grimm
- 1967 Kilch und Gmeind zu Schlieren
unter dem Spital zu Zürich 1379–1824
von Hans Höhn
- 1970 Die Inventarisierung der
kulturhistorischen Objekte, I. Teil
von Peter Ringger
- 1972 Die Inventarisierung der
kulturhistorischen Objekte, II. Teil
von Peter Ringger und Jean-Claude Perrin
- 1975 Aus den Anfängen der Schlieremer Industrie
von Hans Bachmann, Walter Bösch,
Ursula Fortuna und Peter Ringger
- 1977 Gerichtsbüchli von Schlieren
Eingeleitet von Ursula Fortuna
- 1979 Die Öffnung von Schlieren
von Ursula Fortuna
- 1981 Die Pfarrbücher von Schlieren, Ehen 1622–1875
von Ursula Fortuna
- 1992 Ein Schlieremer erlebt Amerika
von Kurt Scheitlin
- 1993 Aus der Geschichte der Gemeinde Schlieren
zwischen 1914 und 1939
von Heiri Meier
- 1994 Von der «Lymhütte» zum chemischen Unternehmen
Ed. Geistlich Söhne AG, Schlieren
von Philipp Meier und Heinrich Geistlich
- 1995 Das Kohlengaswerk der Stadt Zürich
in Schlieren 1898–1974
von Max Kübler
- 1996 Wir Kinder vom «Negerdorf»
von Heidi und Kurt Scheitlin
Landwirtschaftlicher Verein Schlieren
gegründet 1893
von Rudolf Weidmann
- 1998 Schlieren während des Zweiten Weltkriegs
von Heiri Meier und Kurt Frey
- 1999 Leben und Wirken des Dr. Robert Egli
des langjährigen Arztes und Wohltäters in Schlieren
von Eduard Böhringer
Von Tüchlern, Rutengängern, Wasserschmökern
und Schiebern. Die Geschichte der Wasserversorgung
von Schlieren
von Karl Stoller
- 2000 Schlierens Orts- und Flurnamen
von Dr. Alfred Egli
- 2001 Der Schlieremer Wald im Wandel der Zeit
von Kurt Frey und andern Autoren
- 2002 «Feuer und Wasser»
Die Limmatkorrektion 1876 – 19
von Philipp Meier
Die Geschichte der Feuerwehr Schlieren
von Robert Binz und Angehörigen der Feuerwehr
- 2003 3 Jubiläen
50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde Schlieren
von Paul Furrer und Heiri Meier
25 Schlieremer Jahrhefte
Heiri Meier und Kurt Frey
Schlieren 200 Jahre beim Kanton Zürich
von Peter Suter
Schliermer Dorfgschichte
von Heiri Bräm und Rudolf Weidmann
Schlierens 300-m-Schiessanlagen
von Robert Binz

Quellen

Literaturnachweis

50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde

Jahrheft 1963
Vereins-Protokolle

Die Geschichte der 25 Jahrhefte

alle 25 Jahrhefte

200 Jahre beim Kanton Zürich

und historische Einlage S. 33–38

Durch Geschichte zur Gegenwart (2 Bde.), Zürich 1986
Dürrenmatt, Schweizer Geschichte, Zürich 1963
Geschichte des Kts. Zürich (3 Bände), Zürich 1994–96
Rutsch, Welt- und Schweizergesch. (2 Bde.), Zürich 1963
Schmid/Schib, Weltgeschichte (Bd. 1), Erlenbach ZH 1976
Vereinigung für Heimatkunde Schlieren
Jahrhefte 1961, 1963, 1967, 1970, 1972, 1977, 1979, 2000
<www.statistik.zh.ch>
<www.snl.ch> Historisches Lexikon der Schweiz, Bern
<www.geschi.de> Geschichte.de, Bad Nauheim
Zeiten, Menschen, Kulturen (Bd. 4+5), Zürich 1976ff.

Die 300-m-Schiessanlagen

Bundesverfassung vom 29. Mai 1874 mit Änderungen
bis 1. Februar 1941
1872–1972, 100 Jahre Feldschützenverein Schlieren
Stadtarchiv Schlieren: Protokolle und Korrespondenz der
Schiessplatz-Baukommission
Bauamt Schlieren
Vereinigung für Heimatkunde Schlieren
verschiedene Jahrhefte

Bildnachweis

Fotos:

H. Bachmann, Schlieren: S. 12 *alle*, 13 *alle*, 17 *r(2)u*,
23 *ur*, 85
R. Binz, Schlieren: S. 79 *o*
H.R. Elmer, Schlieren: S. 3
Dr. Ursula Fortuna, Schlieren: S. 19 *u*, 24 *r*
P. Furrer, Schlieren: S. 6, 7, 9 *u*, 10, 11 *alle*, 16 *alle*, 17 *ol*,
18 *alle*, 19 *o*, 23 *l(2)or*, 24 *ml*,
Fam. Grimm: S. 39 *l*,
Fam. Künzler S. 8 *ul*
H. Meier-Buchli, Schlieren: S. 15, 23 *o*
Ortsmuseum Schlieren: S. 8 *r*, 14, 21 *u*, 22 *r(3)*, 25 *alle*,
26 *ml-or*, 27 *alle*, 31, 32, 68,
82 *alle*, 83 *m*, 84 *m*, 83 *m*
Frau Steffen, Schlieren: S. 9 *o*
P. Suter, Schlieren: S. 22 *l*, 26 *ur*
R. Weidmann, Schlieren: S. 69 *ol*
Foto Welti, Schlieren: S. 52
Stocker-Schmid, Dietikon S. 8 *ol*

Dokumente und Bilder

R. Binz, Schlieren: S. 83 *o*, 83 *m* 84 *o*
EVED, Bern: S. 64 *mr*
Schweiz. Bundesarchiv, Bern: S. 62 *o*, 64 *ur*
Schweiz. Landesmuseum: S. 33 *r*
Staatsarchiv des Kts. Aargau: S. 46 [Foto: R. Basler, Aarau]
Staatsarchiv des Kts. Bern: S. 59 *m*
Staatsarchiv des Kts. Zürich: S. 35 *l* [W: 3.21], 39 *r*,
43 *alle* [H I 111]
Stadtarchiv Schlieren: S. 78, 79 *u*, 80 [Fotos; P. Suter]
Stiftsarchiv des Kosters St. Gallen:
S. 40 [Foto: R. Kühne, St. Gallen]
Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung:
S. 33 *l* [Ink K 253 Nr. 2. f. 6r]
S. 58 [MS. B 99a, f. 177], 59 *or*
Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung: S. 61 *or*
Jahresblätter der Letzi-Zunft Zürich: S. 55

Karten (alle bearbeitet von P. Suter)

H. Kutzsch, Kartograph. Institut ETH Zürich: S. 35 *r*, 36
Eidg. Landestopographie Bern-Wabern: S. 54 *ml(2)u*, 81 *u*
Staatsarchiv des Kts. Aargau: S. 30, 54 *or(3)*,
P. Suter, Schlieren: S. 42, 60 *alle*, 62 *u*, 77

Grafiken

Stadtverwaltung Schlieren: Umschlag (Wappen)
P. Suter, Schlieren: Umschlagbild; S. 34, 37 *alle*, 38, 66 *ml*
Verkehrsverein Stadt Frauenfeld [R. Fischli]: S. 61 *l*
M. Weidmann, Schlieren: S. 69, 70, 72, 73, 74

Ergänzungen zu den Seitenzahlen:

o: oben *r*: rechts
m: Mitte *l*: links
u: unten (3): kombin. Bilder

